

Theologisch-praktische Quartalschrift

1910.

63. Jahrgang.



—o I. Heft. o—

I. Was ist Modernismus und was verdient Modernismus zu heißen?

(Zeitbetrachtungen zum Verständnis des Modernismus. V.)
Von Universitäts-Professor P. Albert M. Weiß O. Pr. in Freiburg (Schweiz).

Mit dem Wort Modernismus geht es wie mit allen ähnlichen Stichworten, die zur Kennzeichnung irgend einer bedenklichen Richtung eingeführt worden sind. Erst wollte jeder, wenn nicht Modernist schlechtin sein, so doch seinen Anteil am Modernismus haben, selbstverständlich am „richtigen“ Modernismus. Seitdem Pius X. sein Urteil darüber ausgesprochen hat, will keiner mehr etwas davon wissen und kann sich keiner genug tun mit Ausdrücken der Entrüstung gegen die Ungeheuer, die durch ihre Maßlosigkeit dem berechtigten Freisinn Mißtrauen und Schwierigkeiten aufgeladen hätten. So war es einst mit dem Wort Aufklärung, so mit den Worten Rationalismus, Illuminatismus, Liberalismus, Reformkatholizismus u. a. m.

Diese Lossagung vom Worte Modernismus wäre ja ganz erfreulich, wenn damit die Sache selbst ein- für allemal abgetan wäre. Daran aber läßt uns schon die Geschichte ähnlicher Stichworte aus früherer Zeit zweifeln. So lange sich die Früchte der Aufklärung in so entsetzlicher Weise fühlbar machten, wie das seit Ende des 18. Jahrhunderts der Fall war, so lange ihre Schreckensfinder deren wahren Geist so übermütig und frech vor aller Welt zur Schau trugen, so lange die allgemeine Meinung das Wort Aufklärung als eine gesellschaftliche Gefahr wie Aussatz und Pest verabscheute, so lange einer als bei allen besonnenen Charakteren geächtet galt, wenn sich sein Widersacher an ihm durch den Schimpfnamen Aufklärer rächte, da

wies jeder mit Abscheu den verhaßten Ausdruck Aufklärung zurück. Als sich die Wogen geglättet hatten, da fand man allmählich heraus, daß die ganze Bewegung doch auch manches Gute enthalten habe. Und heute sagt uns die Wissenschaft im Namen der geschichtlichen Unbefangenheit, daß die Aufklärung zu Recht und mit Notwendigkeit als Reaktion gegen Verknöcherung und Aberglauben aufgetreten sei, daß sie unbestreitbar wohlthätige Folgen nach sich gezogen und daß sich die verkehrte Orthodoxie an ihr durch Lüge und Fanatismus versündigt habe. Ähnliches und noch Stärkeres bekommen wir zu hören, wenn von der Reformation, vom Gallikanismus, vom Janzenismus und von der Regergeschichte überhaupt die Rede ist.

Schon um solcher Vorgänge willen können wir uns nicht so ohne weiteres beruhigen, wenn man uns beständig sagt: Der Modernismus ist, vorausgesetzt, daß er jemals bestanden habe, eine überwundene Sache — *Roma locuta, causa finita*. Wer jetzt noch immer wieder auf dies Wort zurückgreift, der hat offenbar selber kein Vertrauen auf die Macht des Papstes. Auf jeden Fall wühlt er lieblos in den Wunden, die sich sonst von selber schließen würden und macht die Gefahr dauernd, indem er durch die Erinnerung an vergangene Dinge immer wieder neue Versuchungen wachruft.

Nun soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden, daß derlei Gefahren möglich sind und daß sie in Zeiten allgemeiner Erregung auch zur Wirklichkeit werden können. Das mag uns zur Vorsicht und zum Maßhalten mahnen, kann uns aber nicht abhalten, die Sache sachlich zu prüfen; zudem verlangt die Liebe nicht bloß, daß man die Verwundeten schonend behandle, sondern auch, daß man die Gesunden vor Verwundung und Ansteckung bewahre. Die Pflicht gegen die Wahrheit aber geht jeder persönlichen Rücksicht vor. Und daß die Wahrheit in diesem Stück der Gefährdung nicht überhoben ist, das beweisen die Tatsachen zur Genüge. Es erweckt zum mindesten Verdacht, wenn man lesen und hören muß, der Modernismus in der Gestalt, wie ihn die *Encyclica Pascendi* schildert, habe nie existiert und existiere nirgends. Hat denn etwa Pius X. das gewaltige Aktenstück nur veröffentlicht, um seine Zeit durch irgend eine schriftliche Beschäftigung herumzubringen, etwa wie die griechischen Rhetoren ihre Musterreden fertigten für einen rein eingebildeten Anlaß? Es erweckt nicht minder Verdacht, wenn man umgekehrt sagt: Hier haben wir eine authentische Erklärung darüber, was unter

Modernismus zu verstehen ist. Also ist nur der ein Modernist, auf den jedes Wort zutrifft. Den aber findet man sicher nirgends. Klage man also niemand an. Niemand soll uns an Respekt vor den Worten des Papstes übertreffen. Aber gerade weil wir es mit ihnen so ernst nehmen, glauben wir uns verpflichtet, die Verteidigung von Männern zu übernehmen, die von blinden Eiferern so unverantwortlich angeklagt werden. Davon kann doch keine Rede sein, sagte noch im März 1909 eine vielgenannte katholische Revue, daß Murri zu den Modernisten gehöre; er ist mit der Disziplin der Kirche in Widerspruch geraten, sonst aber ist er ferne den vom Papst verworfenen Lehren.

Mögen die letzten Gründe für diese und ähnliche Versuche, das Dasein des Modernismus zu leugnen, recht verschieden sein, jedenfalls hängen sie zusammen mit einer falschen Vorstellung von seinem Wesen oder sie führen zu einer solchen. Einige Ausführungen über die wahre Bedeutung dessen, was unter diesem Ausdruck zu verstehen ist, dürften deshalb nicht ganz überflüssig sein.

Um hierüber Klarheit zu gewinnen, ist es vor allem nötig, einen Satz hervorzuheben, von dessen Berücksichtigung nicht bloß das richtige Urteil über unsere Zeitverhältnisse, sondern auch das Verständnis für die gesamte Geistesgeschichte, für die Geschichte der Kirche, des Glaubens, der Sitte und der Kultur abhängt, einen Satz, der leider nicht immer genügend beherzigt wird. Suchen wir uns die Einsicht in dessen Bedeutung klar zu machen durch einen Blick auf zwei Zeitabschnitte, die mit unserer Gegenwart sehr vieles gemeinsam haben, die Zeit vor der Reformation und die Aufklärungszeit. Fragen wir unsere Geschichtschreiber, wie es zu dem großen Abfall vom Glauben im 16. Jahrhundert kommen konnte, so führen sie uns lange Reihen von Uebelständen an, den Verfall der klösterlichen Zucht, die Sittenlosigkeit im Klerus, die Verwilderung in den adeligen Stiftern, die Verweltlichung des Papsttums und der Bischöfe, den Ablasshandel usw. usw. Lauter einzelne Fälle, einzelne Tatsachen, vereinzelte Zustände. Daneben nennen sie vielleicht — vielleicht auch nicht — das Sinken des Glaubensgeistes und der Frömmigkeit. Im günstigsten Fall also, wenn sie überhaupt für derlei Imponderabilien, wie sie sich gerne ausdrücken, ein Auge haben, stellen sie diese Uebelstände prinzipieller Art auf eine Stufe mit den übrigen, rein äußerlichen und oberflächlichen Erscheinungen jener

Zeit. Da muß sich aber doch jeder fragen, wie es kam, daß diese moralischen und disziplinären Uebel des 15. Jahrhunderts die Glaubensspaltung hervorgerufen haben, während im 11. und 12. Jahrhundert nichts ähnliches erfolgte, obgleich damals die sittliche Ausartung zum mindesten ebenso groß war. Die Antwort hierauf führt uns zu der Sache, um die es sich hier handelt. Im früheren Mittelalter waren die Schäden im öffentlichen und im persönlichen Leben vielleicht oft nicht geringer als später, aber der Glaube und die Autorität der Kirche standen unerschüttert fest. Im 15. Jahrhundert waren drei Dinge ins Wanken gekommen, die Autorität der Kirche, der Glaube an ihre von Christus gesetzte Verfassung und vielfach selbst die richtige Auffassung von der Natur und von den Grundlagen des Glaubens. Da bedurfte es nur eines Stoßes, um das ganze Gebäude zum Einsturz zu bringen. Diese drei Ursachen besagen mehr als einige hundert äußerliche Mißstände. Historiker, die sie höchstens nebenher zu den übrigen hinzu nennen, gleich als bedeutete das Irrewerden an dem göttlichen Charakter der Kirche nicht mehr als der Aerger über ein paar Klosterstandale, fördern, ohne es selbst zu ahnen, jene mechanische oder materialistische Geschichtsauffassung, deren sich die Sozialdemokratie rühmt. Aber sie sind weit entfernt von der Einsicht in die unleugbare Tatsache, daß die Erschütterung der Glaubensgewißheit, und handelte es sich auch nur um eine einzelne Wahrheit, unaussprechlich mehr Schaden anrichtet, als Hunderte von Mißbräuchen, die weit mehr in die Augen fallen.¹⁾

Das nämliche gilt, um ein weiteres Beispiel zu nehmen, für die Beurteilung der Aufklärungszeit. Man will uns jetzt über diese ein ganz neues Licht aufstecken. Das hergebrachte Urteil sei eine große Ungerechtigkeit. Man müsse bedenken, welche Auswüchse sie im Betrieb der Theologie, in der Seelsorge und im kirchlichen Leben beseitigt habe, dann werde man es billiger veranschlagen, daß sie da oder dort im Eifer für die gute Sache zu weit gegangen sei. Eine Geschichtschreibung, die es versucht, diese Grundsätze aufzustellen, muß schon vom Geist des Glaubens, von aller Dogmatik und von den heiligsten

¹⁾ Diese wenigen Worte mögen zugleich genügen als Antwort auf gewisse Angriffe gegen das Werk über „Luther und das Luthertum“, Angriffe, die wir lieber mit Stillschweigen übergangen hätten, wenn sie nicht unter dem Schutz der Görresgesellschaft wären vorgetragen worden.

Interessen der Christenheit absehen. Zugegeben, die Herren Eybel, Werkmeister und Wittola hätten aus reinsten, heiligsten Absicht Wallfahrten, Kreuzweg-, Rosenkranz- und Segenandachten ausgerottet, weil die damit verbundenen Mißbräuche sonst nicht hätten beseitigt werden können, kann ein Historiker sie heute darum rechtfertigen, wenn er sieht, daß ihr Treiben dem Empfang der Sakramente, dem Besuch des Gottesdienstes und dem kirchlichen Leben den Garaus gemacht hat? Und wenn er vollends erwägt, mit welcher hübscher Frivolität die Aufklärer alles Heilige besudelten, mit welcher Geringschätzung sie die Heilige Schrift und die Väter, den Papst, den kirchlichen Gehorsam, den Zölibat, das Brevier behandelten, wie verächtlich sie über den Glauben an die Messianischen Weissagungen, über die Heiligenverehrung und die übernatürlichen Geheimnisse spotteten, mit welchem Leichtsinne sie an den Glaubenswahrheiten nergelten und experimentierten, wenn er die Liste von Häresien durchgeht, die Pius VI. an den Beschlüssen der Synode von Pistoja zu verdammen für nötig erachtete, wird er es wagen, diesen hundert Angriffen auf die Grundlagen des Christentums die fünf oder zehn Verdienste gegenüber zu stellen, die sie sich dadurch erwarben, daß sie ein paar überflüssige Feiertage abschafften und einige Böpfe von den alten Perücken abschnitten, um Platz für noch größere zu machen?

Damit finden wir nun aber auch den richtigen Weg zum Urtheil über unsere Zeitlage gewiesen. Auch nach dieser Seite hin macht sich der leidige Mechanismus, der bloß mit Ziffern rechnet, sonst aber jede Nummer als gleichbedeutend behandelt, in verhängnisvoller Weise geltend. Unsere moderne Kultur, heißt es, hat eine solche Menge von Vorzügen aufzuweisen, daß die Schattenseiten dagegen ganz in den Hintergrund treten. Die Entdeckungen in den Naturwissenschaften, die Fortschritte in der Mechanik und im Verkehrswesen sind nicht mehr zu zählen. Allerdings steht das religiöse Leben nicht ganz auf der gebührenden Höhe und der „Kampf um die Weltanschauung“ hat noch nicht allenthalben befriedigende Ergebnisse geliefert. Wir bedauern das aufrichtig, wir sehen aber darin kein Hindernis, uns als warme Freunde und ungeheuchelte Bewunderer der modernen Kultur zu erklären. Als ob das religiöse Siechtum eine nebensächliche Einheit wäre, gleich den hunderttausend Einheiten materieller Errungenschaften! Als ob nicht vielmehr unsere religiöse und moralische Schwäche alle äußerlichen Fortschritte mangelhaft, vielfach selbst unnütz machte! Als ob

nicht die Irrungen der Zeit in Bezug auf die höchsten Güter der Seele weit schwerer ins Gewicht fielen denn alle übrigen untergeordneten Güter!

Steht aber das fest, dann kann es nicht so schwer sein, die richtige Würdigung dessen, was Modernismus ist, zu finden. Fürchte niemand, er sei genötigt, auch nur eine der sogenannten modernen Errungenschaften preiszugeben oder zu verdammen, falls er sich vom Modernismus ferne hält. Es kann einer modern bleiben vom Scheitel bis zur Zehe in allen Dingen, die das äußerliche Leben und die Methode der wissenschaftlichen Forschung betreffen, ohne daß er bei der Kirche auf irgend welche Hindernisse oder auch nur auf Mißtrauen stößt. Die Schwierigkeiten beginnen erst, wenn er sich an jene Grundsätze für das Denken und das Leben hält, die man unter dem Gesamtnamen der modernen Weltanschauung den alten Lehren des Christentums als Widerspruch oder als Berichtigung gegenüberstellt. Derselbe Unterschied zwischen den äußerlichen Zeiterscheinungen und den leitenden Zeitideen, den jeder festhalten muß, der über die Vergangenheit ein richtiges Urteil fällen will, muß auch im Auge behalten werden, wenn jemand die Gegenwart richtig würdigen will. Nicht die Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften, nicht die Bemeisterung der Naturkräfte, nicht die Entdeckungen am Himmel und auf der Erde dürfen den Ausschlag geben, sondern einzig die Fortschritte oder die Rückschritte in der Erkenntnis der ewig unwandelbaren Wahrheiten und in deren Anwendung auf das Leben. Deshalb kann einer ein aufrichtiger Bewunderer und Förderer unseres Kulturlebens sein, wenn er schon an unserer Kultur gerade das vermißt, was ihr allein wahren Wert und die Sicherheit dauernden Bestandes verleiht. Und es kann einer die feste Ueberzeugung haben, daß er der modernen Kultur, zumal ihrem wichtigsten Bestandteil, dem Fortschritt in den sogenannten Geisteswissenschaften, um so bessere Dienste leistet, je entschiedener er sich dem entgegensetzt, was man Modernismus nennt.¹⁾

¹⁾ Zur Beruhigung ängstlicher Gemüter sei hier wieder einmal hervor- gehoben, daß es sich bei der Frage um die Berechtigung oder die Nichtberechtigung der modernen Weltanschauung nicht um die Ergebnisse der sogenannten „exakten“ oder historischen Wissenschaften handelt, sondern um deren Stellung zu jenen allgemeinen Grundsätzen, von denen die gesamte Auffassung und Behandlung der Geisteswissenschaften, zumal der theologischen, religiösen und sittlichen Fragen bedingt ist. Man sucht allerdings aus leicht begreiflichen Gründen

Modernismus ist also, kurz gesagt, eben dasselbe, was die Welt meint, wenn sie ihre „moderne Weltanschauung“ der alten, zumal der christlichen Philosophie, Theologie und Lebens Einrichtung gegenüberstellt. Und Modernist muß jeder genannt werden, der sich dieser modernen Weltanschauung ergeben hat. Wenn dem aber so ist, dann wird niemand daran denken können, daß der Moder-

die Sache stets so darzustellen, als wollten die Gegner der modernen Weltanschauung alle modernen Fortschritte verdammen und die Welt wieder zu den geographischen und astronomischen Ansichten des Ptolemäus und zu den Lebensgewohnheiten der irischen Missionäre, wie Draper sagt, zu den Ochsenwagen und den Lehmhütten der alten Barbaren, zurückführen. Daher die regelmäßig vorgebrachte Erklärung, der Unterschied zwischen der christlichen und der modernen Weltanschauung sei der zwischen dem beschränkten geozentrischen System des Mittelalters, das die Erde als Mittelpunkt der Welt gedacht habe, und dem unendlichen Weltssystem der Gegenwart. Daß davon keine Rede sein kann, daß es keinen wesentlichen Unterschied der beiden Anschauungen gäbe, wenn es sich in dieser Frage um naturwissenschaftliche Ansichten und um Dinge handelte, die sich auf Maß, Zahl und geschichtliche Tatsachen zurückführen lassen, braucht wohl nicht bewiesen zu werden. Ob das Alter der Erde auf 6000 oder auf einige Millionen Jahre angesetzt werde, ob die Erde als Mittelpunkt der Welt gedacht werde oder irgend eine Zentralsonne, das kann uns sehr gleichgiltig lassen. Ob die Alten den Himmel hinter der Sonne mit Brettern verschlagen dachten, oder ob wir mit den Neuern die Grenze des Sternensystems auf 500 bis 1100 Siriusweiten, auf 4400 bis 9700 Lichtjahre ausdehnen, das macht doch nur einen quantitativen, einen Unterschied des Grades aus, aber keinen wesentlichen, und die Gewißheit der einen Behauptung ist überdies nicht viel größer als die der andern. Welche Kurzsichtigkeit drückt sich also in dem Satze aus, den heute einer dem andern nachschreibt: Die moderne Weltanschauung hat die scholastische Denkweise dadurch über den Haufen geworfen, daß sie an die Stelle der alten engbegrenzten Welt eine unendliche Welt gesetzt hat — eine Behauptung, die erst noch nicht einmal richtig ist, wie wir soeben gesehen haben! Und warum soll die ganze alte Denkweise dadurch unmöglich gemacht sein? Damit, so sprechen sie ihrem Strauß den faden, lästerlichen Witz nach, damit „trat an den alten Gott der Kirche die Wohnungsnot heran“. Offenbar meinen die guten Leute, die Scholastiker hätten dort hinter der Sonne einen großen Palast mit vielen Zimmern geträumt, denn sie hätten doch Gott samt den Heiligen irgendwo in einem Wohnhaus unterbringen müssen. Wenn das die christliche Weltanschauung wäre, so brauchte sich diese nicht zu ändern, denn warum sollten wir Gott nicht einen neuen Palast hinter den 1100 Siriusweiten bauen können? Ein paar Kilometer näher oder ferner macht ja doch für unser Denken keinen so umstürzenden Unterschied. Aber der schale Scherz hat einen ganz andern Sinn und Zweck. Daraus folgt, heißt es dann, daß wir überhaupt keinen „außerweltlichen“ Gott denken können (als ob der überweltliche Gott außerweltlich wäre!), sondern „nur einen innerweltlichen“, einen Gott, der einzig in der

nismus ein abgeschlossenes, fertiges System sei,¹⁾ und daß einer eine bestimmte Summe von Sätzen müsse angenommen haben, wenn er den Namen Modernist verdienen soll. Das ist ja eben die Eigentümlichkeit der sogenannten modernen Weltanschauung, daß sie kein zusammenhängendes Lehrgebäude mit festen, bleibenden Dogmen ist. Sie will das auch nicht sein. Im Gegenteil, sie verabscheut den bloßen Gedanken daran als Dogmatismus, als Gebundenheit und als Hindernis für Fortschritt und Entwicklung. Dieser Gegensatz zur sogenannten dogmatischen Denkweise ist fast das einzige, was sie als ihr kennzeichnendes Merkmal hervorzuheben pflegt. Eine Rückkehr zum Dogmatismus, sagt sie, sei ebenso unmöglich, als jemand wieder in seiner Mutter Leib zurückkehren könne. Sie wolle auch nicht mehr zu der harten Ausschließlichkeit und dem dumpfen Fanatismus der dogmatischen Denkweise zurückkehren, den unerträglichen Folgen der Dogmen, der Schulsysteme und der Parteiprogramme. Das Leben vertrage nicht die Reduktion auf einige dürftige Formeln und lasse sich nicht in die Enge eines dogmatischen Systems einzwängen.²⁾

Dies hindert aber nicht, daß die moderne Weltanschauung doch gewisse Sätze umfaßt, von denen sie nicht abgehen kann, ohne sich selber preiszugeben. Zwei der wichtigsten Sätze, man kann sie die Grundpfeiler der modernen Weltanschauung nennen, liegen in den eben gehörten Worten deutlich genug ausgedrückt. Man faßt sie gewöhnlich unter dem gemeinsamen Namen historische Denkweise zusammen. Obschon hierüber im letzten Artikel (1909, Seite 705 ff.) ausführlich die Rede war, sei doch auch hier zur Beschwichtigung aufgeregter Geister ausdrücklich bemerkt, daß nicht von der wissenschaftlichen, historischen Methode die Rede ist, sondern von der

Welt ist und wirkt — es ist unnötig zu sagen, welche Vorstellung von Gott damit gemeint ist. Daraus folgt, heißt es weiter, daß die Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses „abgestiegen zur Unterwelt, aufgefahren zum Himmel“ schlechterdings keinen Sinn haben und aufgegeben werden müssen, da es nach unserem wissenschaftlichen Weltbild weder eine Unterwelt noch eine Ueberwelt, weder Himmel noch Hölle geben kann. Mit diesen Nutzenwendungen hat die moderne Weltanschauung selber den Beweis dafür geliefert, daß sie den Unterschied zwischen sich und der christlichen Denkweise nicht auf dem naturwissenschaftlichen, sondern auf dem dogmatischen und religiösen Gebiet sucht.

¹⁾ Paussen, Kultur der Gegenwart I, I, 303. — ²⁾ Ebenda I, I, 305. f. Vgl. hierzu 1909, 716 f.

historischen Denkweise. Wir meinen, wie schon früher dargetan wurde, die beiden Grundlehren vom Relativismus und von der Evolution.¹⁾ Wir wollen gewiß nicht behauptet haben, daß jeder, der auf die sogenannte historische Denkweise schwört und daß jeder, der diese als das kräftigste Mittel anpreist, um die scholastische oder dogmatische Denkweise zu verdrängen, Relativist oder Evolutionist sein wolle. Aber er kann das nur dann nicht sein wollen, wenn er nicht versteht, was die moderne Weltanschauung sagen will, indem sie der dogmatischen Denkweise die historische gegenüberstellt. Wenn er weiß, was diese bedeutet, und wenn er konsequent denkt, muß er sich mit den beiden genannten Irrtümern befreunden. Und wenn er es nicht weiß, und wenn er die Konsequenz ablehnt, so hat er jedenfalls kein Recht, sich über Unrecht zu beklagen, wenn ihn einer, der es weiß, zu den Modernisten rechnet, und zwar zu den grundsätzlichen Vertretern des Modernismus.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß gar manches unter den Begriff Modernismus fällt, was die Kirche nicht ausdrücklich als modernistisch verurteilt hat. Die Kirche kann ja weder in ihren Lehrbestimmungen, noch in ihren Verwerfungen auf alle möglichen Einzelheiten eingehen. Sie begnügt sich, die Wahrheit im allgemeinen festzustellen, oder den Irrtum in seinen Grundzügen zu brandmarken. Die Folgerungen daraus zu ziehen, überläßt sie dem gesunden Menschenverstand. Niemand hat also ein Recht, die Theologen der Verfeinerungssucht zu beschuldigen, wenn sie da und dort behaupten, durch Verdammung eines umfassenden Irrtums seien auch alle besonderen umfassenden Irrtümer, somit auch ein bestimmter, von ihnen hervorgehobener, hiezu gehöriger Irrtum betroffen. Wer ihnen das zum Verbrechen anrechnet, der muß die Logik als nicht verbindlich erklären, wie das in der Tat die italienischen Modernisten in ihrer Antwort an Pius X. mit dürren Worten erklärt haben. Demgemäß fallen unter den Begriff Modernismus nicht bloß alle die einzelnen Sätze über die dogmengeschichtliche Lehrentwicklung, die in dem Dekret *Lamentabili* ausdrücklich aufgezählt sind,²⁾ sondern man darf, ja man muß hieher eine Menge anderer Behauptungen ziehen,³⁾ die ebenso wie die genannten nichts sind, als Anwendungen

¹⁾ So die *Encyclica Pascendi* (Denzinger ¹⁰, 2094. 2096.). — ²⁾ Denzinger. *Enchiridion* ¹⁰, 2022. 2053. 2054. 2058. 2059. 2060. 2063. 2064.

— ³⁾ Eine Anzahl, s. z. B. *Religiöse Gefahr* 333 ff.

der allgemeinen, in der Encyclica Pascendi verurtheilten Grundgedanken über die historische Denkweise.

In den Erklärungen über diese so viel gerühmte Denkweise, das eigentliche Schibboleth der modernen Weltanschauung, liegt aber offensichtlich des weiteren die Leugnung jedweder Autorität eingeschlossen. Darüber läßt uns auch alles, was auf den Namen modern Anspruch erhebt, keinen Augenblick im Zweifel. Wer eine Autorität für sein Denken zuläßt, sei es die Autorität der Kirche, sei es die eines Dogmas, sei es sogar die der Heiligen Schrift, der verlegt die Grundgesetze der historischen Denkweise, der hat sich selbst aus der Gesellschaft moderner Geister ausgeschlossen. Das ist wohl jener Satz, der am öftesten in allen denkbaren Formen und Anwendungen durch die ganze neuere Literatur hindurch wiederkehrt. Es wäre ein vergebliches Bemühen, eine erschöpfende Sammlung all dieser Ausdrücke zusammenstellen zu wollen. Daraus ergibt sich abermals, daß die Kirche, indem sie gewisse Formeln verworfen hat,¹⁾ nicht die Meinung haben könnte, nur die eben ausdrücklich gebrandmarkte Art, die Autorität zu umgehen, verdiene den Namen Modernismus, aber keine andere. Wenn das ihr Sinn wäre, dann gäbe es nichts leichteres, als sich das Joch der Autorität vom Halse zu schaffen. Man wählte dann einfach eine andere Wendung, und man wäre aller Gefahr entrückt. Je gewandter einer im Ausdruck und je elastischer einer in seinem Gewissen wäre, um so einfacher wäre für ihn die Sache. Man kann sich unschwer ausmalen, was dabei aus dem Glauben und aus der Kirche würde, wenn man liest, wie derlei biegsame Geister kein Bedenken tragen zu erklären: Von einer allgemeinen Erklärung Roms bis zur Anwendung ist ein weiter Weg. Solch langatmige Dokumente lassen gar viele Anwendungen zu. Also nur zuwarten und Geduld!²⁾

Und abermals schließen die Erörterungen über die historische Denkweise und über die Unannehmbarkeit der dogmatischen Denkweise die Leugnung einer innerlichen geistigen Gebundenheit an eine dogmatische Lehre in sich. Oder, daß wir es genauer sagen, die ganze Theorie ist ja nur zu dem Zwecke erdacht, um das Streben nach geistiger Ungebundenheit vor dem Gewissen zu rechtfertigen. Aus diesem Streben stammen jene gewundenen und geschraubten Aeußerungen über das Glauben, die von der Encyclica Pascendi so ausführlich

¹⁾ Denziger ¹⁰, 2001—2008. — ²⁾ Religiöse Gefahr 330.

behandelt werden,¹⁾ Aeußerungen, die in letzter Wurzel nichts anderes beweisen wollen, als die Souveränität und die schöpferische Kraft des persönlichen religiösen Gefühls, wie sich der Modernismus ausdrückt, der lebendigen Immanenz.²⁾ Man wird aber hoffentlich nicht glauben, daß zum Modernisten unvermeidlich all der nebelhafte Krimskrams gehöre, mit dem die neueren französischen Philosophen ihre deutschen Vorbilder in den Schatten stellen. Zweifelsohne war bereits Frohschammer, der wenigstens den Vorzug der Klarheit hat, längst ein Modernist vor dem Modernismus, und die von ihm seine Lehre über die Freiheit der Wissenschaft annehmen, sind ebenfalls Modernisten.

Aus all dem Gesagten folgt endlich als letztes Wort und sozusagen als Inbegriff der ganzen hier in Frage stehenden Theorie die Erhebung des Subjektivismus zur Triebfeder des Denkens und zur Richtschnur für alles angeblich wissenschaftliche Verfahren. Es hätte ja gar kein Interesse, eine allgemein giltige, beständig bleibende, verbindende Wahrheit, wie man sagt, die dogmatische Wahrheit zu leugnen, wenn es nicht darauf abgesehen wäre, das einzelne Subjekt selbst zum Herrn seines Denkens zu machen, mit anderen Worten, die Autonomie des Individuums durchzusetzen. Denn was Kant und Fichte mit dem Wort Autonomie sagen wollten, das bildet den Ausgangspunkt für die moderne Weltanschauung. Und der Satz, die dogmatische Denkweise vertrage sich schlechterdings nicht mit der modernen, der historischen Denkweise, besagt genau dasselbe, was jene ältere Philosophie mit den Worten meinte, die heteronome Denk- und Lebensweise müsse der autonomen Platz machen. Daraus ergibt sich, daß der tiefste Kern des Modernismus, wenn dieser anders richtig verstanden wird, die Anwendung des Subjektivismus selbst auf die religiösen Dinge ist. Doch davon soll hier des weiteren nicht die Rede sein, da der folgende Artikel hierüber im besonderen handeln wird.

Was wir hier erwogen haben, wird wohl hinreichen, um uns zu rechtfertigen, wenn wir sagen: Es braucht einer durchaus nicht gerade die in der Encyclica Pascendi vorgetragenen Sätze Wort für Wort zu wiederholen, um den Namen Modernist zu verdienen, es kann einer auch ohne Agnostizismus und ohne vitale Immanenz den Modernismus vertreten. Wer sich der modernen Weltanschauung verschreibt, wer seine Aufgabe entweder darin sucht, eine Annäherung

¹⁾ Denziger ¹⁰, 2084. 2085. — ²⁾ Denzinger ¹⁰, 2074. 2077. 2078.

an die „modernen Ideale“, eine „Anlehnung an die moderne Seele“, einen Ausgleich mit dem Zeitgeist herbeizuführen,¹⁾ oder wer sich umgekehrt an dem Bestreben beteiligt, die alten kirchlichen Lehren durch eine neue, angeblich zeitgemähere, durch die sogenannte historische Denkweise zu ersetzen, der ist Modernist, prinzipiell Modernist, auch wenn er keinen einzigen aus den von der Kirche verworfenen Sätzen unterschreibt.

Und das ist es, was die zu Eingang angestellte Betrachtung über die Geschichte vergangener Zeit ganz besonders lehrt. Die einzelnen Sätze machen oft weniger den Modernisten als der Geist, der ihn beseelt. Dank der modernen Phrasenhaftigkeit, kann es leicht dazu kommen, daß einer Worte gebraucht und Sätze nachschreibt, die nicht bedenklicher sein könnten, indes er damit gar nichts Böses denkt. Er hat nur den Ausdruck wiederholt, weil ihm dieser neu klang und weil er damit Aufsehen zu erregen hoffte. Was damit eigentlich gesagt sein soll, darüber hat er nicht einmal nachgedacht. Darum ist es in der Tat oft eine mißliche Sache, einen Modernen beim Wort zu nehmen. Entweder hat er das Wort lediglich seiner Zeitung nachgesprochen und ist dann begreiflich tief verlegt, wenn ihm jemand nachweist, er habe damit etwas Schlimmes gesagt. Oder er gebraucht ein Wort mit dem klaren Bewußtsein davon, was damit gesagt sein soll. Aber er ist ein Moderner, das heißt ein Relativist. Und nun versuche es einer, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Einmal wird er ihn mit überlegenem Lächeln abfertigen und ihm die Türe weisen mit der Erklärung: Was Sie in die Worte hineinlegen, das mag Ihre Auffassung sein, das mag meinetwegen die Auffassung der ganzen Welt sein, ich habe meine Auffassung und habe ein Recht zu verlangen, daß man meine Worte in meinem Sinn verstehe; mit Leuten, die nicht auf diesen eingehen, lasse ich mich auf keine Verhandlung ein. Bekanntlich ist dies seit alten Zeiten die Antwort, die sich die Kirche am öftesten mußte gefallen lassen. Die Jansenisten waren Meister in dieser Gattung von Relativismus. Die Modernen kennen aber den Relativismus in einer weiteren, in einer wahrhaft zynischen Form, in einer Form, die übrigens durchaus dem Geist der historischen Denkweise entspricht. Es kann einem, der sich auf ein gesprochenes, ja geschriebenes Wort eines Modernisten beruft, schon begegnen, daß er die Antwort erhält: Für was halten Sie mich denn?

¹⁾ Vgl. Religiöse Gefahr 307. 309. 358.

Meinen Sie, ich sei auch so zurückgeblieben wie Sie in Ihrem unhistorischen Konservatismus? Was Sie mir da vorhalten, habe ich gestern gesagt. Inzwischen ist aber, bei mir wenigstens, die Sonne neu aufgegangen und mit der Sonne ein neues Licht. Mir fällt es nicht ein, auf den historischen Sinn, auf das freie Verständnis und die freie Würdigung der menschlichen Dinge zu verzichten. Sind die Dinge in beständigem Fluß und in beständigem Fortschritt begriffen, so auch meine Erkenntnis. Für das, was ich gestern gesagt habe, lasse ich mich heute nicht mehr verantwortlich machen, so wenig ich jemand ein Recht einräume, sich morgen auf das zu berufen, was ich heute mit aller Zuversicht sage. Das ist Wissenschaft und Freiheit der Wissenschaft. Wer das nicht faßt, daß sich das Leben nur in beständiger Umbildung erhalten kann, der ist ein Knecht des Scholazismus und unfähig des modernen Denkens.

Derlei Erscheinungen zeigen uns mehr als alles Uebrige, daß es nicht genügt, den Modernismus oder die moderne Weltanschauung, nur in einzelnen untergeordneten und wechselnden Erscheinungen zu studieren. Sie zeigen aber auch, daß einer Modernist sein kann, ohne daß er sich zu irgend einer besonderen Behauptung verstehe, die von manchen, oder selbst von allen Vertretern dieser Richtung angenommen wird. Der Geist ist es, der auch hier entscheidet, das Eingehen auf die allgemeinen Grundsätze, auf die ganze Denk- und Lebensrichtung, die unsere Zeit der Kirche und der Offenbarung entgegen stellt. Und wenn einer weiter nichts beabsichtigt, als das Christentum mit der modernen Weltanschauung in besseren Einklang zu setzen, der verdient den Namen Modernist. Und wenn er uns beweisen will, die moderne Welt sei derart fortgeschritten, daß die Worte der Schrift von der Welt auf sie keine Anwendung mehr finden, so ist er abermals Modernist. Und wenn man uns sagt, bei Beurteilung unserer modernen Kultur müsse man auf die verletzenden alten Ausdrücke Sündenfall und Sünde, Erlösung und Uebelnatur verzichten, so haben wir den Modernismus in der schlimmsten Gestalt vor uns. Und wenn er uns eine angeblich zeitgemäßere Apologetik beibringen will, indem er uns vorhält, um den modernen Menschen für den Glauben zu gewinnen, könne man sich nicht genug davor hüten, ihn durch die Worte Buße, Bekehrung und Unterwerfung unter Gott abzustößen, so mag das ja gut gemeint sein, aber es ist Modernismus, verkehrter, grausamer Modernismus. Gott sei es ge-

klagt, es gibt mehr Modernismus, als man denken sollte, nicht bloß bewußten, sondern auch unbewußten, nicht bloß übelgesinnten, sondern auch gutmeinenden, und dieser ist am schwersten zu überzeugen und am schwersten zu bekehren.

Zur Geschichte der Verehrung der Schmerzen Marias.

Von P. Gregor Maria Zinkl O. S. M., Lektor in Innsbruck.

Die Andacht zu den sieben Schmerzen Marias erfreut sich in den weitesten Kreisen des katholischen Volkes großer Beliebtheit. Es gibt fast keine Kirche, in der nicht wenigstens ein Bild der Schmerzensmutter sich befindet. Unabsehbar ist die Zahl der Andachtsbücher, die zur Verehrung der sieben Schmerzen geschrieben worden sind. Ein religiöser Orden betrachtet es als seine Hauptaufgabe, die Verehrung der schmerzhaften Mutter zu fördern. Die Bruderschaft zu den sieben Schmerzen zählt ihre Mitglieder nach Millionen. Zwei Feste begeht die Kirche zu Ehren der schmerzenreichen Gottesmutter, das eine am Freitag nach dem Passionssonntag, dem sogenannten Schmerzensfreitag, und das andere am dritten Sonntag im September. Letzteres ist erst jüngst durch Dekret der Ritenkongregation vom 13. Mai 1908 zum Andenken an das goldene Priesterjubiläum unseres Heiligen Vaters zu einem Feste zweiter Klasse erhoben worden.

Um eine Volksandacht richtig und allseitig würdigen zu können, sucht man in das geschichtliche Verständnis derselben einzudringen. Es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß die Wissenschaft bestrebt ist, die Entstehung und die Geschichte der im Volke herrschenden Andachten zu verfolgen. Manche interessante Resultate sind dabei zutage gefördert worden. Man erinnere sich nur an die Forschungen über die Entstehung der lauretanischen Litanei, des Rosenkranzgebetes, der Wallfahrt nach Loreto, des Portiunkulaablasses usw. Wie steht es nun mit der Entstehung der Andacht zu den sieben Schmerzen Marias? Diese Frage wollen wir im folgenden an der Hand der neuesten Forschungen kurz beantworten.

I.

Die Andacht zu den Schmerzen Marias ist ohne Zweifel in der Heiligen Schrift selbst begründet. Die prophetischen Worte des greisen Simcon (Lukas 2. 35) bei der Darstellung Jesu im Tempel bilden die Grundlage dieser Andacht. Die Flucht nach Aegypten (Matth. 2. 13—14), der Verlust des zwölfjährigen Heilandes im Tempel (Luk. 2. 40—50), und namentlich die Anwesenheit der Mutter unter dem Kreuze (Joh. 19. 25) sind hinreichende Beweise, daß sich die Prophezeiung Simeons erfüllt habe.

Von einer Siebenzahl der Schmerzen Marias ist jedoch in der Heiligen Schrift nirgends die Rede und von den sieben Schmerzen, die wir heute verehren, finden sich nur die vier genannten ausdrücklich

erwähnt. Die Begegnung Marias auf dem Kreuzweg, das Ruhen des Gekreuzigten auf dem Schoße seiner Mutter, sowie deren Teilnahme bei dem Begräbnis des Herrn sind Gegenstand einer frommen Ueberlieferung.

Der Kern der Andacht zu den Schmerzen Marias findet sich also in der Heiligen Schrift. Darf man deshalb die Andacht auf die apostolische Zeit zurückführen?

Es ist allerdings wahr, die ersten Christen konnten das Evangelium nicht betrachten, ohne zu erwägen, was Maria mit und für Jesus gelitten hat, sie konnten keinen Blick auf den Gekreuzigten werfen, ohne nicht zugleich auch die Mutter des Gekreuzigten zu sehen. Doch von einer eigentlichen Andacht zu den Schmerzen Marias in den ersten Jahrhunderten kann man nicht reden, obwohl nicht bloß mittelalterliche, sondern auch einige Schriftsteller der Neuzeit dies nachzuweisen suchten.

Im Mittelalter betrachtete man vielfach den Lieblingsjünger Johannes als den Begründer der Andacht zur Schmerzensmutter. So erzählen mehrere Erbauungsbücher¹⁾ des 15. Jahrhunderts folgende Legende: Nach der Himmelfahrt Marias brannte der heilige Apostel Johannes vor Verlangen, die heilige Jungfrau wiederzusehen. Da wurde er nicht in Verückung zum Himmel erhoben und hörte, wie Maria ihrem göttlichen Sohne erzählte, wie sie während ihres Erdenwandels ganz besonders von fünf Schmerzen heimgesucht worden sei, nämlich bei der Prophezeiung Simeons, bei dem Verlust Jesu im Tempel, bei seiner Gefangennahme, bei der Kreuzigung und Grablegung. Daraufhin gab der göttliche Heiland seiner Mutter das Versprechen, alle diejenigen, welche diese Schmerzen andächtig verehren würden, mit großen Gnaden zu überhäufen.

Noch eine andere, wenig bekannte Erzählung taucht bei Ausgang des Mittelalters im Abendlande auf. Die Jünger Jesu, namentlich der heilige Joseph von Arimathäa und der heilige Nikodem hätten in Jerusalem die Kirche de spasma, von der Ohnmacht der allerjüngsten Jungfrau, gebaut an dem Orte, wo sie ihrem kreuztragenden Sohne begegnet und in Ohnmacht gesunken sei.²⁾ An dieser Kirche hätten sie einen Orden gegründet zur Verehrung der schmerzhaften Gottesmutter. Dieser Orden sei kein anderer als der Orden der Diener Marias (Serviten), der dann später im 13. Jahrhundert durch Maria mit Hilfe der sieben heiligen Väter in Italien wieder erweckt worden sei. Diese Legende, welche von einigen orientalischen Serviten, die 250 Jahre lang vom Verkehr mit dem Orden in Europa abgeschnitten waren, nach Italien gebracht wurde, fand jedoch nur wenig Glauben.³⁾

¹⁾ Herzmaner, Nürnberg, Hochfelder 1491. Vgl. Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter, Freib. 1902. 163. — ²⁾ Die Erzählung von einer Ohnmacht Marias kommt erst im Mittelalter vor. — ³⁾ Garbi O. S. M. Vera origine del s. Ordine dei Servi di Santa Maria. Firenze 1591. 6—9, weist diese Ansicht ab. Vgl. Monumenta Ordinis Servorum s. Mariae. Bruxellis VII. (1905) 193, und Analecta Bollandiana XVII. (1908) 250.

In neuerer Zeit glaubte P. Morini in einigen Orantedarstellungen der Katakomben das Bild der schmerzhaften Mutter gefunden zu haben.¹⁾ Als Hauptzeuge wird ein Gemälde aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts in der Katakombe des heiligen Sebastian an der Via Appia angeführt. Borne in der Mitte sieht man den guten Hirten mit einem Schäflein auf den Schultern, daneben weiter rückwärts steht ein Lamm auf einer Anhöhe, rechts davon hat der Künstler eine Orante und links eine unbekleidete, männliche Figur angebracht. Morini faßte dieses Bild als eine symbolische Darstellung der Kreuzigung auf: Das Lamm auf dem Berge sei das Opferlamm Christi auf dem Kalvarienberge, wo der gute Hirt sein Leben hingab für seine Schafe; die Orante rechts vom Agnus Dei kennzeichne die schmerzhafte Mutter neben dem Kreuze, während die dritte Gestalt ein Symbol der sündigen Menschheit sei, der die Erlösungsgnade zugewendet wurde. Doch hat diese Erklärung wenig Beifall gefunden. Nach Wilpert stellt das Gemälde dar, wie der gute Hirt das verlorene Schaf zur Herde der Auserwählten trägt — ein Bild, das in verschiedenen Variationen recht häufig in den Katakomben vorkommt. In den meisten Fällen findet sich auch eine Orante damit verbunden als Sinnbild der Seele eines Verstorbenen, der in der ewigen Seligkeit für seine Angehörigen betet. Wegen Mangel an Raum konnte der Künstler auf unserem Bilde nicht wie gewöhnlich mehrere Schafe anbringen, sondern mußte sich mit einem begnügen. Der angebliche Berg ist nur die Einfassung eines Türbogens, über dem das Bild gemalt ist. Die unbekleidete, männliche Gestalt — ein Sujet, das der altchristlichen Kunst sonst völlig fremd ist, ist eine nach dem konstantinischen Frieden aus der heidnischen Kunst übernommene Ornamentfigur.²⁾

Ein Goldglas im Museum Recuperato in Catania,³⁾ das in drei Felder eingeteilt ist, zeigt im ersten Feld einen mit Pallium bekleideten Mann, der in lehrhaftem Vortrag vor einem anderen steht, dessen Haupt ein Strahlenkranz umgibt, und vor dem über einen runden Behälter eine Buchrolle steht. Man vermutet in dieser Darstellung den Propheten Jesaias, den Verkünder des für die Menschheit leidenden Erlösers. Im Mittelfelde erblickt man eine Orante, während man im dritten Felde einen unbekleideten Jüngling mit in Kreuzform ausgebreiteten Armen sieht, der von zwei bekleideten Personen zersägt wird. Von beiden Seiten fließt das Blut herab. Wer ist nun diese Gestalt? Ist es Jesaias oder ist es Christus? Viele Väter glauben, daß Jesaias zersägt worden sei. Tertullian erblickt in der Zersägung des Jesaias ein Vorbild des Opfertodes Christi. Im letzterem Falle könnte man in der genannten Darstellung ein Symbol

¹⁾ Morini, *Origini del culto alla Addolorata*. Roma 1893. 25—35. —

²⁾ Wilpert, *Die Malereien der Katakomben Roms*. Freib. 1903. Textband, 449. — Eine Abbildung im Tafelband, Tafel 158 und bei Kraus, *Geschichte der christl. Kunst*. 3 Bd. Freib. 1896—1908. I. Fig. 138. — ³⁾ Kraus, *Weich. der christl. Kunst*. I. 149 f.

der Kreuzigung sehen, dann aber dürfte man auch die Drante rechts von dieser Darstellung als ein Bild der schmerzhaften Mutter auffassen.

Wie dem auch sein mag, einen sicheren Beweis für Darstellungen der Kreuzigungsszene und der schmerzhaften Mutter in der altchristlichen Zeit bieten diese Bilder nicht. Auch die Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte halten sich nicht bei Schilderungen der Schmerzen Marias auf. Wohl sagt der heilige Thomas von Aquin (p. 3. q. 27. a. 4. ad 2), Origenes deute die Prophezeiung Simeons von dem Schwerte, das die Gottesmutter durchdringen werde, auf ihr Leiden bei der Kreuzigung Christi. Indes ist gerade das Gegenteil der Fall. Origenes, der unter allen Exegeten als erster diese Stelle kommentiert, bezieht die Prophezeiung auf den Zweifel und auf das Aergernis, das Maria mit den Aposteln bei der Kreuzigung ihres Sohnes genommen.¹⁾ Diese Ansicht, welche dem katholischen Gefühle gänzlich widerspricht und auch von der Mehrzahl der Väter entschieden verworfen wird, wird auch von einigen Schriftstellern, wie von Titus von Bostra und Amphilocheus geteilt.

Der erste Kirchenvater, der die allerseligste Jungfrau als Schmerzensmutter feierte, dürfte wohl der heilige Ephräim († 373) sein. Von diesem großen Redner und Dichter der syrischen Kirche, der mit Vorliebe die Harfe zum Preise Marias ergriff, ist uns ein Gedicht überliefert, das in der lateinischen Uebersetzung den Titel führt: „Threni, id est, lamentationes gloriosissimae Virginis matris Mariae super passione Domini.“²⁾ P. Pius Zingerle schenkte uns von dieser Dichtung eine gute metrische Uebersetzung.³⁾

Nach einer kurzen Einleitung, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Stabat mater aufweist, läßt der syrische Kirchenvater Maria unter dem Kreuze in rührende, tiefempfundene Klagen ausbrechen.

„Stehend bei dem Kreuz und schauend
Den Erlöser d'ran geheset
Schauend seine grausen Wunden
Und die Nägel, überdenkend
All seine bittern Leiden.

Badenstreich und Geißelschläge
Rief die reinste, unbefleckte
Jungfrau so mit lauten Klagen
Und dem schmerzenvollsten Jammer. . . .“

An die Improperien des Karfreitags erinnert folgende Stelle:

D ihr gottvergeß'nen Juden
Christusmörder, Undankbare
Gegen euren Gott und Schöpfer!
Nährt er euch nicht in der Wüste
Einst mit Manna? Führt er euch nicht

Durch das Meer ins Land des Segens?
Und du böses, böses Volk vergiltst ihm
Nur mit Bösem seine Gnaden,
Gibst ihm Galle für das Manna
Essig für die Felsenquelle.

Die Echtheit vorausgesetzt, dürfte dieses Gedicht wohl die erste Marienklage in der Literatur sein. Auch in der Tragödie „Der leidende Heiland“, die sich unter den Werken des heiligen Gregor

¹⁾ Homilia 17. in Lucam PG. 13. 1845. — ²⁾ Opera omnia, Romae 1752—1746. 6 B. III. 574—575. — ³⁾ Ausgewählte Schriften des heiligen Kirchenvaters Ephräim, Innsbruck 1830—38. 6 B. VI. 286—289.

von Nazianz (330—390) befindet,¹⁾ kommt bereits eine Marienklage vor, die indessen nach Bardenhewer erst im 11. oder 12. Jahrhundert entstanden ist.²⁾

Die Jungfrau, welche unter dem Kreuze steht, wird von ihrem Sohne gepriesen und aufgefordert, nicht zu weinen, damit alles, was verkündet worden, sich erfülle. Und Maria bewundert den Edelmut und die Heiligkeit der Seele Christi, der noch am Kreuze verzeihe, und ruft aus, daß sie dreimal die Sonne erwarten wolle, damit die göttliche Verheißung zur Wahrheit werde. Erst als Christus ihr nicht antwortete, ruft Maria aus: „O, hätte es Gott gefallen, für dein Leben das meine hinzunehmen, das nun keinen Wert mehr für mich hat! Schon verhüllt Finsternis meine Augen, ohne dich möchte ich in der Erde begraben sein. Umsonst habe ich dich an meiner Brust genährt, o du mein Sohn . . . ich kann mich bei deinem Anblick nicht mehr aufrecht erhalten, warum schweigst du? Warum öffnest du nicht die Lippen? Sprich ein Wort nur zu deiner Mutter, o Sohn!“

Schon in der dem heiligen Ephräm zugeschriebenen Marienklage wird die Prophezeiung Simeons deutlich und klar auf den Schmerz Marias bei der Kreuzigung ihres Sohnes bezogen. Dort heißt es:

Wunderbarer Greis! Wohl ist jetzt	In die Seele mir gedungen.
Jenes Schwert, das du geweisst sagst,	Ganz zerrissen ist mein Inneres!
Durch die Seele mir gedungen.	Meiner Augen Licht erloschen,
Sieh' das Schwert da, sieh die Wunde!	Meine Brust, vom Schmerzensschwerte
O mein Sohn und Gott! Dein Tod ist	Auf das grausamste durchbohret.

Auch findet sich diese Auslegung der Prophezeiung Simeons beim heiligen Augustin. Unter den Fragen, welche Paulinus, Bischof von Nola (353—431), dem afrikanischen Kirchenlehrer vorlegte, zieht sich eine auf die genannte Stelle. Paulinus fügte seinem Schreiben seine eigene Auffassung jener Worte Simeons bei und unterstellt dieselbe dem Urteile seines großen Mitbischöfes:³⁾

„Ist es zu glauben, daß Simeon dies prophezeit von einer Passion Marias, von welcher jedoch nirgends etwas geschrieben steht? Oder aber gelten diese Worte von ihrem mütterlichen Gefühl, wodurch sie später aus Schmerz über das eigene Fleisch und Blut durchbohrt wurde in der Zeit des Leidens unter dem Kreuze, woran festgeheftet war, was sie selbst geboren . . .“ Ich lese nämlich auch in den Psalmen ähnliches von Joseph . . . „ein Schwert ging durch seine Seele“, wie im Evangelium Simeon sprach: „Deine Seele wird ein Schwert durchdringen.“ Er sagt nicht „deinen Leib“, sondern „deine Seele“, in welcher die zärtliche Liebe wohnt und der Stachel des Schmerzes gleich einem Schwerte wirkt, wenn man am eigenen Leibe ein Unrecht erfährt, wie (der ägyptische) Joseph . . . oder wenn man von trauriger, schmerzvoller Gemütsbewegung gequält wird, wie dies bei Maria der Fall war, welche die Mutterliebe zum Kreuze des Herrn geführt hatte, in welchem sie damals nur ihren leiblichen Sohn schaute, damit sie, wenn sie seinen Tod wahrgenommen, in menschlicher Schwäche ihn berrauerte und zur Bestattung empfinde.

Diese Stelle ist deswegen besonders beachtenswert, da hier zum erstenmal die Beweinung Marias nach der Kreuzabnahme und ihre Anwesenheit bei der Bestattung des Herrn, also der sechste und siebente Schmerz angedeutet wird.

¹⁾ PG. 38. 133—134. — ²⁾ Bardenhewer, *Patrologie*,² Freiburg 1901. 253. Vgl. auch: *Beißel Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters*. Freib. 1909. 381⁴. — ³⁾ *Epistola* 50. PL. 61. 415. Vergleiche Friedrich, *die Mariologie des heiligen Augustinus*, Köln 1907. 250 f.

Der große Bischof von Hippo antwortete auf die Frage uns die Ausführung seines Freundes in folgender Weise: „Ueber Simeons Worte, die er zur jungfräulichen Mutter des Herrn spricht, habe ich meine Meinung in einem anderen Briefe dargelegt, dessen Abschrift ich beilege. . . Es ist glaubwürdig, daß mit dem Namen des Schwertes die Trübsal bezeichnet werde, wodurch das Mutterherz verwundet ward.“¹⁾ Der Brief, auf welchen Augustinus in seiner Antwort hinweist, ist leider nicht auf uns gekommen, doch erkennen wir aus der vorliegenden Bemerkung des Kirchenvaters, daß er zu einer gleichen Interpretation der Prophezeiung gekommen ist wie sein Mitbischof.

Schon einige Jahrzehnte vorher schilderte Ambrosius (340—397) mehrmals in seinen Schriften den Heldenmut der Mutter des Erlösers unter dem Kreuze, so namentlich in seinem Buche „De institutione virginis“,²⁾ wo es heißt: „Es stand die Mutter bei dem Kreuze und während die Männer flohen, blieb sie furchtlos stehen. . . Fromm betrachtete sie die Wunden des Sohnes, durch den, wie sie wußte, Allen die Erlösung zuteil werden sollte. Es stand bei dem erhabenen Schauspiel die Mutter und fürchtete den Mörder nicht. Am Kreuze hing der Sohn, die Mutter opferte sich seinen Verfolgern.“

Es würde zu weit führen, alle Schriftsteller des christlichen Altertums anzuführen, die auf die Schmerzen Marias hinweisen. Nur einer sei noch erwähnt, der sogenannte Pseudo-Hieronymus, welcher in einer Predigt auf Mariä Himmelfahrt folgenden Satz aufstellt:³⁾ „Die allerjüngste Gottesgebälerin war mehr als eine Märtyrin, weil sie geistiger Weise durch das Schwert des Leidens litt.“ Maria litt also mehr als die Märtyrer. Was will das anders heißen als Maria ist die Königin der Märtyrer?

Dieser Gedanke dürfte auch zum Ausdruck gekommen sein in der Dedikation der Kirche S. Maria Maggiore in Rom. Bald nach dem dogmatischen Siege der Kirchenlehre auf dem Konzil zu Ephesus (431) erstand zu Rom ein glorreiches Denkmal zu Ehren der Himmelskönigin. Papst Sixtus III. stellte die alte Liberianische Basilika auf dem Esquilin wieder her und weihte sie Maria und den heiligen Märtyrern. An der Eingangswand im Innern ließ Sixtus ein großes Mosaikgemälde anbringen, das Maria, umgeben von verschiedenen Märtyrern, darstellte. Darunter ließ er die metrische Widmungsinschrift seines Werkes setzen. Das Gedicht lautet:

„Jungfrau Maria, dir weiht Sixtus den neuen Tempel, ein würdiges Geschenk an deine heilbringende Mutterschaft. Du Gebälerin, jedem Manne fremd, fruchtbar ohne Verletzung des jungfräulichen Siegels, hast du das Heil uns beschert. Siehe die Blutzeugen, die für deinen Sohn gelitten, bringen dir ihre Kronen, und unter den Füßen hat jeder die Werkzeuge seines Martyriums. Da ist das Schwert und die Flamme, da sind die wilden Tiere, da ist das

¹⁾ Epistola 149, 3, n. 33, PL 33. 644. — ²⁾ c. 7, n. 46. PL. 16. 333.

— ³⁾ Sermo ad Paulam et Eustochium de assumptione B. M. V. unter den Werken des heiligen Hieronymus. PL. 30. 142.

Wasser und das tötende Gift. Verschieden ist die Art des Todes, der sie erteilte, doch eine ist ihre Krone.¹⁾

Die christliche Kunst stellte bereits in den ersten Jahrhunderten die ersten drei Schmerzen Marias dar, die ja notwendig mit dem Leben Jesu verbunden sind. So finden wir Darstellungen der Aufopferung Jesu im Tempel, der Flucht nach Aegypten, und des zwölfjährigen Jesus im Tempel.²⁾ Die Darstellung Maria unter dem Kreuze war jedoch den ersten fünf Jahrhunderten fremd.³⁾ In den ersten drei Jahrhunderten wurde überhaupt das Kreuz nicht offen, sondern nur in Symbolen versteckt dargestellt. Nachdem die Kirche durch Konstantin siegreich geworden, wick die Symbolik und das Kreuz wurde zum Siegeszeichen erhoben. Doch noch immer konnte man sich angesichts der zahlreichen heidnischen Mitbevölkerung nicht entschließen, auch den Gekreuzigten mit darzustellen. Erst im 5. Jahrhundert kommen einige Darstellungen des Gekreuzigten vor. Mit der Kreuzigungsdarstellung muß notwendiger Weise auch als Illustration des „Stabat autem iuxta crucem Jesu mater eius“ die schmerzhafteste Mutter unter dem Kreuze in der Kunst ihren Einzug halten. Und so war es auch.

Aus dem fünften Jahrhundert sind uns nur zwei Kreuzigungsbilder bekannt. Eines derselben auf einem Elfenbeinkasten des britischen Museums in London zeigt zur Rechten des gekreuzigten Christus neben Johannes auch Maria, die sich eng in ihren Mantel eingehüllt hat.

Aus dem sechsten Jahrhundert (586) stammt die großartig entwickelte Kreuzigungsszene in einer syrischen Evangelienhandschrift des Mönches Rabulas, welche jetzt in der laurenzianischen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt wird. Die heilige Jungfrau mit dem Heiligenschein erhebt den Mantel, als wollte sie damit nach antiker Sitte zum Reichen des Schmerzes das Haupt verhüllen.

Erst gegen Ende des sechsten Jahrhunderts und im siebenten Jahrhundert wird die Darstellung der Kreuzigungsszene in der Kirche allgemein. Maria steht gewöhnlich in tiefer Betrübniß unter dem rechten Kreuzesarm. Bald erhebt sie ihre Arme zum Erlöser, bald bedeckt sie mit der bloßen Hand oder mit dem einen Ende ihres Mantels das Antlitz zum Zeichen der Trauer.⁴⁾

Das älteste bekannte Gemälde der schmerzhaften Mutter in Rom befand sich in der Katakomben von St. Valentin an der Via Flaminia.⁵⁾ Als im 18. Jahrhundert barbarische Hände die Katakomben in einen Weinkeller umwandelten, wurde dabei das Mauer-

¹⁾ Grisar, Geschichte Roms und der Päpste. Freib. 1898. I. 153. 297—302. Das epigraphische Dedikationsgedicht bei Rossi, Inscriptiones christ. 2. 1. p. 71. 98. 139. — ²⁾ Kraus, Geschichte der christl. Kunst I. 136. 189. 416. Ziell, Die Darstellungen der allerheiligsten Jungfrau in den Katakomben. Freiburg 1887. 307—311. — ³⁾ Kraus, Realenzyklopädie der christl. Altertümer. Freiburg 1882—1886. II. 225—245. Dezel, Christl. Ikonographie. Freib. 1894. I. 392—398. Venturi, Die Madonna, Leipzig 1900. 331—341. — ⁴⁾ Dezel, 415 f. — ⁵⁾ Ziell, 218. 313 f.

werk mit dem Bilde der schmerzhaften Mutter zerstört. Zum Glück hat uns der römische Archäologe Anton Bosio († 1629), der die ganze Darstellung noch unversehrte gesehen, eine genaue Beschreibung und Abbildung hinterlassen.¹⁾ Rechts vom Kreuze steht die Gottesmutter, das Haupt mit dem Mantel verhüllt. Schmerzvoll mit erhobenen Augen und ausgestreckten Armen schaut sie nach ihrem sterbenden Sohne. Ihr gegenüber steht der heilige Johannes, in der Linken ein mit Edelsteinen gezieres Buch haltend.

Aus dem siebenten Jahrhundert stammen ferner mehrere kostbare Reliquien- und Prozessionskreuze, auf welchen nicht selten die schmerzhaftige Mutter angebracht ist und zwar, da sonst kein Platz für sie ist, an einem Ende des Querbalkens, während man am linken gewöhnlich den heiligen Johannes sieht. So auf der berühmten Staurothek von Monza, welches man als eines der Kreuze ansieht, die Papst Gregor der Große der Königin Theodolinde schickte.²⁾ Aus dem bisher Gesagten läßt sich der Schluß ziehen, daß die Grundlage der Verehrung der Schmerzen Marias bereits im christlichen Altertum gelegt wurde. Das Leiden Marias bei der Kreuzigung ihres Sohnes hat bei den ältesten Kirchenschriftstellern Beachtung gefunden. Die Darstellung der Mater dolorosa nimmt mit der Darstellung des Gekreuzigten einen hervorragenden Platz in der altchristlichen Kunst ein. Bewunderung und Nachahmung ihrer erhabenen Tugenden hat sich ohne Zweifel auch bei den Christen vorgefunden. Von einer Andacht im eigentlichen Sinne des Wortes, die sich durch besondere Andachtsübungen, Gebete usw. kundgibt, ist im christlichen Altertum noch nichts zu finden. Die Entwicklung der Verehrung zur schmerzhaften Mutter war dem tiefgläubigen Mittelalter vorbehalten.

II.

In der frühmittelalterlichen Literatur des Abendlandes wurde die aus dem Altertum stammende Tradition in der Hauptsache beibehalten. Im Orient jedoch entwickelte sich die Verehrung der schmerzhaften Mutter weiter. Das christliche Altertum hatte der Gottesmutter unter dem Kreuze eine heroische Größe, eine göttliche Hoheit verliehen. Diese Auffassung vertrat der heilige Ambrosius. „Daß sie gestanden sei, lese ich, nicht aber, daß sie geweint habe.“³⁾ Nun gingen bereits die morgenländischen Schriftsteller daran, die Schmerzen Marias in echt menschlicher Weise auszumalen.

Der heilige Germanus von Konstantinopel († 733), ein unerrockener Verteidiger der Bilderverehrung gegen die Ikonoklasten, schildert ausführlich, wie Maria der sterblichen Hülle ihres Sohnes die letzten Liebesdienste erweist, wie sie nach der Kreuzabnahme seine heiligen Wunden küßt, und sein verehrungswürdiges Haupt an ihr Herz drückt. Von tieffrommer Auffassung des seelischen Leidens

¹⁾ Bosio, *Roma sotterranea*, Roma 1632. I. III. 529. — ²⁾ Dezel. 395.
— ³⁾ *De obitu Valentiniani consolatio* P. L. 16. 1431.

Marias zeigen die Worte, die er der allerjüngsten Jungfrau am Grabe des Erlösers in den Mund legt.¹⁾

Hundert Jahre später beschreibt Georg von Nikomedien († c. 879) in manchmal geradezu überichwenglicher Weise das Mit leiden der Mutter Gottes. In seiner Predigt über den Text: „Stabat autem iuxta crucem Jesu mater eius“ (Joan. 19. 25)²⁾ weiß er zu erzählen, daß Maria während des ganzen Leidens des Herrn vom letzten Abendmahle an bis zur Grablegung persönlich anwesend gewesen sei. Sodann schildert er, wie sie die Füße des Gekreuzigten küßt und vor ihm in zärtliche Klagen ausbricht. Nachdem das Herz des Gottmenschen durchbohrt worden, habe sie das kostbare Blut und das Wasser, das aus der heiligen Seitenwunde floß, mit großer Andacht und Verehrung aufgefangen und gesammelt. Dann suchte sie ein passendes Grab für ihren Sohn und als sie ein solches gefunden, ging sie zum Eigentümer desselben, der ein heimlicher Anhänger Christi war, und bat ihn flehentlich, daß er selbst die Bestattung in dieses Grab vornehmen möge. Sie half eifrig mit, ihn vom Kreuze abzunehmen, sammelte die Nägel in ihrem Schoß, bedeckte die losgelösten Arme mit Küffen, umarmte dann den auf dem Boden liegenden Leichnam und benetzte ihn mit heißen Tränen. Nachdem der heilige Leib in das Grab eingeschlossen war, blieb sie ganz allein vor dem Eingang sitzen, um auf die Auferstehung zu warten.

Es währte nicht lange, so bemächtigte sich auch die christliche Kunst der Darstellung der Kreuzabnahme. In einem griechischen Evangelienkodex der laurenzianischen Bibliothek zu Florenz, den Montfaucon ins 10. Jahrhundert verweist, ist schon diese Szene dargestellt.³⁾ Der Gekreuzigte hängt mit der Linken noch am Kreuze, der rechte Arm ist bereits losgelöst und ruht auf der Brust Marias, welche die blutige Hand inbrünstig küßt.

Ähnlich wird die Kreuzabnahme dargestellt in einem Elfenbeinrelief des Nationalmuseums zu Ravenna.⁴⁾ Hier sind beide Arme losgelöst und die heilige Jungfrau hält zärtlich die Rechte des Heilandes und preßt auf sie die Lippen. In dem Bildersreifen unter der Kreuzabnahme sieht man den heiligen Leib auf einer Art Bahre liegen. Maria hebt das Haupt Christi empor, um es an ihr Gesicht zu drücken, blickt es fest an und küßt es. Die Engel und die Jünger Christi umringen im Ausdrucke des höchsten Schmerzes den entseelten Körper. Man darf mit Zug und Recht in dieser Darstellung die Anfänge der sogenannten Pietäbilder erblicken.

Bevor das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung seinem Ende nahte, kannte man bereits in der Literatur sowohl als in der

¹⁾ Oratio in divini corporis Domini ac Salvatoris nostri Jesu Christi sepulturam. P. G. 98. 269—278. Maracchi, Mariale s. Germani, Romae 1650. 159—169. ²⁾ P. G. 100. 1458—1490. ³⁾ Morini 91. — ⁴⁾ Venturi 369—371.

Kunst sechs von unseren sieben Schmerzen Marias. Nur die Begegnung Marias auf dem Kreuzwege wurde noch nicht erwähnt.

In dieser Zeit hielt die Verehrung der schmerzhaften Mutter ihren Einzug in die morgenländische Liturgie. Die dem heiligen Ephräm zugeschriebene Marienklage wurde nach dem Zeugnisse Assemanis bei den Syrrern, Maroniten und Jakobiten im Offizium des Karfreitags gebetet.¹⁾ Joseph, der Hymnograph († 883), hinterließ viele rhythmische Gesänge auf die Mutter der Schmerzen,²⁾ von denen noch heute mehrere im Gottesdienst der griechischen und russischen Kirche als Theotokien gesungen werden.³⁾

So heißt es beispielsweise am Feste der Kreuzübertragung (1. August):

Es sprach die Kleinste unter Tränen: Als ich dich, o Sohn, gebar, empfand ich keine Schmerzen, aber jetzt bin ich ganz mit Schmerzen überhäuft; denn ich sehe dich gleich einem Missetäter am Kreuze hangen, dich, der die Erde ohne Stützen hängen ließ.

Als die verehrungswürdige Jungfrau das Leben am Kreuze ersterben sah, konnte sie den Schmerz ihres Herzens nicht mehr zurückhalten, sie schrak zusammen und rief aus: „Weh' mir, mein Sohn, was hat dir das ruchlose Volk angetan.“

„Ohne Verletzung habe ich dich geboren, o Sohn, den der Vater vor allen Zeiten gezeugt hat, und wie zerfleischen dich jetzt verruchte Menichen, wie durchstechen sie deine Seite, wie durchbohren sie unmenschlich mit Nägeln deine Hände und Füße.“ So rief die Kleinste aus, die wir nach Gebühr verherrlichen.

Ebenso verfaßte Nikolaus der Mystiker († 925) für den gottesdienstlichen Gebrauch ein schönes Klagelied Marias am Fuße des Kreuzes, das Cardinal Pitra 1858 veröffentlichte.⁴⁾

Im Abendlande nimmt man bis ins 12. Jahrhundert keine bedeutende Fortentwicklung der patristischen Traditionen wahr. Man beschäftigte sich in den Predigten und in den Schriftcommentaren nur gelegentlich und in aller Kürze mit dem Mitleiden der Gottesmutter. Erst im 12. Jahrhundert wird dieses Thema eingehender behandelt. Die Ueberlieferungen des Orients treten nun auch im Okzident auf.

Der *Dialogus de passione Domini* des heiligen Anselm von Canterbury († 1109) ist ein rührendes Zwiegespräch des Heiligen mit der Schmerzensmutter, die ihm mit dem Leiden ihres Sohnes auch von ihrem eigenen Leiden erzählt.

Bei der Gefangennahme Jesu im Garten Gethsemane war sie zwar nicht anwesend, doch brachten ihr die Jünger sofort die traurige Nachricht in das Haus ihrer Schwester, der Mutter des Johannes, wo sie sich während der Nacht aufhielt. Obwohl sie wußte, daß jetzt die Stunde der Erlösung angebrochen sei, mußte sie doch infolge ihrer Mutterliebe in Tränen ausbrechen. Sogleich begab sie sich mit Maria Magdalena auf den Tempelplatz und vernahm da, was während dieser schrecklichen Nacht mit dem Heiland vorging. Als er zu Kaiphas geführt wurde, erblickte sie ihn und wollte auf ihn zueilen, wurde jedoch von den Juden abgehalten. Sie wohnte nun soviel als möglich allen weiteren Ver-

¹⁾ Ephremi. Op. III. 574. — ²⁾ P. G. 105. 926—1426. — ³⁾ Mille, *Kalendarium manuale*, Oeniponte 1897. II. 192 f. — ⁴⁾ *Spicilegium Solesmense*. Parisiis 1858. IV. 492—495.

handlungen bei. Bei der Entkleidung am Kalvarienberge gab sie ihren Kopfschleier her, um die Blöße ihres Sohnes zu bedecken. Unter dem Kreuze des bluttriefenden Erlösers stehend wurde ihr ganzes Kleid mit Blut benetzt. Als Jesus seinen Geist aufgab, brach sie in erschütternde Klagen aus. Während Joseph von Arimathäa den heiligen Leichnam vom Kreuze abnahm, stand sie daneben und drückte die freigewordene Hand andächtig an ihre Lippen. Drei Schritte vom Kreuze wurde die heilige Last auf den Boden gelegt. Maria nahm das Haupt auf ihren Schoß und fing bitterlich zu weinen an. Auch die Jünger wagten sich jetzt allmählich heran und verehrten den heiligen Leichnam. Als er in das Grab gelegt wurde, wollte die allerjeligste Jungfrau sich gar nicht trennen und wünschte mit ihm begraben zu werden. Erst nach vieler Mühe konnte sie Johannes in die Stadt zurückführen.

Die Abhandlung *De excellentia Virginis Mariae*, welche sich ebenfalls unter den Schriften des heiligen Anselm findet, aber Cadmar, einen Schüler und beständigen Begleiter des Heiligen zum Verfasser hat,¹⁾ behandelt im fünften Kapitel das Mitleiden Marias mit ihrem gekreuzigten Sohn und schließt sich eng an die obige Schilderung an. Ueberhaupt beeinflusste der Dialog des heiligen Anselm im ganzen Mittelalter die Auffassung der Schmerzen Marias in Literatur und Kunst.

Der heilige Bernard von Clairvaux erörtert wiederholt in seinen Schriften die Schmerzen Marias, namentlich im *liber de passione Christi et doloribus Matris eius*.²⁾ Die Abhandlung *De lamentatione virginis*,³⁾ welche manchen französischen Marienklagen als Vorbild diente,⁴⁾ stammt jedoch nicht aus seiner Feder.

Von den vielen anderen Schriftstellern, die im frühen Mittelalter das unblutige Martyrium der Gottesmutter schilderten und verherrlichten und so zum Aufschwung der Andacht zur schmerzhaften Mutter beitrugen, seien noch genannt Petrus Damiani, Ambrosius Autpertus, Beda, Arnold von Chartres und der selige Amadeus.

Dem 13. Jahrhundert endlich war es vorbehalten, die Verehrung der Schmerzen Marias voll und ganz zu entfalten. 1240 wurde der Orden der Mariendiener (Serviten) gegründet, welcher berufen war die Andacht zur Mater dolorosa in die weitesten Schichten des christlichen Volkes zu tragen. Einer altherwürdigen Ueberlieferung zufolge erschien am Karfreitag 1240 den sieben heiligen Vätern, die sich bereits 1233 zu einem strengen Büsserleben auf dem Senariberg zusammengetan hatten, die allerjeligste Jungfrau in Trauerkleider gehüllt und überreichte ihnen zum Andenken an ihre Leiden ein schwarzes Kleid mit dem Befehl, ihre Schmerzen zu verehren und diese Andacht zu verbreiten.⁵⁾

Man hat vor einigen Jahren versucht, die Sache so darzustellen, als ob der Servitenorden erst seit dem 16. Jahrhundert sich mit der

¹⁾ PL. 159. 557—880. — ²⁾ PL. 182. 1134—1142. — ³⁾ PL. 184. 769—772. — ⁴⁾ Vgl. „Altprovenzalische Marienklage“ des 13. Jahrhunderts. Nach alten Handschriften herausgegeben von Dr. W. Stuschke. (Romanisch. Bibliothek v. W. Förster III. Halle 1890). ⁵⁾ Giani-Garbi. *Annales Ord. Serv. III tomi, Lucae 1719—1725. I. 33.*

Andacht zu den Schmerzen Marias beschäftigt hätte. Allerdings kann man nicht in Abrede stellen, daß in den ältesten Konstitutionen des Ordens nur von der Marienverehrung im allgemeinen die Rede ist und die Verehrung der Schmerzen Marias mit keinem Worte erwähnt wird,¹⁾ auch muß man zugeben, daß der Orden die Schmerzen Marias bis ins 16. Jahrhundert hinein nicht liturgisch feierte; daß aber die Verehrung der Schmerzen Marias immer im Orden üblich war und durch den Orden gefördert wurde, ergibt sich aus zahlreichen Zeugnissen des 14. und 15. Jahrhunderts.

So erzählt im Jahre 1316 ein Chronist, der noch mit dem heiligen Alexius Falconieri († 1310), einen der sieben ersten Väter des Ordens, im Verkehr stand, daß Maria dem von ihr gegründeten Orden zum Andenken an die Schmerzen, die sie bei dem Leiden ihres Sohnes erlitt, das schwarze Ordenskleid gegeben.²⁾

Nikolaus von Pistoja, der gleichfalls noch mehrere der ersten Väter kannte, schrieb in den Jahren 1324–1384 seine Erinnerungen nieder.³⁾ In diesen überaus wertvollen Memoiren liest man auf der ersten Seite, daß Maria mit Hilfe der sieben heiligen Väter den Orden gegründet habe. Dann fährt der Geschichtschreiber fort: „Der Zweck unseres Ordens besteht darin, oft, ja beständig, die Schmerzen der heiligsten Gottesmutter zu betrachten und dafür zu sorgen, daß sie soviel als möglich von der ganzen Welt betrachtet werden.“ Und weiter unten heißt es: „Wir haben einen würdigen und großen Zweck, nämlich heilig zu sein und heilig zu machen auf die einfachste Art und Weise, nämlich durch Betrachtung der Leiden Marias und ihres Sohnes. Das war die Absicht unserer Herrin, als sie den Orden gründete.“ In diesen Worten finden wir auch die Erklärung der Tatsache, warum der Orden in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens die Schmerzen Marias nicht öffentlich in der Liturgie verehrte. Der Orden griff der geschichtlichen Entwicklung des Kultus nicht vor und beschränkte sich mehr auf die Betrachtung der Leiden Marias.

Wie aus dem Leben der Ordensheiligen hervorgeht,⁴⁾ verbreiteten die Diener Marias eifrigst die Andacht zu den Schmerzen Marias. Der heilige Philipp Benizzi reichte das schwarze Ordenskleid, „das Kleid der Witwenschaft Marias“,⁵⁾ wie er es nannte, auch den Welt-

¹⁾ Die „Constitutiones antiquae Fratrum Servorum Sanctae Mariae“, vom heiligen Philipp c. 1280 herausgegeben [in Monumenta O. S. M. I. 27–54.] die 300 Jahre lang in Geltung waren, erwähnen nirgends ausdrücklich die Andacht zur Schmerzmutter, obwohl das ganze erste Kapitel ausführlich über die Marienverehrung handelt. — ²⁾ Legenda de origine Ordinis Servorum V. Mariae, herausgegeben von P. Augustin M. Morini O. S. M. [Monumenta Ord. Serv. I. 55–106 p. 98.] — ³⁾ Morini O. S. M. Ricordi del P. Niccolò Mati dei Servi di Maria. Roma 1882. 21. 22. — ⁴⁾ Vgl. Spörr P. Bernard Maria O. S. M. Lebensbilder aus dem Servitenorden 4 Bände, Innsbruck 1892–95. — ⁵⁾ Legenda Beati Philippi O. S. M., auctore incerto saec. XIV. veröffentlicht in Monumenta O. Serv. II. 60–83. 41.

leuten.¹⁾ Hoch und nieder, arm und reich nahm das heilige Skapulier zum Andenken an die Schmerzen Marias. So entstand fast an allen Ordenskirchen die Bruderschaft des schwarzen Skapulierers, die Societas habitus, wie sie damals genannt wurde, welche ihren Mitgliedern neben dem Tragen des Ordenskleides die Pflicht auferlegte, die Schmerzen Marias beim Leiden ihres Sohnes zu betrachten. Da sich der Servitenorden in kurzer Zeit über die ganze katholische Welt ausbreitete, mußte durch ihn die Verehrung der Schmerzensmutter mächtig gefördert werden. Wenige Jahre nach seiner Gründung wurde der Orden von dem bekehrten Rittern Friedrichs II. auch in Deutschland eingeführt,²⁾ wo er später von Kaiser Rudolf von Habsburg sehr begünstigt wurde,³⁾ so daß er bald über 30 Klöster, die in zwei Provinzen verteilt waren,⁴⁾ zählte und in der Geschichte Norddeutschlands „eine nicht unwichtige Rolle spielte“.⁵⁾

Es kann uns daher nicht wunder nehmen, wenn die Andacht zur Mater dolorosa vom 13. Jahrhundert an beim katholischen Volke tiefe Wurzeln faßte. Die kirchlichen Schriftsteller pflegten und förderten diese jegensreiche Andacht. In der Kunst feierte das Bild der Schmerzhaften die höchsten Triumphe. Die Dichter bemächtigten sich des rührenden Themas der Leiden Marias mit ausgesprochener Vorliebe. Zeuge dessen ist vor allem das tiefempfundene Stabat mater, das nach den meisten neueren Hymnologen dem Franziskaner Jacopone da Todi zugeschrieben wird. Die Dichter Spaniens, Frankreichs, Italiens und Deutschlands verfaßten ihre poesienreichen Marienklagen und die deutschen Minnesänger, wie Meister Konrad von Würzburg, Walther von der Vogelweide, Heinrich Frauenlob u. a.⁶⁾ sangen von dem Herzeleid der himmlischen Frau.

In Literatur und Kunst tritt in der Darstellung der Schmerzen Marias gegen Ende des Mittelalters als neues Sujet die Begegnung Christi mit seiner Mutter auf dem Kreuzzug hinzu. Schon das Malerhandbuch vom Berg Athos deutete diese Szene an, da es Maria mit den anderen heiligen Frauen (Luk. 23. 27) dem Heiland auf dem Kreuzwege folgen läßt.⁷⁾ Die dem heiligen Bonaventura fälschlich zugeschriebenen Betrachtungen über das Leben Jesu⁸⁾ erzählen diese Begegnung folgendermaßen:

„Da die betrühte Mutter des Herrn wegen der Menge des Volkes ihm auf dem Kreuzwege nicht nahe kommen konnte, so ging sie mit Johannes und ihren zwei Gefährtinnen einen anderen, kürzeren Weg, damit sie die übrigen überhole und sich ihm nähern könnte. Als sie nun außerhalb des Stadtttores,

¹⁾ Soulier, Vie de s. Philippe Benizi. Paris 1886. — ²⁾ Giani-Garbi I. 50. — ³⁾ Ricordi di P. Niccolo Mati. 25. — Michael S. J. Gesch. d. deutsch. Volkes II. (Freib. 1899) 97. — ⁴⁾ De antiquis Servorum coenobiis in Germania in: Monumenta Ord. Serv. I. 113—149. — ⁵⁾ Neues Archiv XXIV. (Hannover 1898) 374. — ⁶⁾ Hagen, Minnesinger Leipzig 1838—56. 4 B. I. 23, 311. 338. III. 124. — ⁷⁾ Degeß 382. — ⁸⁾ Meditationes de vita Christi c. 77 inter opera s. Bonaventurae Moguntiae 1609. VI. 387.

wo die Wege sich kreuzten, ihm begegnete und ihn mit dem großen Kreuze beladen, das sie vorher nicht gesehen, erblickte, ward sie halbtot vor Angst und konnte kein Wort hervorbringen. Auch er konnte kein Wort jagen, da er von denen, die ihn führten, zum Weitergehen gedrängt wurde.“

Diese Schilderung findet sich fast wörtlich wieder in dem Leben Jesu Christi von dem Karthäuser Rudolf von Sachsen († 1340).¹⁾

Das Provinzialkonzil von Köln im Jahre 1423 führte endlich zu Ehren der Schmerzensmutter ein eigenes Fest ein, welches als Sühne für die von den Hussiten verübten Frevel an heiligen Bildern am Freitag nach dem Sonntag Jubilate (dem 3. Sonntag nach Ostern) in allen Kirchen der Kölner Kirchenprovinz feierlich begangen werden sollte.²⁾ Noch im 15. Jahrhundert verbreitete sich dieses Fest fast über alle Diözesen Deutschlands und wurde nach verschiedenen liturgischen Formularien an verschiedenen Tagen begangen.³⁾ Gewöhnlich führt das Fest den Namen *festum compassionis Mariae*, mitunter heißt es auch *festum Mariae de pietate, de spasma* B. M. V., *Mariä Betrübniß*, *Maria Ohnmachtsfeier* usw. In verschiedenen Diözesan=Missalien⁴⁾ findet sich nur eine *Botivmesse de compassione* B. M. V., ohne daß das Fest selbst liturgisch gefeiert wurde.

Um das Jahr 1444 errichtete Johannes Terveldt in der Kollegiatkirche St. Georg zu Köln eine Bruderschaft zu Ehren der Schmerzen Marias, welche am Feste des Mitleidens Marias (4. Freitag nach Ostern) ihr Hauptfest feierte.⁵⁾ Fast zur selben Zeit (1450) stiftete Johannes Golderer, deutscher Beichtvater in St. Peter, in der Kirche des deutschen Gottesackers in Rom eine Bruderschaft zur schmerzhaften Mutter, deren Aufgabe die fromme Fürsorge für die Verstorbenen sein sollte.⁶⁾

III.

Nachdem seit dem 13. Jahrhundert die Andacht zur schmerzhaften Jungfrau Gemeingut des katholischen Volkes geworden, ging man bald daran, die Anzahl der Schmerzen zu bestimmen. War es ja doch ein Zug des späteren Mittelalters, die Lehren, Berrichtungen und Andachtsübungen womöglich durch Zahlen zu fixieren.

Im 14. und 15. Jahrhundert war die Zählung noch sehr schwankend. Bisweilen werden 6, 12, 15, 27, 50 Schmerzen angegeben,⁷⁾ Alanus de Rupe, von dem unsere jetzige Rosenkranzandacht von 150 Ave Maria stammt, gab in einer Predigt die Zahl der Schmerzen Mariens beim Leiden ihres Sohnes auf 150 an.

Sehr beliebt und verbreitet scheint im Mittelalter die Andacht zu den fünf Schmerzen Marias gewesen zu sein, wobei man als

¹⁾ Vita Jesu Christi redemptoris nostri. 2 pars. c. 62 (Lugduni 1519. fol. 218). — ²⁾ Mansi, Coll. Conc. XII. 1057—1058. — ³⁾ Grotefend, Zeitrechnung. 3 B. Hannover 1891—1898. I. 26. Hölswed, Fasti mariani, Frib. 1892, worin die verschiedenen Daten angegeben werden. — ⁴⁾ So z. B. im Missale der Diözese Brigen 1511. — ⁵⁾ Gellenius, De admiranda, sacra et civili magnitudine Coloniae Claudiae Agrippinensis. Col. 1645. 322. — ⁶⁾ Behringer, die Abfälle, Paderborn 1906. 685. — Weiffel 406.

1. Schmerz die Weissagung Simeons, als 2. den Verlust Jesu im Tempel, als 3. die Gefangennahme des Herrn, als 4. Maria unter dem Kreuze, als 5. das Ruhen des Leichnams Jesu im Schoße seiner Mutter zählte. Andere wählten statt der Gefangennahme die Flucht nach Egypten, wieder andere nahmen als fünften Schmerz die Grablegung.

Diese Fünfszahl begegnet uns zuerst bei Frauenlob († 1318) in einem Gedicht „Auf an Maria“, das also beginnt: „Ich mahne dich großer Nöten fünfe, Mutter, reine Maid.“¹⁾ Johannes Herolt († 1418), „Discipulus“ genannt, zählt in seinem *Promptuarium de miraculis beate Marie Virginis*²⁾ ebenfalls fünf Schmerzen und weiß folgendes zur Entstehung der Andacht zu berichten: Ein heiligmäßiger Mann vernahm einst in Verzückung, wie Jesus die Mutter der Barmherzigkeit fragte, welches ihre größten Schmerzen während ihres Lebens gewesen seien. Nachdem Maria die fünf oben genannten Schmerzen aufgezählt, sprach Jesus: „Wer mich beim ersten deiner Schmerzen grüßt mit einem Pater und Ave, dem will ich Erkenntnis und Reue über seine Sünden verleihen. Wenn er beim zweiten dasselbe tut, werde ich ihm Nachlassung seiner Sünden gewähren. Beim dritten werde ich die Tugenden, die er durch die Sünde verloren hat, wieder zurückgeben. Beim vierten Schmerz will ich ihm das Geschenk der Gnade geben und ihn vor seinem Tode mit meinem Leibe speisen. Beim fünften endlich werde ich ihm beim Tode erscheinen und ihn in das ewige Leben aufnehmen.“

(Zahlreiche Gebetbücher³⁾ und kirchliche Hymnen⁴⁾ zeigen von der Beliebtheit dieser Andacht. Das Beten von fünf Pater noster oder Ave Maria zu Ehren der fünf Schmerzen Marias war so allgemein, daß eine Stiftung für ein Gasthaus zu Groenlo in Holland vorschreiben konnte, alle Anassen müßten in der Fastenzeit an jedem Samstag und Montag außer sieben Pater und Ave zu Ehren der sieben Freuden Marias auch fünf Ave zur Verehrung ihrer fünf Schmerzen beten.⁵⁾

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wird jedoch die Zahl Sieben in der Zählung der Schmerzen Marias vorherrschend, allmählich verdrängte sie die Fünfszahl vollständig und ist bis auf den heutigen Tag in der Andacht zu den Schmerzen Marias ein sozusagen charakteristisches Element.

Wie wurde diese Zählung eingeführt?⁶⁾

Manche sehen den heiligen Bonaventura als Urheber dieser Andacht an, da er ein Offizium U. L. Frau von den sieben Schmerzen verfaßt haben soll. Doch ist dies unrichtig, denn die genannten Tages-

¹⁾ Sagen III. 388. — ²⁾ Im Anhang zu *Sermones de tempore et de sanctis* (Argentine 1484) und sonst oft gedruckt. — ³⁾ Franz 163. Beißel 405. 406. — ⁴⁾ Mone, Lat. Hymnen des M. A. 2 B. Freib. 1854. II. 136 f. Blumendres *Analecta hymnica* VIII n. 54, 55. — ⁵⁾ Beißel 406. — ⁶⁾ Vgl. La vierge aux sept glaives in: *Analecta Bollandiana* XII. (1893.) 333–352.

zeiten, welche sich unter den Schriften des seraphischen Lehrers vorfinden, führen nur den Titel „Officium de compassione B. M. V.“¹⁾ und nichts im Inhalt läßt schließen, daß der Heilige die Andacht zu den sieben Schmerzen gekannt habe.

Benedikt XIV.²⁾ und mit ihm viele ältere und neuere Schriftsteller³⁾ glauben, diese Andacht sei auf die sieben heiligen Väter des Servitenordens zurückzuführen, welche die Betrachtung der einzelnen Schmerzen Marias unter sich geteilt hätten. Obwohl es feststeht, daß der Hauptzweck des Ordens in der Verehrung der schmerzhaften Jungfrau besteht, so haben wir doch kein einziges historisches Zeugnis, daß vor dem 16. Jahrhundert die Siebenzahl der Schmerzen Marias im Orden betont wurde.

Witunter wird auch das Kölner Konzil vom Jahre 1423 genannt, das angeblich das Fest der sieben Schmerzen Marias einführte. Doch ist in dem in Frage stehenden Dekret nirgends die Rede von sieben Schmerzen Marias und das Fest führte offiziell den Titel *festum commemorationis angustiae et doloris beatae Mariae Virginis*.⁴⁾

Vor einigen Jahren glaubte der französische Mythologe Gaidoz die „Sage“ U. V. Frau von den sieben Schmerzen auf einen chaldäischen Zylinder zurückführen zu können, der im British Museum aufbewahrt wird.⁵⁾ Der betreffende Zylinder stellt die assyrische Göttin Istar dar, wie ihr ein Böcklein geopfert wird. Die Göttin sitzt auf einem Throne und ist umgeben von Waffentrophäen, die fächerartig hinter ihr geordnet sind. In dem Bündel befinden sich gerade sieben Stück, drei auf einer Seite, vier auf der anderen. Dieses Bild sollte nach Gaidoz' mehr als sonderbaren Beweisführung den Anstoß zur Verehrung der sieben Schmerzen Marias gegeben haben. In der Göttin, so schloß er, sah man „selbstverständl. ch“ das Bild der heiligen Jungfrau. Was konnten dann die Waffen bedeuten, die man hinter der Gestalt wahrnahm, und welche die Brust (!) zu durchdringen schienen? Ein findiger Geistlicher erriet es: Die Schwerter waren das Symbol der Schmerzen. Eine Stelle im Evangelium (Luk. 2. 35) bestätigte sofort diese Erklärung. Es waren zwar auf dem Bilde sieben Schwerter, doch konnte es nicht schwer sein im Leben Marias sieben Schmerzen auffindig zu machen. — Eine köstliche Hypothese, die nur den einen Fehler hat, daß sie nicht wahrscheinlich ist! Merkwürdig, daß dieser eine Zylinder gerade in die Hände eines Geistlichen fallen mußte, der gerade so scharfsinnig (!) war wie Gaidoz und bei dem Anblick von sieben Waffen hinter einer heidnischen Göttin sich sofort der Stelle bei Luk. 2. 35 erinnerte, wo von einem Schwerte die Rede war, welches das Herz Marias durchdringen sollte und daraus sofort den Schluß

¹⁾ Bonav. VI. 462—465. — ²⁾ Comment. de D. N. J. Ch. matrisque eius festis „Patavii“ 1754. 273. — ³⁾ z. B. Gihl, Die Sequenzen, Freib. 1900. 14.

⁴⁾ Mansi XII. 1057. — ⁵⁾ La vierge aux sept glaives in: Mélusine t. VI. (1892) 126—138. Bgl. Anal. Boll. XII. 933 f.

ableitete: also waren es sieben Schwerter, die Marias Herz durchdrangen. Großen Scharfsinn verrät es wohl auch, daß die ganze katholische Kirche, gestützt auf das Bild einer heidnischen Göttin und auf diese mehr als scharfsinnige Beweisführung eines Geistlichen sofort die Andacht zu den sieben Schmerzen als eine neue Offenbarung annahm und dabei ganz vergaß, den Namen des scharfsinnigen Erfinders der Nachwelt zu überliefern. Indes lohnt es sich nicht der Mühe, auf diese Aufstellung eines Jüngers der vergleichenden Religionswissenschaft näher einzugehen, denn sie kennzeichnet sich von selbst als das phantastische Gebilde eines träumerischen Kopfes und nicht als eine ernste wissenschaftliche Hypothese. Suchen wir also positiv die Frage nach der Entstehung der Andacht zu den sieben Schmerzen Marias zu lösen.

Die Zahl Sieben galt schon in der heiligen Schrift als eine heilige Zahl, welche die Vollkommenheit ausdrückt und spielt auch in der späteren Zeit eine große Rolle in der Formulierung vieler religiöser Wahrheiten und kirchlichen Andachtsübungen. Man erinnere sich nur an die sieben Sakramente, die sieben Gaben des heiligen Geistes, die sieben Hauptsünden, die sieben letzten Worte Christi am Kreuze, die sieben Bitten des Vater unser.¹⁾ Werfen wir einen Blick in die Erbauungsliteratur des Mittelalters, so begegnet uns diese Zahl unzählige Male. Man liest von sieben Graden der Betrachtungen, von sieben Wegen zur Ewigkeit, von sieben Blutvergießungen des Heilands, von seinen sieben Fußfällen, von den sieben Worten Marias, von den sieben Freuden Marias usw. Kann es daher sonderbar erscheinen, wenn die Zahl Sieben auch bei der Feststellung der Zahl der Schmerzen Marias allmählich in den Vordergrund trat und schließlich den Vorrang vor anderen Zählungen erhielt. War es ja doch ein Leichtes, aus der Unzahl der Schmerzen Marias gerade sieben Hauptschmerzen herauszuheben. Deswegen begegnen uns schon um 1300 die Versuche, die Zahl sieben in die Andacht zu den Schmerzen Marias aufzunehmen.

Jakob de Voragine († c. 1300) zählte in seiner *Legenda aurea* in Versen sieben Schmerzen auf und empfiehlt diese Verehrung.²⁾

Ein Gebetbuch aus dem 13. bis 14. Jahrhundert bringt einen Hymnus, der also beginnt:³⁾ „Die Seele der Mutter Christi durchdrang ein Schwert des Schmerzes bei den sieben Gelegenheiten und Stunden. Als die sieben Gelegenheiten werden dann aufgezählt: 1. Simeons Weissagung; 2. der bethlehemitische Kindermord; 3. Christi Verlust im Tempel; 4. der Anfang seines Leidens; 5. die Kreuzigung; 6. die Hinterlegung des Leichnams Christi in der Mutter Schoß; 7. die Grablegung.

Ungefähr um dieselbe Zeit zählt der Minnesänger Barthel Regenbogen (c. 1300) ebenfalls sieben Schmerzen in etwas abweichender

¹⁾ Menzel, *Christl. Symbolik*. Regensb. 1854. I. 377. — ²⁾ c. 225 bei Franz 163. — ³⁾ D. Lindemann, *Blumenstrauß von geistlichen Gedichten des deutschen M. A.* 1874. N. 169. Weiffel 498.

Reihenfolge auf.¹⁾ Nicht selten findet man die sieben Schmerzen auf die sieben Tageszeiten des Offiziums verteilt.²⁾ Ein Hauptgrund, warum die Andacht zu den sieben Schmerzen Marias bald zur Vorherrschaft gelangte, dürfte wohl auch in dem Umstand zu suchen sein, daß das Mittelalter mit großem Eifer die sieben Freuden Marias verehrte. Es lag daher sehr nahe, ein Gegenstück zu den sieben Freuden zu suchen.³⁾ Eine Predigt des heiligen Vinzenz Ferreri († 1419) verbindet zum ersten Male die sieben Freuden Marias mit sieben Schmerzen. In seiner dritten Predigt auf das Fest Maria Geburt wählte der Heilige als Thema den Gedanken: Auf Erden gibt es keine Freude ohne Leiden. Um diesen Satz zu beweisen, durchging er die sieben Freuden Marias, nämlich bei der Menschwerdung, Geburt, Anbetung der heiligen drei Könige, Auferstehung, Himmelfahrt, Herabkunft des heiligen Geistes, Aufnahme in den Himmel, wobei der Prediger jedesmal auch eine traurige Seite findet, freilich nicht, ohne der Ueberlieferung manchmal Gewalt anzutun.⁴⁾

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bürgerte sich die Siebenzahl immer mehr ein. Sehr gerne verband man die Andacht zu den sieben Schmerzen Marias mit der Andacht zu den sieben Fußfällen⁵⁾ oder auch zu den sieben Blutvergießungen Christi.⁶⁾

Im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts entstand zu Flandern eine berühmte Bruderschaft zu den sieben Schmerzen Marias, welche diese Andacht in den weitesten Kreisen populär machte.

Nach dem Tode Marias von Oesterreich (27. März 1482) wurden die Niederlande durch Bürgerkriege schwer heimgesucht. Mord, Brandschatzungen, Raub des Eigentums waren an der Tagesordnung. Um das Unglück voll zu machen, brach eine furchtbare Hungersnot aus, und raffte die Pest täglich tausende von Menschen hinweg. Um in dieser Not die Gläubigen auf die Notwendigkeit des Gebetes und auf die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau hinzuweisen, ließ ein seeleneifriger Priester, Johann von Coudenberghe, in den drei seiner Obforge anvertrauten Kirchen, Saint Gilles zu Abbenbroek, St. Peter und Paul zu Keimerswaal und St. Salvator zu Brügge ein Muttergottesbild aufstellen mit einem Epigramm, das sieben Umstände namhaft machte, bei welchen Maria besonders gelitten. Diese sieben Schmerzen waren

¹⁾ Gindeman, N. 48, Beißel 408. — ²⁾ Beißel 407. — ³⁾ Selbst im Servitenorden, der zur Verehrung der Schmerzen Marias gegründet war, wurde jeden Samstag ein kleines Offizium zu den sieben Freuden abetet (Monum. Ord. Serv. IV. (1900/01) 155–57), eine Einrichtung, welche aus der Zeit der sieben heiligen Väter stammt (Giani-Garbi I. 22). — ⁴⁾ Sermones de sanctis per totius anni circulum, Argentine 1489, fol. sign. qu. 3. b. — ⁵⁾ Schreiber, Manuel de l'amateur de la gravure sur bois et sur metal aux XV. siècle. VII. volumes, Berlin 1891–1896. II. 181 f. — Weigel-Jestermann, Die Anfänge der Buchdruckerkunst in Bild u. Schrift. Leipzig 1866. I. 344–347. — ⁶⁾ 1511 bestätigte Erzbischof Philipp von Köln eine Bruderschaft zu den sieben Blutvergießungen Christi und zu den sieben Schmerzen Marias. Vergleiche: Alf. Paulus, Zur Geschichte der Kreuzwegandacht, in: Zeitschr. für kath. Theologie, 33. (1909) 143–148.

1. die Prophezeiung Simeons, 2. die Flucht nach Aegypten, 3. der Verlust des zwölfjährigen Jesus im Tempel, 4. die Gefangennahme und Kreuztragung, 5. die Kreuzigung, 6. Abnahme Jesu vom Kreuze, 7. Begräbnis. In Menge kam das gläubige Volk herbei, betrachtete diese sieben Geheimnisse und betete sieben Pater und Ave, um die Trösterin der Betrübten anzusehen, das Unheil vom Vaterlande abzuwenden. Es entstand auch an den drei genannten Kirchen eine Bruderschaft unter dem Titel U. L. Frau von den sieben Schmerzen, welche der junge Erzherzog Philipp der Schöne, der selbst Mitglied der Bruderschaft war, auf alle nur mögliche Weise begünstigte, und welcher Papst Alexander VI. am 25. Oktober 1492 die kirchliche Approbation erteilte.

In kurzer Zeit wurde die Bruderschaft in Mecheln, Antwerpen, Brüssel, Haarlem, Delft, Leiden und fast in allen größeren Ortsgemeinschaften der „vereinigten Niederlande“ eingeführt. Das Vertrauen der Bevölkerung wurde reichlich belohnt. Die Uebel, von denen das Land heimgesucht war, verschwanden, der Friede wurde überall wieder hergestellt, eine reiche Ernte im Jahre 1493 machte aller Noth ein Ende. Die fromme Begeisterung des Volkes für die neue Andacht wuchs, als verschiedene Gebetserhörungen bekannt wurden, die auf die Anrufung U. L. Frau von den sieben Schmerzen geschehen sind und die 1496 in Druck erschienen. Sie vermehrten sich derart, daß bereits 1510 eine weitere Sammlung von 117 beglaubigten Wundern herausgegeben und 1519 eine neue Ausgabe mit 210 Wundern veranstaltet wurde. Zu Delft feierte man am 1. Oktober ein großes Fest zur Erinnerung an diese Wunder, das bis zum 13. dauerte und täglich mit einer Predigt über das Leiden Christi und das Mitleiden seiner heiligen Mutter begangen wurde. Ebenso setzte der Bischof Ludwig von Tournay an der Salvatorkirche zu Brügge ein Fest zum Gedächtnis der Wunder U. L. Frau von den sieben Schmerzen ein, das vom 1. bis 13. November gefeiert wurde.¹⁾ Hohe fürstliche Persönlichkeiten ließen sich in die Bruderschaft aufnehmen und suchten die Andacht zu verbreiten. Margarethe von Oesterreich gründete zu Brügge ein Kloster U. L. Frau von den sieben Schmerzen. Die Bischöfe gewährten der Bruderschaft Ablass, auch Leo X. überhäufte sie mit reichen Gnadenschatzen. Tageszeiten zu den sieben Schmerzen wurden verfaßt und in Musik gesetzt. Eine ganz neue Literatur erschien zur Förderung der neuen Andacht: Erbauungsbücher für das Volk, Sammlungen der Wunder, theologische und historische Abhandlungen u. w.

Durch diese neue Andachtsübung wurde auch ein neues Motiv in die biblische Darstellung der Mater dolorosa eingeführt: die Schmerzenskönigin mit sieben Schwertern im Herzen. Das Schwert tritt bereits in der Prophezeiung Simeons (Lukas 2. 35) als Symbol des Schmerzes auf und seit dem 14. Jahrhundert begegnet es uns

¹⁾ Hoffmeier 240 u. 264.

in der Ikonographie der schmerzhaften Jungfrau. Die Biblia pauperum in der Gymnasialbibliothek zu Konstanz (entstanden um 1300) liefert uns ein Bild, wo uns die Schmerzensmutter unter dem Kreuze zum ersten Mal mit einem Schwerte im Herzen entgegentritt.¹⁾ In dem „Lebensbaum des heiligen Bonaventura“, einem Miniaturbild zu Darmstadt, sehen wir, wie vom Gekreuzigten ein Schwert auf die allerfeligste Jungfrau herabfällt, die sich unten neben dem heiligen Johannes in einem Medaillon befindet.²⁾

Im 15. Jahrhundert war die Darstellung der schmerzhaften Mutter mit einem Schwerte im Herzen ziemlich gebräuchlich.³⁾ Die Verehrung von fünf Schmerzen hatte bereits zur Darstellung Marias mit fünf Schwertern geführt⁴⁾ und kaum war die Bruderschaft U. L. Frau von den sieben Schmerzen errichtet, als schon auch Abbildungen mit sieben Schwertern erschienen. Um das Jahr 1495 erscheint als Titelbild in einem Bruderschaftsbüchlein das von Condensberghe aufgestellte Muttergottesbild — ähnlich dem Lukasbild von Ara coeli in Rom, das nach der Ueberlieferung Maria beim Leiden unseres Herrn darstellte; doch sind bereits sieben Schwerter hinzugefügt, die fächerartig in einen engen Bündel vereinigt von der Linken gegen die Brust eindringen.⁵⁾ In der Folgezeit kehrt diese Darstellung unzählige Male in verschiedenen Abarten wieder. Bald dringen drei Schwerter von der einen, vier von der anderen Seite auf Maria ein, bald finden wir die Schwerter kreisförmig um die Brust geordnet, bisweilen bilden sie einen Strahlenkranz hinter dem Haupte der allerfeligsten Jungfrau.

Im traurigen 16. Jahrhundert erkaltete vielfach infolge der kirchlichen Wirren der Eifer für die Verehrung der schmerzhaften Mutter. Nach dem Konzil von Trient jedoch nahm diese Andacht einen nie geahnten Aufschwung. Der Orden der Serviten, der eine neue Blütezeit erlebte, übte mit ganzer Kraft und mit dem besten Erfolg seine Mission aus, die Verehrung der Schmerzen Marias zu fördern. Er breitete sich wieder mächtig aus in Italien, Spanien, Frankreich, kam dann auch wieder nach Deutschland, Tirol, Steiermark, Kärnten, Oesterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn, ging selbst in auswärtige Missionen und machte überall das heilige Skapulier, das schwarze Trauerkleid Marias, und die Andacht zur schmerzhaften Mutter bekannt.

In Italien trat als Apostel der Schmerzen Marias der berühmte Prediger P. Archangelus Maria Ballotini auf.⁶⁾ Unter großem Zulauf hielt er in Bologna die Fastenpredigten und sprach mit so hinreißender Beredsamkeit von dem Leiden Christi und seiner heiligen Mutter, daß alle in Tränen ausbrachen. Am Karfreitag erzählte

¹⁾ Laib u. Schwarz. Biblia pauperum Freib. (1892) tab. 12. — ²⁾ Kraus II. 1. 279. Fig. 192. Weiffel 413. Bild 186. — ³⁾ Schreiber I. n. 1013 n. 1116. II. 612. u. ff. — ⁴⁾ Schreiber I. n. 1014. — ⁵⁾ In der Quotlibetica decisio des Michael Francois. Analecta Boll. XII. 346. — ⁶⁾ Giani-Garbi II. 320.

er, wie Maria am gleichen Tage den sieben heiligen Vätern zum Andenken an ihre Schmerzen, die sie an diesem Tage erlitten, ihr schwarzes Trauerkleid gegeben hat und forderte die Zuhörer auf, das heilige Skapulier zu nehmen, um sich so zur beständigen Verehrung der schmerzhaften Mutter zu verpflichten. Hierauf nahm fast die ganze Stadt, der Erzbischof an der Spitze, das heilige Kleid. P. Ballotini scheint auch der erste Servit gewesen zu sein, der die Siebenzahl der Schmerzen Marias unter die Andachtsübungen der Bruderschaft einführte, während man früher nur die Schmerzen Marias beim Leiden ihres Sohnes im Auge hatte. Er hinterließ eine große Anzahl Erbauungsschriften in italienischer Sprache über die sieben Schmerzen, über den Rosenkranz zu den sieben Schmerzen usw.¹⁾

Viele Skapulierbruderschaften (*Societates habitus*), die im Laufe der Zeit eingegangen waren, lebten jetzt wieder auf. Neue Bruderschaften wurden gegründet. Am 14. Februar 1607 verließ Paul V. der Bruderschaft viele Ablässe, darunter auch einen Ablass von 60 Tagen für diejenigen, welche am Samstag abends dem *Salve regina* und der *Vitanei* in der Ordenskirche beiwohnen, oder statt dessen sieben Pater und sieben Ave zu Ehren der sieben Schmerzen Marias beten.²⁾ Die Verehrung der sieben Schmerzen trat immer mehr in den Vordergrund. Innozenz X. erlaubte auf Bitten des Ordens hin am 2. August 1645 die Hinzufügung *septem dolorum* zu offiziellem Titel der Bruderschaft,³⁾ die also von jetzt an *societas habitus septem dolorum* oder *Confraternitas B. M. V. septem dolorum* hieß.

Bisher besaß der Orden noch kein eigenes Fest für die Feier der Schmerzen Marias. Am 9. Juli 1667 erlaubte die Ritenkongregation am Hauptfest der Bruderschaft, das am 3. Sonntag im September begangen wurde, eine feierliche *Votivmesse* zu Ehren der sieben Schmerzen Marias nach einem approbierten Formular in violetter Kirchenfarbe. Am 15. September des nächsten Jahres wurde auch die *Rezitation* des kirchlichen *Offiziums* nach einem Formular, das Alexander VII. für die Augustiner Barfüßer in Frankreich approbiert hatte, gestattet.⁴⁾ Bald darauf (15. September 1670) erhielt der Orden die Erlaubnis, dieses *Offizium* alle durch kein Fest mit neun Vokationen verhinderte Freitage zu persolvieren, wofür eigene Vokationen für jeden Monat approbiert wurden.⁵⁾ Als liturgische Farbe für die Feier des neuen Festes wurde endlich am 4. März 1673 die weiße Farbe vorgeschrieben.⁶⁾ Als im Jahre 1814 Pius VII. aus der Gefangenschaft Napoleons wieder nach Rom zurückkehrte, dehnte er dieses Fest durch Dekret vom 18. September 1814 auf die ganze Kirche aus.⁷⁾

¹⁾ Markel, P. Amideus M. O. S. M. *Speculum virtutis et scientiae seu viri illustres Ord. Serv. B. M. V. Norimbergae* 1748. 42—45. — ²⁾ *Giani-Garbi II.* 359. — ³⁾ *Giani-Garbi III.* 83 — ⁴⁾ *Giani-Garbi III.* 265. — ⁵⁾ *Giani-Garbi III.* 275. — ⁶⁾ *Giani-Garbi III.* 286 u. 287. — ⁷⁾ *Gardinelli, Decreta authentica Congr. Sacr. Rit. III.* 62.

Manche Provinzen des Servitenordens hatten sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Erlaubnis erwirkt, das Botivoffizium U. L. Frau zu den sieben Schmerzen am Freitag in der Passionswoche sub ritu duplici maiori zu begehen. Da nun am 18. August 1714 dieser Gebrauch auf den ganzen Orden ausgedehnt wurde, so entstand ein neues Gedächtnisfest zu Ehren der schmerzenreichen Mutter,¹⁾ das Benedikt XIII. am 22. August 1727 in den Kalender der ganzen Kirche eintragen ließ.

In dem letzten Jahrhundert war die Entfaltung der Andacht zur schmerzhaften Mutter wahrhaft großartig. Möge auch im 20. Jahrhundert das Vertrauen des christlichen Volkes auf die Mater dolorosa, das nahezu zweitausend Jahre lang in dem Herzen der Gläubigen fest gewurzelt ist, wachsen und reiche Früchte des Segens tragen!

Moderne Seelsorge auf der Kanzel.

Von Dr. J. Kraemer in Braunsfels (Rheinland).

„Praedicate Evangelium omni creaturae!“ (Mc. 16, 15). Dieser Befehl des Heilandes an seine Apostel beweist deutlich, daß die Predigt des Evangeliums nicht minder göttlicher Einsetzung ist als beispielsweise die heilige Messe und die heiligen Sakramente. Demnach kann die Bedeutung der Predigt des Evangeliums nicht hoch genug angeschlagen werden. Wie alle Einrichtungen, die der Heiland persönlich ins Leben gerufen hat, den denkbar höchsten Zweck verfolgen, so auch die Predigt des Evangeliums. Nach der Absicht Christi soll auch sie in ganz hervorragender Weise beitragen zur Erlösung und Heiligung der Menschheit. „Veritas liberabit vos“ (Jo. 8, 32), so versprach es Christus den Juden, die an ihn glaubten. „Sanctifica eos in veritate; sermo tuus veritas est“ (Jo. 17, 17), so betete der Sohn Gottes für die Apostel und für diejenigen, die durch ihr Wort an ihn glauben würden. Ohne Zweifel, dieselbe Gewissenhaftigkeit, welche die Verwaltung der heiligen Sakramente erheischt, verlangt also auch die Ausübung des Predigtamtes. Das will denn auch der Apostel sagen, wenn er schreibt: „Sic nos existimet homo ut ministros Christi et dispensatores mysteriorum Dei. Hic iam quaeritur inter dispensatores, ut fidelis quis inveniatur“ (1 Kor. 4, 1. 2). Ein sicheres Zeichen nun, daß ein Seelsorger sich auch in der Verwaltung des Predigtamtes wirklicher Treue und Gewissenhaftigkeit befleißigt, dürfte auch darin zu erblicken sein, daß er sich bemüht, immer möglichst zeitgemäß zu predigen.

Was versteht man denn unter einer Predigt, die das Beiwort „zeitgemäß“ verdient? Darunter verstehen die Lehrer der geistlichen Beredsamkeit jene Predigt, die den tatsächlichen religiösen Bedürfnissen der jeweiligen Zuhörer wirksam entgegenkommt.

¹⁾ Giani-Garbi III. 571.

„Sie muß dazu angetan sein, — um mit P. Jungmann zu reden — nicht erst vermöge weiterer Folgerungen, welche zu machen der Prediger den Zuhörern überläßt, sondern unmittelbar in das Leben der letzteren, wie es tatsächlich ist, richtend und leitend einzugreifen.“¹⁾ „Darum ist es sehr wichtig — bemerkt Dr. Josef Walter — sowohl bei Auswahl des Stoffes als auch bei Bearbeitung desselben, daß man sich die Zuhörerschaft, für welche die Predigt zu dienen hat, mit ihren Bedürfnissen und ihrer Auffassungskraft, mit ihren Wünschen und Erwartungen, mit allem, was den Zuhörern wohl und wehe tun dürfte, recht lebendig vor Augen stelle. Während der Abfassung der Predigt sollte man sich gleichsam schon in die Mitte der künftigen Zuhörer versetzt denken und sozusagen im Herzen empfinden und kosten, was für einen guten oder weniger guten Eindruck dieser Gedanke, diese Darstellung oder auch dieses oder jenes Wort in denselben hervorrufen werde. Die Predigt muß — wie man zu sagen pflegt — den Zuhörern ganz auf den Leib geschnitten, besser gesagt, ganz ihrer Seele, ihrer Auffassung und ihrem Herzen angepaßt sein, sonst gleicht sie einem Schlag ins Wasser und ist von vornherein unwirksam.“²⁾ Um noch besser zu verstehen, was eine zeitgemäße Predigt zu bedeuten hat, möge man überdies folgendes bedenken: Bekanntlich sind alle Menschen — auch die gläubigen Katholiken — mehr oder weniger Kinder ihrer Zeit. Sie unterstehen, bewußt oder unbewußt, dem verderblichen Einfluß des „Zeitgeistes“. Dazu kommt, daß die Zeiten nicht immer dieselben bleiben; sie ändern sich und mit ihnen ändern sich auch die Menschen in ihren Sitten und Anschauungen. Dieser ewig wandelbare Zeitgeist bedingt also eine ebenso große Wandelung auch hinsichtlich der religiösen Bedürfnisse und Wünsche der Zeitgenossen. Nur ein Beispiel möge das Gesagte bestätigen. Ohne Zweifel machen sich für die Christen unserer Tage ganz andere religiöse Bedürfnisse fühlbar als für die Christen des Mittelalters. Der Zeitgeist des Mittelalters war eben grundverschieden von demjenigen der Neuzeit. Die schönste Predigt eines mittelalterlichen Autors — etwa eines heiligen Bernhard — ist darum noch lange nicht für unsere Kanzeln geeignet. Gerade weil diese Autoren zeitgemäß gepredigt haben, passen ihre Predigten in der Regel nicht mehr so recht für ein neuzeitliches Publikum, wenngleich nicht geleugnet werden soll, daß die Predigtweise der alten Meister für alle Zeiten vorbildlich und mustergültig bleibt.

Aber — so könnte man dagegen einwenden — die Menschen sind doch nicht einzig Kinder ihrer Zeit; zunächst und vor allem sind und bleiben sie Kinder Adams und als solche — auch nach der Taufe noch — bis zum Ende ihres Lebens verstrickt in die

¹⁾ Jungmann, Theorie der geistl. Beredsamkeit, 2. Aufl. 1. Bd. S. 105.

- ²⁾ Dr. Josef Walter, Der kath. Priester. S. 271.

Fesseln der bösen Begierlichkeit. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind die Menschen aller Zeiten sich völlig gleich. Ihre religiösen Bedürfnisse und Wünsche sind also im wesentlichen immer dieselben. Diesem Einwande kann eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden. Er beweist uns, daß es auch Predigtgegenstände gibt, die zu allen Zeiten und an allen Orten und vor jedem Auditorium zeitgemäß und passend sind. Predigten gegen die sieben Hauptsünden, sowie Ermahnungen zur Uebung der entsprechenden Tugenden zur Demut, Abtötung, Selbstverleugnung u. werden darum zu jeder Zeit höchst angebracht sein. Kein Seelsorger darf es daher unterlassen, seine Zuhörer immer wieder mit dem heiligen Johannes zu warnen vor der dreifachen Lust, der *concupiscentia carnis*, *concupiscentia oculorum* und *superbia vitae* (St. Jo. 2, 15. 16). Indessen auch diesen Predigtstoffen wird man sehr oft — im Hinblick auf die Zuhörerschaft — eine noch zeitgemäßere Färbung geben können und müssen, so zwar, daß sie dem Bedürfnis der betreffenden Zuhörer noch sorgfältiger angepaßt sind. Denn das darf keineswegs übersehen werden: Bei aller Unwandelbarkeit der Koncupiszenz sind ihre Äußerungen und Wirkungen je nach dem Zeitgeiste ganz verschieden. Der heilige Johannes nennt (l. c.) den Zeitgeist „die Welt“ (*mundus*) und die Koncupiszenz „*ea, quae in mundo sunt*“. Darum ist es ganz klar, daß die Koncupiszenz sich stets „der Welt“, d. h. dem verderblichen Zeitgeiste anpaßt und anschmiegt. In diesem Sinne spricht die Heilige Schrift geradezu von der *inconstantia concupiscentiae* und warnt vor ihr ganz besonders, weil sie wegen ihrer außerordentlichen Anpassungsfähigkeit imstande ist, auch „arglosen Sinn zu verkehren“ (Weish. 4, 12). Der Verwalter des Predigtamtes hat also immer zu kämpfen gegen die Koncupiszenz, die im Bunde steht mit dem Zeitgeiste, d. h. mit der bösen Welt und dem bösen Feinde. Diese drei Feinde des Heiles bleiben freilich bis zum Ende der Tage dieselben; aber wie alle listigen Feinde ändern sie fortwährend ihre Taktik, ihre Angriffsweise. Ueberaus treffend hat P. Jungmann diesen Gedanken ausgeführt: „Das Ziel, welches wir als die Aufgabe der Predigt angegeben haben, ist und bleibt zu allen Zeiten und an allen Orten dasselbe; auch das, was die Menschen dieses Ziel zu erreichen und festzuhalten hindert, die angeborene Verderbtheit unserer Natur, die Eigenliebe und der Hang zu sinnlichem Genuß erscheint nicht anders in unseren Tagen als damals, wo Noe an der Arche baute, nicht anders in Deutschland oder Paris als auf den Inseln der Südsee und an den Ufern des Amazonasstromes. Aber die Mittel, welche die Feinde unseres Heiles anwenden, die Menschenkinder zu verführen, bleiben nicht durch alle Perioden die nämlichen, noch werden sie an allen Orten in gleicher Weise und mit demselben Erfolge angewendet. Die Welt wechselt die Lügen, mit denen sie das Reich Gottes bekämpft, die Reize, mit denen sie fesselt, die Uebel,

mit denen sie schreckt; und die Taktik der bösen Geister, ob auch ihrem innersten Wesen nach stets dieselbe, nimmt wieder und wieder neue Gestalten an.“¹⁾ Wenn nun der Seelsorger damit rechnet im Beichtstuhle, in der Katechese, bei den Vereinsvorträgen und namentlich auf der Kanzel, dann wirkt er wahrhaft zeitgemäß, dann ist er ein moderner Seelsorger im besten Sinne des Wortes. Dann ist er jener treue und kluge Haushalter, von dem der Heiland sprach, „den der Herr über seine Familie gesetzt hat, damit er ihnen zur rechten Zeit den angemessenen Unterhalt reiche“, (ut det illis in tempore tritici mensuram) (Mt. 12, 42). Man vergleiche noch mit dieser Schriftstelle den ausgezeichneten Kommentar des heiligen Hilarius in der bekannten Brevierlektion Com. Conf. Pont. in II Noct. 3^o loco: „Hunc enim servum fidelem atque prudentem praepositum familiae significat, commoda atque utilitates commissi sibi populi curantem. Qui, si doctrinae opportunitate et veritate infirma confirmat, disrupta consolidet, depravata convertat et verbum vitae in aeternitatis cibum alendae familiae dispendat atque haec agens hisque immorans deprehendatur, gloriam a Domino tamquam dispensator fidelis et villicus utilis consequetur, et super omnia bona constituetur.“

Fügen wir zur Begriffserklärung noch kurz die Begründung, warum die Predigt des Evangeliums zeitgemäß sein muß. Schon der Zweck der Predigt beweist uns, daß jede Predigt in erster Linie zeitgemäß sein soll. Der Heiland selber hat ja bei Einsetzung der Predigt auch zugleich den Zweck der Predigt für alle Zeiten festgelegt: „Lehret alle Völker . . . lehret sie alles halten, was immer ich euch befohlen habe“ (Mt. 28, 19. 20). Weil nun jede Zeit ihren besonderen und eigentümlichen Zeitgeist hat, d. h. ihre besonderen Gefahren, Vorurteile, Irrtümer auf religiösem und sittlichem Gebiete, sowie auch ihre besonderen Uebel und herrschenden Laster, darum ist auch der Belehrung und Ermahnung des Seelsorgers durch die jeweiligen Zeitumstände eine ganz bestimmte Richtung, ein ganz besonderer Plan vorgezeichnet. Falls er also die Seinigen wirklich belehren und christlich erziehen will, (*erudire ad iustitiam!* Dan. 12, 3) wird er die Wahl des Themas und noch viel weniger die Ausführung desselben keineswegs dem Zufall oder der augenblicklichen Laune überlassen. Wie wäre er sonst noch ein treuer und gewissenhafter Auspender der Geheimnisse Gottes! Er wird vielmehr zu allernächst seine Zuhörer sich vorstellen und sich dabei etwa die folgenden Fragen beantworten: Welche Belehrungen sind diesem Zuhörerkreise am notwendigsten? In welchen verkehrten Anschauungen sind manche der Gläubigen befangen? Von welchen religiösen Zeitirrtümern sind sie vielleicht angesteckt? Oder von welchen Gefahren in religiöser und sittlicher Beziehung sind viele von ihnen

¹⁾ Jungmann, I. c. S. 116.

bedroht? In welchen Punkten läßt ihr sittliches Verhalten besonders zu wünschen übrig? An welchen Tugenden mangelt und fehlt es ganz besonders? Wenn der Seelsorger, ehe er an die Vorbereitung der Predigt herantritt, sich diese und ähnliche Fragen nach bestem Wissen beantwortet, dann wird er unschwer ein zeitgemäßes — und fügen wir es gleich hinzu — auch ein interessantes Predigtthema finden. Und falls er sich diese Fragen auch bei der Behandlung des gewählten Stoffes immer wieder vorhält, dann wird die ganze Predigt in Wahrheit das sein, was sie nach der Absicht Christi sein soll: eine wirkliche Belehrung und Erziehung der Zuhörer, und dann ist auch jeder Zuhörer von einer solchen Predigt wirklich erbaut im eigentlichen, d. h. biblischen Sinne des Wortes (cf. 1. Thess. 5, 11; 1 Kor. 4, 14; Eph. 2, 20). Dann ist der Priester aber auch das, was er als Nachfolger der Apostel sein soll: ein Licht der Welt, ein Salz der Erde, ein barmherziger Samaritan, der Öl und Wein in die Wunden gießt, ja ein Engel des Herrn, der die ihm Anvertrauten vor der bösen Welt und ihren Gefahren tatkräftig beschützt und sicher und zielbewußt zum Himmel führt. Ueberaus beherzigenswert auch für den Prediger ist, was in dieser Beziehung Fr. W. Förster sagt: „Man muß die Welt kennen, um auf sie zu wirken; man muß mit der Lebensweise und der Lebensanschauung seines Publikums vertraut sein, wenn die Seelsorge nicht in der Luft schweben soll. Wir brauchen mehr als je einen Idealismus auf realistischer Basis!“¹⁾

Wie der Zweck der Predigt, so lehrt uns aber auch das Vorbild der großen Meister christlicher Beredsamkeit, daß jede Predigt möglichst zeitgemäß sein muß. Es ist bekannt, daß manche Kirchenväter in ihren Predigten und Abhandlungen einer dem anderen geradezu zu widersprechen scheint. Ich verweise nur auf Chrysostomus und Augustinus und ihre Predigten über die Willenskraft des Menschen und die Notwendigkeit der göttlichen Gnade. Der Widerspruch zwischen beiden ist nur ein scheinbarer und erklärt sich einzig aus dem Umstande, daß beide Kirchenväter alles aufgeboten haben, um möglichst zeitgemäß zu predigen. Nun aber hatte es Chrysostomus im vierten Jahrhundert im Morgenlande mit ganz anderen Zeitirrtümern zu tun als ein Augustinus im Abendlande zu Anfang des fünften Jahrhunderts. — Jeder suchte eben den tatsächlichen religiösen Bedürfnissen seiner jeweiligen Zuhörer möglichst gerecht zu werden. — Verfasser erinnert sich noch recht gut einer Predigt, die Pius X. bald nach seinem Regierungsantritte an einem Sonntag Nachmittag im Damajushofe an das römische Volk gehalten hat. Es war eine kurze Homilie über das betreffende Sonntagsevangelium, in dem die wunderbare Heilung der blutflüssigen Frau erzählt wird. So allbekannt nun die Erzählung war, so originell und interessant

¹⁾ Fr. W. Förster, Christentum und Klassenkampf. S. 22.

und spannend war die homiletische Behandlung derselben. Pius X. sprach eben hauptsächlich von den Schwächen und Gebrechen unserer gegenwärtigen Zeit und Gesellschaft. Sie kann nur gesunden — so lautete sein Thema — durch innigen, gläubigen Anschluß an Christus und seine Kirche. Wie viele Ärzte haben schon versucht, den kranken und schwachen Körper der modernen menschlichen Gesellschaft zu heilen und neu zu beleben! Aber alle ihre Bemühungen waren erfolglos oder verschlimmerten noch gar das Uebel. O möchte doch die ganze menschliche Gesellschaft glaubensvoll sich dem Arzte anvertrauen, der ehemals das große Wunder an der blutflüssigen Frau gewirkt hat! . . . Dein Glaube hat dir geholfen! Der Glaube und nur der Glaube kann auch der heutigen Gesellschaft helfen und sie vor dem drohenden Untergang bewahren . . . Das war ungefähr der Gedankengang der kurzen Homilie des Papstes, die bei aller Einfachheit die Zuhörer doch mächtig ergriffen hat. Das, was die einfache Homilie so packend und ergreifend gestaltete, war eben nichts anderes als die höchst zeitgemäße Behandlung des Stoffes. Dieses Beispiel zeigt überdies, daß eine zeitgemäße, praktische Predigt auch im Anschluß an das bekannteste Sonntagsevangelium recht gut möglich ist. Gleichwohl darf der Anschluß an das Sonntagsevangelium nicht zur Schablone werden.

Das Gesagte können wir kaum besser zusammenfassen als mit den folgenden Worten des P. Jungmann: „Wir wissen, daß, wenn wir das Wort Gottes zu verkündigen vor dem christlichen Volke stehen, wir die Stelle dessen einnehmen, und reden im Namen dessen, von dem geschrieben steht:

„Der Geist des Herrn ist über mir: denn der Herr hat mich gesalbt, den Armen das Evangelium zu verkündigen hat er mich gesendet, daß ich heile die wunden Herzen, Nachlaß den Gefangenen verkünde und Erlösung und das Jahr der Gnade ausrufe von dem Herrn; daß ich tröste alle Trauernden und ihnen gebe eine Krone statt der Asche, Del der Freude statt der Klage und für den Geist der Betrübnis ein Festgewand“ (Jf. 61, 1–3, cf. Lk. 4, 18). Wir wissen, daß dieser „Armen“ nicht wenige sind, daß viele „wunden Herzen“ der heilenden Kraft unseres Wortes bedürfen, daß mannigfaltiger Jammer und tiefe Trauer und schwere Bedrängnis auf allen Seiten unseres Trostes und unserer Hilfe wartet; wir wissen darum gleichfalls, daß auch uns das Wort gilt, von dem in Rücksicht auf sich selber der Apostel überzeugt war: „Vae mihi, si non evangelizavero!“ (1 Cor. 9, 16).¹⁾ Mit Recht sagt Walter: „Ja, wenn die Sozialdemokraten die Gelegenheit hätten, jede Woche von einer Kanzel herab an die Gemeinde eine Rede zu halten, wie gut würden sie sich darauf vorbereiten! Wie sind diese bemüht, zu guten Rednern sich heranzubilden und das nicht ohne Erfolg!“²⁾ Von ihnen zu lernen, soll der moderne Seelsorger nicht verschmähen.

¹⁾ Jungmann, l. c. S. 122. — ²⁾ Dr. Josef Walter, l. c. S. 260.

Die Prostitution.

Von Josef Franz S. J., Feldkirch.

Die von Frauenspersonen gewerbsmäßig betriebene Unzucht ist ein Laster, an dem die Menschheit zu allen Zeiten frankte. Man ist sich einig darüber, daß die Prostitution ein Uebel ist, aber man hat sich darin ergeben, es nicht bannen zu können. Wenn es für die Moral auch nie eine Frage sein konnte, ob es erlaubt sei, sich der Prostitution zu ergeben oder sich ihrer zu bedienen, so mußte sie sich doch die Frage stellen, ob die öffentliche Gewalt berechtigt sei, sie zu dulden, ob man den Prostituierten Wohnungen vermieten dürfe. Diese Fragen mußten bejaht werden, wenn man einmal zur Erkenntnis gekommen war, daß die Verfolgung des Lasters nur größere Uebelstände im Gefolge haben würde. Bekannt ist der Ausspruch des heiligen Augustin: *aufer meretrices de rebus humanis, turbaris omnia libidinibus*. Zum Schutze der ehrbaren Frauen wird das schmutzige Gewerbe geduldet.

Bei den heute weithin herrschenden unheilvollen Anschauungen über Sittlichkeit und Sünde kann es nicht wunder nehmen, wenn die Prostitution eine grauenhafte Ausdehnung angenommen hat. Die Seelsorger nicht nur in großen Städten, sondern auch auf dem Lande müssen dem schwierigen Problem die größte Aufmerksamkeit schenken, da sie in erster Linie berufen und imstande sind, mittelbar und unmittelbar das Uebel zu bekämpfen.

1. Die Formen der Prostitution.

Die Straßenprostitution rekrutiert sich aus Dirnen, welche in Privathäusern zerstreut wohnend ihren Unterhalt ganz oder teilweise damit erwerben, daß sie sich für Geld den Männern preisgeben. Sie sind meist darauf angewiesen, Männer anzulocken; deshalb gehen sie „auf den Strich“. In auffälligen Kleidern, mit frechen herausfordernden Blicken ziehen sie durch die Straßen, besonders am Abend, oder sie suchen ihre Kundschaft in Wirtshäusern und Tanzlokalen; in vielen Winkelwirtschaften und Gasthöfen sind die Kellnerinnen, in manchen, besonders kleineren Spezereiläden, sind die Ladenmädchen Prostituierte und finden, weil sie bald bekannt sind oder bei Bedienung der Gäste darauf ausgehen, reichlich Gelegenheit schmutzigen Nebenverdienstes. Die in Privatwohnungen untergebrachten Dirnen müssen oft horrenden Mietpreise zahlen; 10—15 Mark täglich werden von einzelnen für ein möbliertes Zimmer verausgabt, woraus sich ergibt, daß der Sündenlohn entsprechend hoch sein muß. In Berlin sind die „40—100-Mark-Mädchen“ bekannt. Während der reiche Lebemann schwere Summen ausgibt, kauft der Arbeiter oder Soldat sein Opfer für 1 Mark und weniger. Man hat berechnet, daß jährlich in Deutschland von der lüsterne Männerwelt wohl 200 Millionen

Markt auf dem Altar der Venus geopfert werden! — Während die Straßenprostitution auf eigene Faust und Gefahr ihr Gewerbe treibt, haben sich zu allen Zeiten Unternehmer, besonders weibliche gefunden, welche eine Anzahl Dirnen anwarben. So sind die öffentlichen Häuser (Bordelle) entstanden. Die Mädchen beziehen eine fest bestimmte Tage, (in Italien ist diese für die einzelnen Klassen der Bordelle staatlich geregelt!) erhalten reichliche Verpflegung und Kleidung, die ihnen aber zu sehr hohen Preisen angerechnet wird, so daß sie fortwährend Schulden beim Bordellwirt haben. Dadurch ist es ihnen unmöglich gemacht, gegen den Willen des Unternehmers das Haus zu verlassen, weil sie sonst mittellos auf der Straße stehen. Darum sind die unglücklichen Geschöpfe, die in ein solches Haus geraten sind, meist unrettbar verloren; die Mehrzahl geht in 5 bis 7 Jahren an Geschlechtskrankheiten und Alkohol zu Grunde, die nicht mehr geeigneten werden entlassen und verfallen der niedrigsten Sorte der wilden Prostitution. Für „frische Ware“ sorgt der Mädchenhandel. Es ist eine bekannte Praxis der Mädchenhändler, ihre Opfer in fremde Länder zu verschleppen, wodurch ebenfalls eine Befreiung erschwert ist. In Deutschland sind Bordelle gesetzlich verboten, existieren aber trotzdem mit Genehmigung der Polizei in vielen Städten.

Verwandt mit dem Bordell ist das Kuppler- und Zuhälterwesen. Als Kuppler wird eine Person bezeichnet, die „gewöhnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch ihre Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet.“ (Strafgesetzb. des D. Reiches § 180.)

Nicht selten sind es Eltern, die ihre Kinder, Ehemänner, die ihre Frauen in dieser Weise mißbrauchen. Zuhälter heißt der männliche Beschützer der Dirne, oft auch ihr Freund und Geliebter, der ganz von ihrem Verdienst lebt; dafür hilft er Kundschaft suchen, ist immer zur Hand, wenn einer nicht zahlen will und es ist etwas Gewöhnliches, daß die Männer, die dem Zuhälter in die Hände fallen, ihrer Barschaft beraubt werden.

Verhältnis heißt man das Zusammengehen, das hauptsächlich den außerehelichen Geschlechtsverkehr zum Zweck hat. Es gründet auf Zuneigung und hat eine wenigstens relative Treue zur Voraussetzung; dieses Verhältnis wird entweder auf kurze Zeit vereinbart — die *petite femme* des Pariser Studenten bleibt selten länger als ein Semester — oder der Abbruch ist den Umständen überlassen. Sie ist Mollnerin, Lädnerin, Arbeiterin, Näherin, er Student, Beamter u.; Tisch und Zimmer ist gemeinsam, gewöhnlich auf „seine“ Kosten. Das Verhältnis bildet die Vorstufe der Prostitution; die meisten Mädchen, wenn sie einmal durch mehrere Hände gegangen, machen die Unzucht zu ihrem Haupterwerbszweig, es ist der natürliche Weg. Auch die Verhältnisse, die mit Eheversprechen begannen, liefern die betrogenen Mädchen größtenteils an die Prostitution ab.

In all diesen Fällen wird die Erzeugung der Kinder zu verhindern gesucht oder die Frucht abgetrieben; kommt es doch zur Geburt, so verfallen die armen Kinder meist den „Engelmacherinnen.“

2. Der Staat und die Prostitution.

Die Staaten stehen vielfach auch heute noch auf dem Standpunkt, daß der außereheliche Geschlechtsverkehr sündhaft und unerlaubt sei, die öffentliche Gewalt hält sich aber für machtlos, durch Verbieten und Strafen dagegen zu wirken. Darum kümmert sie sich um die Unzucht nur dann, wenn es sich um den Schutz Minderjähriger, um widernatürliche Sünden oder um öffentliches Aergernis handelt. Die gewerbsmäßige Ausübung der Unzucht mußte nun als moralischer und sozialer Krebschaden die besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. In den älteren Zeiten der christlichen Aera scheint es vornehmlich die moralische Seite gewesen zu sein, welche den Gesetzgeber beschäftigte. Das Aergernis, das nicht abzustellen war, suchte man möglichst ins Dunkel zu drängen, zu lokalisieren und duldete deshalb unter gewissen Bedingungen die Bordelle, die sich nicht an öffentlichen Plätzen oder belebten Straßen befinden durften. Die Praxis ist freilich zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen, je nachdem die Religion mehr oder weniger Einfluß auf den Gesetzgeber hatte. Von Ludwig IX., dem Heiligen, und Maria Theresia berichtet die Geschichte, daß sie energische Versuche zur vollständigen Unterdrückung des Lasters unternommen. Der Erfolg entsprach nicht den gutgemeinten Bestrebungen; eine Kritik der angewandten Mittel gehört nicht zur Aufgabe dieser Arbeit. Seit einem Jahrhundert steht, wie es scheint, für die Staaten der soziale Gesichtspunkt im Vordergrund. Man hat erkannt, daß die Prostitution, wenn nicht die einzige, so doch die furchtbarste Verbreiterin der Geschlechtskrankheiten ist. Es ist berechnet worden, daß eine einzige Dirne in sieben Jahren an die 20.000 Männer infizieren kann.

Unter Napoleon I. wurde zuerst die sogenannte Reglementierung eingeführt. Der Staat läßt sich herbei, die gewerbsmäßige Unzucht zu dulden, falls die Dirnen sich auf der Polizei einschreiben lassen und sich alle 14 oder alle 8 Tage zur ärztlichen Untersuchung stellen; die als venerisch erkrankt Befundenen werden einer zwangsweisen Spitalbehandlung unterworfen. Die nicht eingeschriebenen Dirnen (die sogenannte wilde Prostitution) werden von der Polizei verfolgt, einige Wochen eingesperrt, nötigenfalls von ansteckender Krankheit geheilt und wieder entlassen; dann beginnt das gleiche Leben wieder. Die ärztliche Kontrolle läßt sich natürlich leichter handhaben, wenn die Dirnen zusammen wohnen. Aus diesem Grunde wurde von vielen der Kasernierung der Vorzug vor der einfachen Reglementierung gegeben und die Wiedereinführung der öffentlichen Häuser befürwortet. Da aber unmöglich alle schlechten Frauenzimmer in Bordellen untergebracht werden können, schon wegen ihrer großen

Anzahl, und sehr viele andere Gründe dagegen sprechen, ist das staatliche Verbot der öffentlichen Häuser nur zu billigen.

Ein Mittelding zwischen Reglementierung und Kasernierung ist die Lokalisierung. Den Dirnen sind gewisse Straßen angewiesen, in denen allein sie ihre Wohnung nehmen dürfen. In Bremen dient eine Sackgasse mit 26 Häusern, die alle einem Unternehmer gehören, ausschließlich als Wohnort für Prostituierte.

Wie oben bemerkt, ist es die Absicht des Staates, durch die Reglementierung der Gefahr der Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten zu begegnen. Wird dieser Zweck erreicht? Viele verneinen die Frage unbedingt. Denn, wie allgemein zugegeben wird, erfaßt die Reglementierung kaum den zehnten Teil der Dirnen; in Paris weisen die polizeilichen Listen etwa 7000 Namen auf, die wirkliche Zahl der Prostituierten wird auf mindestens 100.000 geschätzt. Köln hat 700 Eingeschriebene, 7000 treiben das schmutzige Gewerbe, für Berlin sind die entsprechenden Zahlen 5000 und 30—40.000. Ähnliche Zahlen und ähnliche Verhältnisse werden aus den meisten größeren Städten berichtet. Angesichts solcher furchtbaren Zahlen will es wenig bedeuten, daß ungefähr $\frac{1}{10}$ unter ärztlicher Kontrolle steht. Es kommt noch dazu, daß bei der gewöhnlichen Art der ärztlichen Untersuchung und Behandlung die Krankheit oft nicht erkannt oder nur mangelhaft geheilt wird. Sollte die Reglementierung auch nur einigermaßen Sicherheit gegen Ansteckung gewähren, so müßte nach dem Urtheil gewissenhafter Aerzte nicht nur die ganze Prostitution erfaßt werden können, sondern die ärztliche Untersuchung müßte viel öfter und mit viel mehr Sorgfalt ausgeführt werden, und die Behandlung in den Krankenhäusern hätte sich über einen viel längeren Zeitraum zu erstrecken. Dies würde einen Aufwand von Zeit und Nerzen und Geld bedingen, der unerschwinglich ist. Daß die bisherige Praxis der Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten keinen merkbaren Abbruch getan, wird ungefähr allgemein zugegeben. Es ist auch nichts anderes zu erwarten. Die Syphilis ist, auch wenn das akute Stadium ausgeheilt, noch mindestens 3 bis 4 Jahre ansteckend und gefährlich; es müßten daher alle daran Erkrankten solange interniert werden. Der Tripper soll wenigstens für die Frau noch schlimmer sein, weil nach der allgemeinen Erfahrung der Aerzte diese Krankheit sich rasch auf die inneren Organe ausbreitet und dann fast unheilbar ist. Solange aber die chronische Erkrankung dauert, besteht auch die Gefahr der Ansteckung. Da über kurz oder lang alle Dirnen tripperkrank werden, müßten sie allemal auf Lebenszeit dem Verkehr entzogen werden. Man braucht solche Dinge nur auszusprechen, um die absolute Unmöglichkeit ihrer Durchführung zu erkennen. Sollte die Natur hier nicht ein deutliches Wort gesprochen haben? Die ernsthafte ärztliche Forschung, der wissenschaftliche Fortschritt scheint auf diesem Gebiet nur dazu zu führen, das Uebel größer und furchtbarer zu sehen und die Unmöglichkeit klarer zu zeigen, dem Elend mit

menshlichen Mitteln beizukommen. Nur die Beobachtung des christlichen Sittengesetzes vermag die Gefahr zu beschwören.

Wenn aber die Reglementierung so gut wie gar keinen Nutzen stiftet, behalten die Gründe, welche gegen diese Praxis sprechen, ihr volles Gewicht.

Die Bordelle sind zu verwerfen, weil ihre Existenz dem Unzuchtsbetriebe Vorschub leistet. Die staatliche Duldung und Anerkennung schlägt geradezu dem öffentlichen Sittlichkeitsbewußtsein ins Gesicht. Auch ist die Behauptung unwidersprochen, daß die Einführung der Bordelle die Prostitution und die venerischen Erkrankungen in keiner Weise gemindert hat. Bordelle sind auch darum zu verwerfen, weil sie auf den Mädchenhandel angewiesen sind. Seit die internationale Bewegung zur Bekämpfung dieses schändlichen Menschenhandels eingesetzt hat, kommen schauerliche Zahlen ans Tageslicht. In Deutschland allein wurden innerhalb dreier Jahre nicht weniger als 130 Mädchenhändler gefaßt. (Bericht auf dem Pariser Kongreß 1906.) Im Oktober 1907 gelang es in Mähren eine Bande festzunehmen, die monatlich 30 bis 40 junge Mädchen in verschiedene Bordelle lieferte. Das gewöhnliche Lockmittel sind gute Stellen, besonders im Ausland. Einige Hundert Mädchen werden jährlich durch den organisierten Mädchenschutz und die Bahnhofsmision gerettet und der Polizei gelingt es ebenfalls, eine Anzahl wieder zu befreien; allein Tausende blutjunger Mädchen werden immer noch für die abscheulichsten Zwecke angeworben. Der Standpunkt des minus malum kann auf die öffentlichen Häuser keine Anwendung finden. Von der Lokalisierung gilt das Gleiche. Es ist eine ganz unberechtigte Zumutung, daß die Bewohner einzelner Straßen die Masse schlechter Frauenzimmer bei sich dulden sollen und das öffentliche Sittlichkeitsgefühl erleidet dieselbe Einbuße. Nur daß die elenden Geschöpfe nicht ganz so wehrlos der Ausbeutung preisgegeben sind.

Wie ist die einfache Reglementierung vom moralischen und sozialen Standpunkte aus zu beurteilen? Wenn der Zweck des Staates auch einigermaßen erreicht würde, sprächen doch ganz gewichtige Gründe dagegen. Die Eintragung in die Listen bedeutet für die allermeisten die endgültige Ausstoßung aus der anständigen Gesellschaft. Das Sündengewerbe ist ihr vom Staat anerkannter Beruf, in dessen Ausübung sie nur geringen Beschränkungen unterliegen. Die Polizei stellt ihnen den Gewerbeschein aus und vermittelt in vielen Fällen die Wohnungen. Dieses Paktieren der öffentlichen Gewalt mit dem Laster drückt in vielfacher Weise auf die Moral. Die Dirnen selber gewinnen das Bewußtsein, daß es nichts so Schlimmes um ihr Gewerbe sein müsse, wenn der Staat sich ihrer so annimmt, die Vermieter, denen von der Polizei lockender Gewinn geboten wird, verlieren den Abscheu vor der Niederlichkeit, die Männer sehen vielfach nichts Entehrendes mehr darin, mit den Prostituierten sich abzugeben,

da der Staat sie ja deshalb hält. Die zwangsweise, und wenn sie nützen soll, so häufige ärztliche Untersuchung nimmt den Gefallenen den kärglichen Rest von Schamgefühl und zerstört so fast unbedingt die letzte Hoffnung auf Lebensbesserung. Auf der anderen Seite gewährt sie wenigstens einen Schein von Sicherheit gegen Ansteckung und dient so als Anreiz zur Sünde. Aus Furcht vor Ansteckung überwindet manch einer die Versuchung; nun sorgt die Polizei dafür, daß diese Besorgnis nicht zu groß zu sein braucht; umso schlimmer ist diese Wirkung, weil die Gefahr nur zu einem geringen Teil entfernt ist. Eine Reihe von öffentlichen Skandalen hat den Beweis geliefert, daß auch die Organe der Sittenpolizei den Versuchungen ihres schwierigen Amtes leicht unterliegen; die fortwährende Berührung mit den Lasterhaften dieser Sorte wirkt demoralisierend.

Wer diese Schäden der polizeilichen Reglementierung überdenkt, gegen die der geringe, problematische Nutzen in keiner Weise in Betracht kommen kann, wird der wackeren Polizeiassistentin Henriette Arendt in Stuttgart recht geben, wenn sie die Reglementierung einen Hohn auf unsere Zivilisation, einen Schandfleck unserer Kultur nennt.

3. Wirksame Mittel gegen die Prostitution.

Die Erfolglosigkeit der bisherigen Praxis, welche der Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten keinen Abbruch tun konnte, hat eine Menge neuer Vorschläge hervorgerufen. Sie zeigen nur die Ratlosigkeit an, in die falsche Grundsätze notwendig führen müssen. Der Standpunkt ist falsch, daß die Prostitution als notwendiges Uebel geduldet werden müsse. Wenn es ein Uebel ist, und daran zweifelt niemand, so kann es zu nichts führen, nur die Auswüchse bekämpfen zu wollen; man muß es an der Wurzel fassen. Der Staat sollte ernst machen und die Religion unterstützen, um dem Laster nach Kräften Einhalt zu gebieten. Die oft gehörte Rede, man könne doch das schmutzige Gewerbe nicht auszrotten, kann sicher kein System der Duldung rechtfertigen. Das Gleiche gilt doch auch vom Stehlen und Betrügen, Morden und vielen Verbrechen und Vergehen; sie sind stets der Strafe unterworfen worden und niemand noch ist es eingefallen, ihre Straflosigkeit und Duldung zu fordern, weil sie doch nicht gänzlich zu unterdrücken seien. Wie würden diese Untaten sich mehren, wenn keine Strafen darauf ständen! Man ist längst und mit Erfolg dazu übergegangen, jugendliche Sünder, und solche, die in Gefahr sind, es zu werden, statt ins Gefängnis in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt zu schicken. Nur wenn der Staat seine Praxis in der Prostitutionsfrage grundsätzlich ändert, wird es ihm möglich sein, erzieherisch auf die unglücklichen Geschöpfe einzuwirken. Maßnahmen zu ihrer Besserung sollte er treffen, statt ihnen Erlaubnisscheine auszustellen. Dänemark ist mit einem Beispiele vorangegangen, das Nachahmung verdient. „Die polizeimäßige Beaufsichtigung der gewerbsmäßigen Unzucht wird aufgehoben; gegen

alle, welche dieses Gewerbe treiben, kann die Polizei wie gegen Landstreicher vorgehen. Außerdem ist bestimmt, daß jede öffentliche Unfittlichkeit oder Aufforderung dazu mit Gefängnis oder Zuchthaus bestraft wird. Ebenso werden alle Dirnen bestraft, die Zuhälter bei sich haben oder mit Jünglingen unter 18 Jahren verkehren. Ebenso ist verboten, Dirnen unter 18 Jahren Wohnung zu geben oder überhaupt gegen Entschädigung in seinem Hause unzüchtigen Verkehr zu dulden.“ (Ciese, Mädchenschutz, 278.)

Daß die Aufgaben der Polizei auf diesem Gebiete viel leichter und sicherer von weiblichen Beamten gelöst würden, bedarf keines weiteren Beweises.

Die rein prohibitive Tätigkeit der öffentlichen Gewalt hat wenigstens das Gute, daß das Laster nicht so frech wie bisher in der Öffentlichkeit sich breit machen darf; so wird es leichter sein, das sittliche Bewußtsein und Empfinden der Massen zu veredeln und weil der Anreiz und die Gelegenheit seltener, geraten nicht so viele auf die Bahn der Schlechtigkeit. Es genügt aber nicht, das Laster nur in die Verborgenheit zu drängen, man muß ihm auch nach Möglichkeit Opfer zu entreißen suchen. So vielfach die Ursachen sind, welche der Prostitution Vorschub leisten, so zahlreich müßten auch die Gegenmittel angewendet werden. Das soziale Elend und die Wohnungsfrage sind ein Problem, dessen sittliche Seite glücklicherweise mehr und mehr empfunden wird. Die Arbeitshäuser, in denen Gefallene und Gefährdete in viel größerer Anzahl als bisher unterzubringen wären, werden am besten der Leitung religiöser Genossenschaften unterstellt. Jedenfalls muß das ganze Rettungs- und Erziehungswerk vom religiösen Geiste durchdrungen sein. Die öffentlichen Mittel müßten für solche Zwecke ausgiebig bereit gestellt werden; sie tragen reiche Zinsen.

Es ist jedoch von all diesen Maßregeln wenig Erfolg zu erhoffen, wenn nicht wenigstens das Notwendigste geschieht, um dem Uebel vorzubeugen. Wenn, wie in unseren Tagen der Schmutz in Wort und Bild beinahe ganz straflos ist, macht man umsonst Gesetze gegen die Prostitution. Während man ihr mühsam einige Opfer entreißt, schlingt sie ihre Riesenarme um tausend neue. Wenn neulich das „Recht auf erotische Lektüre“ promulgiert werden konnte, wird es nicht mehr lange währen, daß auch andere „Rechte“ gefordert werden. Es ist oft genug ausgesprochen worden, daß unsere jetzigen Gesetze schon genügen, um dem ärgsten Treiben zu steuern; aber die Gerichte sind von einer unbegreiflichen Scheu vor der „Kunst“ befangen. Auch wenn ein Moderner sich einmal dazu versteht, ein strengeres Einschreiten der Behörde gegen den Schmutz zu fordern, vergißt er gewiß nicht hinzuzufügen, die ausführenden Organe dürften eines besonders feinen Taktes nicht ermangeln.

Wäre es denn wirklich etwas so Schreckliches und ein Aufgeben unserer Kulturstufe, wenn einmal ein Kunstwerk, das sitten-

gefährlich wirken könnte, unterdrückt würde? Es ist doch für jeden denkenden Menschen klar, daß die Sittlichkeit über der Kunst steht und daß folgerichtig viel eher die Kunst als die Sittlichkeit der Gefahr der Schädigung ausgesetzt werden darf. Weil die Begriffe systematisch verwirrt werden und weil man vor den fetten Schlagwörtern so ängstlich zurückweicht, darum sind wir in dies Elend geraten. Es ist nun aber töricht, über den verheerenden Strom zu jammern, den man mit wenig Mühe an der Quelle größtenteils unschädlich machen könnte.

Eine starke Hilfsgruppe gegen die Prostitution darf man in der modernen Frauenbewegung erblicken. Nicht die um Ellen Key werden das Heil bringen, sie setzen an die Stelle der christlichen Ehe die „freie Liebe“, predigen das Recht auf Mutterschaft und immer neue Glücksmöglichkeiten; das heißt den Teufel durch Beelzebub austreiben wollen. „Mögen $\frac{9}{10}$ aller Ehen sogenannte unglückliche Ehen sein, das schadet dem Volkskörper viel weniger als ihm die freie Liebe schaden würde.“ (Gruber.) Aber die christliche Frauenbewegung, die sich immer machtvoller entfaltet, könnte einen heilsamen, nachhaltigen Einfluß auf die sittliche Hebung ihres Geschlechtes gewinnen. Die ganze Menschheit ist ja einig darin, daß es eine unfägliche Erniedrigung, Verkommenheit und Schändung der Menschennatur bedeutet, seinen Leib für Geld an die Lüfte der Männerwelt zu verkaufen. Wenn die empfänglichen Frauenherzen einmal tief durchdrungen sind von der Schmach, die ihrem ganzen Geschlechte in den armen Opfern der Prostitution zugefügt wird, und wenn dazu der Abscheu vor der Sünde und das übernatürliche Mitleid tritt, kann die Wirkung nicht ausbleiben; in der Erziehung der eigenen Kinder, in der Sorge für die Dienstmädchen, in der eifrigen und liebevollen Ausübung der christlichen Charitas werden sich die Früchte zeigen. Der Priester kann viel tun, das Interesse der Frauen für den Kampf gegen das Laster zu gewinnen und zu erhalten, während er ohne diese Hilfe zumeist vergeblich arbeitet.

Aber, warum spricht man nur immer von den Mädchen und Frauen? Wäre niemand da, der sich der Prostitution bediente, sie existierte nicht. Die Nachfrage erhält die Prostitution am Leben. Hier liegt vielleicht der Kardinalpunkt der ganzen Frage. Solange die Männerwelt es nicht als eine niederträchtige Gemeinheit, sondern als einen äußerst begehrenswerten und notwendigen Lebensgenuß ansieht, mit Dirnen zu verkehren, ist an eine Besserung nicht zu denken. „Daß alle nach Liebesgenuß verlangen und kein Modernster von Vatten-, Vater- und Mutterpflichten etwas wissen will, das bildet eines der düstersten Zeichen drohenden Kultur- und Volksverfalls.“ (Gruber.) Es muß ebenso und in noch höherem Grad das sittliche Bewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl der Männer gehoben werden. Die Männer sind in diesem Punkte das schwache Geschlecht. Neuerdings mehrten sich erfreulicherweise die Stimmen von Ärzten, die für Enthalt-

samkeit werben und dem Manne wieder die Größe und den Heroismus eines enthaltamen Lebens vor Augen zu stellen wagen, wie es das katholische Christentum stets getan. „Dem Enthaltamen wird Enthaltamkeit immer leichter, dem Genießenden immer schwerer.“¹⁾ (Gruber.) Die Aussprüche solcher Ärzte können dem Seelsorger gute Dienste leisten; sie beweisen, daß die Befolgung der Lehren des Christentums nicht „widernatürlicher Asketismus“ ist, sondern ebenso auch Forderung der Gesundheit und des Volkswohles. Unsere mißlichen, sozialen Verhältnisse, die so vielen erst eine recht späte Heirat ermöglichen, tragen ja auch manche Schuld am sexuellen Elend, aber die gepriesene Kultur hat eben Bedürfnisse entwickelt und groß gezogen, die nicht mehr befriedigt werden können. Unter diesen ungünstigen sozialen Zuständen, die nur in langsamer Entwicklung zu bessern wären, öffentlichen Anreiz zur Unsitlichkeit bieten, sollte als gemeingefährliches Verbrechen betrachtet und gestraft werden. Wenn alle berufenen Faktoren auch nur einigermaßen zusammenwirkten, wäre es ein Leichtes, die Prostitution soweit einzudämmen, daß sie nicht mehr, wie heute, die schwerste Volksgefahr darstellte. Das allererste Erfordernis aber ist, daß mit allen Mitteln der Schmutz in Wort und Bild aus der Öffentlichkeit entfernt und die staatliche Duldung der Viederlichkeit aufgehoben wird. So wäre für ungezählte Millionen der Anreiz und die nächste Gelegenheit entfernt, ohne die sie der Versuchung stand gehalten hätten. Zu meinen, Aufklärung, Belehrung und auf rein natürliche Motive gegründete Warnung könnten einen nachhaltigen Einfluß auf die menschlichen Leidenschaften ausüben, ist Selbsttäuschung. Die deutsche Gesellschaft für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten arbeitet mit vielem Eifer nach dieser Richtung. Wenn uns nur die Statistik von Erfolgen zu berichten hätte! Wir wissen, warum diesen Mühen keine Frucht beschieden sein kann. Man wende die gleiche oder auch nur die halbe Energie auf, um die Unsitlichkeit zu bekämpfen; dazu kann man sich freilich nur auf dem Standpunkt des Christentums erschwingen. Ist der außereheliche Geschlechtsverkehr einmal erlaubt, so ist heute kein Mensch, keine Gewalt mehr imstande, eine Grenze zu ziehen; wenn es hier Rechte gibt, so sind sie für alle Menschen die gleichen. Wohin aber der schrankenlose Libertinismus führt, davon legt die Geschichte der Völker lautes Zeugnis ab. Der ungebundene Geschlechtsverkehr bedeutet Barbarei und den Untergang der Nation. Es haben in den letzten Jahrzehnten besorgte Vaterlandsfreunde ihre warnende und mahnende Stimme eindringlich erhoben; der Erfolg ist ausgeblieben, mußte ausbleiben; der Niedergang tritt immer offenkundiger zutage. Allein die Lehre des Christentums, daß alle Menschen nach dem Ebenbild Gottes erschaffen, für ein übernatürliches ewiges Ziel bestimmt sind, kann die ganze Niedertracht, Gemeinheit und

¹⁾ Das gute viel verbreitete Buch von Seved Ribbing, die sexuelle Hygiene, bient dem Nachweis dieser Wahrheit.

Abscheulichkeit der Prostitution ins rechte Licht stellen; der Prostitution, die ungezählte Tausende von armen Geschöpfen, die Kinder Gottes sind, erniedrigt zu Werkzeugen brutaler Lust, verbraucht an Leib und Seele im Dienste ungezügelter Leidenschaft. Gerade die Höhe unserer Kulturstufe, unser ausgebreitetes Wissen, unser mächtiges Können zeigt dem ehrlichen Beobachter den klaffenden Abgrund, an dessen Rand uns die sexuelle Frage geführt; nur das Christentum vermag ihn zu überbrücken und auszufüllen.

Pastoral-Anleitungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Pastoraltheologie.

Von Dr. Karl Frühstorfer in Linz.

(Zweiter Artikel.)

V. Seltsam mutet die umfangreiche, 1635 in Köln erschienene *Theologia medica* des Jesuiten Maximilian Sandäus (van der Sandt) an.¹⁾ — Wie bekannt, kennzeichnet sich die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts durch Haschen nach dem Seltsamen und Auffälligen, was notwendig zu mancherlei Geschmacklosigkeiten führte. Eben jenes Gepräge trägt auch das genannte, allerdings in lateinischer Sprache verfaßte Werk des Sandäus an sich, in welchem der Autor das Wort Gottes wie die Sakramente ausschließlich unter dem Gesichtspunkt einer Seelenmedizin behandelt und dementsprechend die Seelenhirten bloß als Seelenärzte betrachtet. Arznei, Arzt, Krankheit, Gesundung — darum dreht und bewegt sich alles. Selbstredend wirkt dieses beständige, nicht ohne Wiederholung abgehende Betonen des Medizinalmomentes abspannend und ermüdend. Denn im Grunde genommen bekommen wir trotz aller Variationen so ziemlich immer das gleiche Lied zu hören. Ein wunderlicher Ausfluß barocken Geschmacks sind aber insbesondere die von Sandäus der sündensiechen Seele verschriebenen Rezepte. So wird beispielsweise gegen das *vitium curiositatis* die Anwendung folgenden Rezeptes empfohlen:

Averte oculos tuos, ne videant vanitatem. Ps. 118, 37.

Recipe	{	Ficulnei perizomatis Evae folium unum.
		Statuae salis uxoris Loth grana quinque.
		Plantaginis a Dina Sichimis collectae manipulos duos. ²⁾
		Nocturnarum lacrimarum Davidis uncias duas.

Contunde in marmoreo mortariolo cordis pistillo crucis Christi. Atque inter tundendum influant lacrimae tuae, ut melior

¹⁾ Ueber seinen Lebenslauf gibt auf Grund handschriftlicher Mitteilungen Aufschluß *Kirchenlexikon*?, 10. Bd., Sp. 1691 f. — Wie aus der dem Werke vorangestellten *Epistola dedicatoria* erhellt, ist dasselbe den um die Gesellschaft Jesu und Erhaltung der katholischen Religion in Köln hochverdienten „*Consulibus et Senatoribus rei publicae Coloniensis*“ gewidmet. ²⁾ Vgl. Gen. 34, 1 ff.

sit compositio. Fiat fasciola ex linteo, quo Judaei Christi oculos velarunt fiatque pasta ex supradictis confecta dense satis. Denique eo collyrio oculos obline simulque cum sanctissimo viro Jobo percute foedus cum oculis tuis, ne unquam cogites ne quidem de virgine (S. 314). Wahrlich, „Apothekermoral“ in optima forma!

Bewunderung dagegen erregen die große Schriftkenntnis und Belesenheit des Verfassers in der patristischen wie profanen Literatur. Welch riesigen Sammelfleiß muß Sandäus nicht besessen haben! Daß auch Jünger Aeskulaps zu Wort gelangen, versteht sich bei dem Tenor des Werkes von selber.

Der Inhalt der einzelnen Bücher, in die die Theologia medica zerfällt, ist — wir lassen den Autor selbst sprechen — folgender: Liber I. est de medicis spiritualibus exhibens Verbi divini vim medicam et Medicos spirituales animorum. Qualis imprimis Deus, universalis Atropaeus, morborum omnium Averuncator Curatorque, et Christus verus Archiater. Tum Prophetae, Apostoli eorumque successores, Pontifices, Hierarchae, Antistites, Presbyteri, Curiones, Parochi. Denique generatim Principes qua Ecclesiastici qua Politici, Rei publicae Moderatores. Liber II. est de morbis spiritualibus, complectens post dissertationem de sanitate et integritate animae ac utriusque bono ea potissimum morborum spiritualium genera, qui typis corporalium in Evangelii recensentur et quibus Christus medicam manum adhibuit. Liber III. est de Medicina spirituali. In quo virtutum variarum Sacramentorumque vis medica exponitur. Deinde Aphorismi ad sanitatem spiritualem pertinentes explicantur. Denique aperitur Hygiasticon animae praeceptis ad sanitatem curandam et tuendam utilissimis refertum.

VI. „Gemmam reperi, cum in praesens opusculum incidi.“

So äußert sich über Karl Musart's Manuale parochorum, dem wir uns nun zuwenden, der Wiener Universitäts-Professor Nikolaus Donellanus, der dasselbe 1652 in Wien erscheinen ließ.¹⁾ Musart selber wollte nämlich mit seinem Manuale nicht ans Tageslicht treten, gestattete aber endlich seinem Freunde Donellanus die Herausgabe,

¹⁾ Bei Matthaeus Cosmero in aula Coloniensi. Der volle Titel des Buches lautet: Manuale Parochorum sive Instructiones et Praxes tum vitae tum officii pastoralis ex lectione varia et studiosa observatione in brevem et familiarem methodum redactae eorum gratia praesertim, qui primum ad animarum curam emittuntur. Das Manuale besteht aus drei Theilen. Der erste Theil betitelt sich: Virtutes in Parocho requisitae. Der zweite führt die Ueberschrift: Administratio Sacramentorum, der dritte: Reliquae functiones curae pastoralis. — In der Widmung des Buchbinders Kaspar Rösler an den Straßburger Bischof Franz Egon von Fürstenberg, welche in der zu Molsheim im Elsaß 1669 erschienenen Ausgabe unseres Manuale enthalten ist, heißt es von dem Jesuiten Musart: Carolus Musart S. J., natione Belga, domo Ariensis SS. Theologiae Doctor, qui Duaci sacras Litteras annis pluribus interpretatus easdem in antiquissima Caesarea Universitate Viennensi et conscientiae casus dudum professus est: vir in iuventute ad omne virtutum genus efformanda apprimè versatus et quod in praesenti opusculo maxime apparet, hominum salutis cupidissimus. — Ueber Donellanus hören wir bei M. Wappler (Geschichte der theologischen Fakultät der k. k. Universität zu Wien. Wien 1884, S. 391): „Nikolaus Donellano, aus Irland, Augustiner, Prior bei St. Sebastian und Rochus (in Wien) und Generalvikar für die Provinz Desterreich, 1655 von Kaiser Ferdinand III. zum Geheimen Rat ernannt, Professor der Astronomie, † 1679. Schrift: Manuale Parochorum.“ Diese Schrift ist identisch mit Musart's Manuale Parochorum.

der von der Vortrefflichkeit des Werkes überzeugt, in ihn gedrungen hatte, dasselbe nicht länger mehr der Öffentlichkeit vorzuenthalten.¹⁾ Ob jenes Lob aus Freunds Mund nicht zu hochtönend ist? Keineswegs. Denn in Musarts Manuale wogt und wallt es nicht mehr durcheinander: das übliche Hinübergreifen in das Gebiet anderer Disziplinen ist hier nahezu ganz vermieden. Und doch, wie verlockend mußte es nicht gerade für Musart, den Lehrer der Kasuistik, gewesen sein, reichlich rein moral-theologische Erörterungen einfließen zu lassen und so untreu zu werden dem im Proemium gegebenen Versprechen: „Conscientiae casus non explico“! Ferner wird die Homiletik gründlicher, als wir bisher wahrgenommen, von unserm Autor behandelt. Der Versuch einer Hodegetik und Katechetik endlich bildet einen dritten Vorzug des Buches, einen dritten Fortschritt der pastoral-theologischen Wissenschaft in der von uns zu besprechenden Periode.

Greifen wir gleich aus dem dritten Teil des Manuale, der uns als der Glanzpunkt des ganzen Werkes erscheint, den die Hodegetik in sich schließenden Abschnitt heraus! Musarts Hodegetik ist knapp gehalten — kurze, kräftige Striche — aber sie baut sich auf gesunden Prinzipien auf, wie aus folgenden Ausführungen, die dem Leser einen Einblick in dieselbe, nicht eine erschöpfende Inhaltsangabe gewähren sollen, erhellen wird. Der Pfarrer soll sich, bemerkt Musart einleitend, eine gründliche Gemeindefenntnis aneignen in Nachahmung des guten Hirten im Evangelium, der die einzelnen Schäflein, namentlich aus der Hürde herausführt,²⁾ und in Befolgung der alttestamentlichen Mahnung: Diligenter agnosce vultum pecoris tui tuosque greges considera,³⁾ das ist, wie unser Autor erläuternd hinzufügt: Non perfunctorie, sed diligenter neque ex obscuris tantum notis aut tenuibus vestigiis, sed ex vultu, qui speculum est animi (S. 307).⁴⁾ Durch Anknüpfung an diese zwei Bibelstellen mußte Musart geschickt seiner Hodegetik eine höhere Weihe zu geben.

Im besonderen nun muß der Pfarrer vor allem ein pastorales Augenmerk auf die von auswärts Kommenden richten, damit durch sie nicht etwa ein den Glauben oder die Sitten untergrabender Krankheitsstoff eingeschleppt werde, wie auch auf die in der Pfarrei bereits vorhandenen rändigen Schafe (scabiosae oves), zu denen er die meretrices, die mit Superstition sich Abgebenden und die Häretiker rechnet. Für die gefährlichsten darunter hält Musart die letzteren.

¹⁾ Dies ergibt sich aus Donellanus' Widmung (Dedicatoria, datiert vom Jahre 1652) an den Kanonikus des Kathedralkapitels in Wien und gewesenen Rektor der Universität dajelbst, Georg Tasch, die der Wiener Ausgabe beigebrucht ist und mit den Worten beginnt: „Gemnam reperi, eum in praesens opusculum incidi.“ Doch ist nirgends in der Widmung Musart genannt. — Wir halten uns an die in der voraus. ehenden Anmerkung beiührte Ausgabe vom Jahre 1669. — ²⁾ Joh. 10, 3 — ³⁾ Prov. 27, 23. — ⁴⁾ Musart fordert somit „persönlichen Kontakt“, den jüngst mit großem Nachdruck Prälat P. Swoboda betonte in seinem Buch Großstadtseelsorge. Regensburg 1909. Genanntem Herrn Prälaten verdankt der Verfasser dieser Artikel die Anregung zur Bearbeitung des in denselben behandelten Themas.

Wie also soll der Pfarrer diesen begegnen? Unser Autor gibt ihm folgende Unterweisung: *Primo argue; argumentis, inquam, impugna, si ea arma tractare noveris; sin minus obsecra. Juvat nonnumquam benevolentiae signa cum officiorum delatione ostendisse; est enim suavitas maxima animorum conciliatrix. Si haec non iuvant, usurpa pastoris, qua polles, auctoritatem; hoc enim etiam Apostolus monet. Inciepa: abstinebis tamen a contumeliis et convitiis in hominem et sceleris convince, quod tot damna Ecclesiae intulerit, tot regnis vastitatem, tot corporibus clades, tot animabus exitia haeresis invexerit. Reliqua Spiritus S. et Christiana prudentia suggeret, si preces et consilia adhibueris; neque enim una eademque est ratio conversandi tractandique cum haereticis* (S. 314 f.). Aus dem letzten Satz zumal leuchtet nachahmenswerthe Pastoralflugheit. Denn bei der übergroßen Mannigfaltigkeit der Anlagen und Verhältnisse der einzelnen wird man nie mit allgemeinen Regeln auskommen, sondern erheischt jeder Fall ein besonderes Vorgehen. Nicht minder wie um die genannten Personen soll sich der Pfarrer darum kümmern, ob nicht in seiner Pfarrei obszöne, abergläubische oder häretische Bücher gelesen werden, deren ausgedehnte und ungehinderte Verbreitung unsern Autor zur Klage nötigt: *Ubi nunc estis Censores et Praetores, ubi sanctae leges? Interim per portus et portas urbium, in officinas bibliopolarum, in scrinia, in manus, in sinus invehuntur turpes et infames libri, immo venduntur in nudinis et foris; aut a circumforaneis etiam propemodum aliis invitis ingeruntur* (S. 316 f.).

Eine zweite Klasse von solchen, die kennen zu lernen der Seelsorger sich mit Eifer bemühen soll, um sich ihrer dann tatkräftigst anzunehmen, sind die *oves afflictæ* oder *personae miserales* i. e. quae commiserationem merito commoveant dignaeque sint, quarum miseriam subleves operibus misericordiae (S. 321). Ein weites, großes Feld ist es, welches das menschliche Elend der Wirksamkeit des Priesters „des geborenen Vaters der Leidenden“ eröffnet: ihm steht es zu, wie Musart in kurzen Zeitsätzen darlegt, Armen, Witwen und Waisen zum Rechte zu verhelfen, wenn man dasselbe ihnen gegenüber zu beugen sucht, und deren traurige Lage durch persönliches Almosen wie durch Weckung des Wohlthätigkeitssinnes bei den Vermöglichen zu lindern; ihm obliegt es, den im Gefängnis Befindlichen erbarmende Aufmerksamkeit zuzuwenden und darnach zu trachten, daß Hospitäler und Krankenhäuser errichtet und die errichteten gut geleitet werden.

Ueber der Sorge jedoch für die *oves afflictæ* und *scabiosae* darf der Pfarrer der übrigen Schäflein nicht vergessen. Er soll mit allen ohne Ausnahme verfahren: *Neglegendus tibi e tuis nemo, multo minus quispiam contemnendus; omnibus aliquid debes: nobilibus et plebeis, cruditis et rudibus, divitibus et egenis, sanis et infirmis, pueris et adultis, senibus, omni aetati, utrique sexui* (S. 345 f.). Aber nicht mit allen ist auf gleiche Weise umzu-

gehen, wenn auch allen gegenüber die Sanftmut zu wahren ist, die von unserem Pastoraltheologen so schön als *regina cordium illorum*, quibuscum conversaris, et suada animorum (S. 349) bezeichnet wird. Cum nobilibus, äußert sich Musart, nolim te esse rusticum, nolim aulicum: ita age, ut adolescentiam tuam nemo contemnat; ita vive, ut dignitati tuae labem non inferas; neque tamen ita studiose tuae autoritatis sis retinens, ut domino loci virisque primariis nihil umquam concedas; memor sis dicti Apostoli: Honorem, cui honorem (S. 346 f.). . . . Jam vero plebeios, rudes, egenos aliosve miserioris fortunae aut vitae etiam improbioris sic tracta, prout cuiusque ratio et utilitas postulabit. Nullus tibi debet videri vilis, qui divini sanguinis pretio constitit (S. 347). Besondere Behutsamkeit hat der Seelsorger im Verkehr mit Personen des anderen Geschlechtes zu beobachten. Hier habe als Grundsatz zu gelten: Caste et caute (S. 364).

Bei Gastmählern will Musart unter Hinweis auf die Mahnung der Schrift: Noli esse in conviviis potatorum nec in comessionibus¹⁾ den Pfarrer nur in ganz seltenen Fällen anwesend sehen, damit die Pfarrholden nicht sagen können: Ecce pastor quasi unus ex nobis, potator, aleator; dicit, non facit (S. 356). Dem Einwurfe, die priesterliche Gegenwart vermöge manche Ausgelassenheit hintanzuhalten, begegnet er mit den ernstesten Worten: Cum grex insanit, facilius fit pastorem colludere cyathis, insanas vociferationes miscere quam surdis concionari aut insanis sana consilia dare (S. 358).

Im letzten Kapitel seiner Hodegetik handelt der Verfasser von der dem Pfarrer obliegenden administratio propriae familiae. Bei der Leitung seines Dienstgesindes, worunter Musart am liebsten kein weibliches Wesen sehen möchte, habe der Pfarrer sich an die Weisung des heiligen Karl Borromäus zu halten: Curabis, inquit, familiam castam nec patieris inter domesticos quemquam, cuius non sint verba et mores pudici, habeasque domi, qui in hanc rem invigilent et crebro domesticos moneant teque de eorum vita. Modestia in verbis et cultu corporis cernatur. Insuper curabis, ut iuramenta a familia tua absint: scurriles ioci, convitia, contumeliae et omnia verborum genera quae alios laedant. Vestitus etsi decens esse poterit, cavebis tamen, ut absit ornatus, quo milites et iuvenes uti solent. Illud et gravitatem redolet et illis ipsis quandam maioris modestiae necessitatem imponit (S. 373 f.). Die Vermögensverwaltung anlangend, sei dem Pfarrer folgendes Nichtschrur: 1. Eme non quod opus, sed quod necesse; 2. Magno aere alieno non te obstringe; 3. Moderare sumptus in vestitu, victu, aedibus, suppellectili, ne in fastum, luxum et in luxuriam diffluas; 4. Dandum subinde, ne sis sordidus, largitiones tamen ne sint extra modum profusae (S. 375).

¹⁾ Prov. 23, 20.

Um jetzt Musarts Homiletik zu würdigen, wollen wir hervorheben, daß nach ihr in moralischer Beziehung den Verkünder des göttlichen Wortes ein voller Kranz von Tugenden schmücken soll. 1. Vor allem muß der Prediger das Gute, das zu tun er anderen in der Predigt befiehlt, selber vollbringen in Nachahmung des Beispiels Christi und der Heiligen: *Joannes Baptista praedicabat poenitentiam; vociferabatur ille non lingua magis quam manu. Christus faciebat et docebat. Paulus ille egregius concionator tonabat ore, moribus fulminabat et alter Paulus, Chrysostomus, os quidem habebat aureum, sed vitam aurum* (S. 277 f.). 2. Er soll ein inniges Gebetsleben führen: *Sis vir orationis . . . Quid verba nisi levis halitus? Deus est, qui facit ventis pondus; cymbalum tinniens eris, auras et aures tantum verberans, nisi divina vis audientium cor pulset et moveat* (S. 278 f.); 3. tiefe Demut besitzen, 4. glühenden Seeleneifer, dem aber 5. große Klugheit zur Seite gehen muß. Wie Molanus erhebt auch Musart die Klage (S. 281): *Non pauci peccant, qui indiscreta libertate viros nonnumquam Principes et Magistratus coram populo, alieno loco et tempore vulnerant; cumque nasum emungere volunt, sanguinem eliciunt gravi offensione et scandalo, fructu nullo . . . Canis sit, qui latret, sed rabidus non sit (concionator).*

In rhetorischer Hinsicht stellt das Manuale nachstehende Regeln auf: 1. Man wähle ein den Umständen des Ortes, der Zeit und Person entsprechendes Thema, das leicht mitteilbar ist. 2. Man begründe das gewählte Thema mit Stellen aus der Bibel, Aussprüchen der Väter und Vernunftbeweisen. Bezüglich der Väterzitate bemerkt Musart treffend: *Sanctos patres ne ita dense et prolixè longissimis sententiis ad memoriae ostentationem recites. ut aliis memoriam confundas; sensum contrahe et eorum verbis tantum pronuntia id, quod ad rem facit* (S. 283 f.). Daß er aber so entschieden davor warnt, heidnische Schriftsteller auf der Kanzel viel zu Wort kommen zu lassen, wird aus der für die Antike schwärmenden Zeitrichtung verständlich (S. 282 ff.). 3. Der Stil und die Bewegungen seien nicht leichtfertig, sondern würdevoll, ernst. Musart leiht hier seinen Gedanken in einem herrlichen Bilde Ausdruck: *Sacra eloquentia matrona est nobilis, non puella nubilis; in seriis rebus occupari, graviter loqui, modeste vestiri et incedere debet; non nucibus pueriliter ludere, non futilibus nugis garrere, non fuco adulterare faciem, non molliter incedere. non aures denique et auras procari* (S. 286); 4. Exordia ne longa sint. Der Zuhörer soll alsbald inne werden, worüber eigentlich der Prediger handeln will. Die Peroratio ziele hauptsächlich auf Erregung von Affekten ab. 5. Der Prediger besleße sich in allem der Wahrheit.¹⁾

¹⁾ Musart war selbst ein hervorragender Kanzelredner. Unter seinen Schriften scheint auch auf: *Oratio funebris in exequiis Ferdinandi II. imperatoris*, 1637. Vgl. Wappler, S. 388.

Im Gegensatz zu den bisher beleuchteten Pastoral-Anleitungen nimmt Musarts Manuale parochorum auch auf die Katechetik gebührende Rücksicht, wie überhaupt der Jesuitenorden den religiösen Jugendunterricht sich sehr angelegen sein ließ. Musart selbst vermag das lobende Zeugnis nicht zu unterdrücken, das in dieser Richtung der Antwerpner Kanonikus Laurentius Beyerlin¹⁾ „vir eruditione et vitae humanae theatro celebris“, der Gesellschaft Jesu ausstellte und das lautet: *Nostro saeculo sedulo et miro cum fructu catechizationi iuventutis Religiosi Societatis Jesu incumbunt vel hoc nomine celebrandi, quod hanc rem Ecclesiae Dei utilissimam magno zelo curent et exacta methodo, sic ut proprium eorum munus videatur, teneros puerorum animos Christianae disciplinae formulis velut cum ipso lacte imbuere* (S. 293).

Die katechetische Unterweisung, führt unser Katechetik-Lehrer aus, soll der Jugend vom 7.—16. Lebensjahre in der Kirche erteilt werden, wohin dieselbe durch ein Glockenzeichen zu rufen ist: *In navi templi humilia scamna disposita sint, quibus consideant pueri et puellae seorsim; adsit aedituus vel vir quispiam alius gravis, qui modestiam procuret et attentionem. E plano in communi tuo habitu sedens, stans, inambulans, prout libuerit aut mos tulerit. Catechesim ordieris* (S. 294). Der Anfang der Katechese nun bestehe in frommer Erhebung des Geistes zu Gott; in Anrufung der heiligsten Dreieinigkeit durch Bildung des Kreuzzeichens; dann bete ein Schüler in der Volkssprache das apostolische Glaubensbekenntnis vor: *reliquis per singulos articulos praeuntis vocem sequentibus* (S. 294). Am Schlusse der Katechese werde dergestalt das Vaterunser und der englische Gruß rezitiert. Zum Zwecke stärkerer Einprägung in das Gedächtnis rät Musart, an Stelle der genannten Gebete zuweilen die Gebote Gottes und der Kirche oder die sieben Sakramente treten zu lassen. Der Inhalt der Katechese sei eine Glaubenswahrheit oder die Werke der Barmherzigkeit, die sieben Hauptsünden, die vier letzten Dinge u. dgl. Aber das alles soll Kindern gegenüber — die einzig richtige Lehrmethode — nur stückweise und erotematisch vorgebracht werden: *Fere per quaestiunculas et responsiunculas doctrinam trades, quam deinde iubebis iam ab his, iam illis stantibus fideliter repeti, ut firmitus inhaereant* (S. 295 f.). Daher heißt es von der Sprache des Katecheten ganz wahr: *Sententiae non ducantur longis periodis neque tropis aut figuris illustrentur: similitudines e vulgo sumptae et apposita ad rem exempla simul docent et delectant, simul iuvant intellectum et memoriam* (S. 295). Großen Nutzen verhiess sich unser Autor von der Übung des religiösen Gesanges, die er gegen Ende der Katechese — dies wohl deshalb, weil da die Kinder schon ziemlich ermüdet sind — vorgenommen wissen will. Nach ihm wohnt dem heiligen Gesang eine dreifache Macht inne: *Cantiones sacrae*

¹⁾ Vgl. über ihn Kirchenlexikon², Bd 2, Sp 570. Sein gefeiertstes Werk war *Magnum theatrum vitae humanae*, Col. 1631.

rhythmis compositae et modulatae sub catecheseos finem primo memoriam juvant, quia numeris adscriptae summam rei breviter exhibent. Secundo capiunt audientium animos. Tertio usui sunt, ut cantilenae profanae, haereticae, turpes aboleantur, cum puriora et sanctiora illa in usum veniunt (S. 296 f.). Zur Mehrung der Vernunft empfiehlt Musart Belohnung des Fleißes mit Büchern, Bildchen u. dgl., ferner gibt er den Rat, die Eltern und angesehenen Personen einzuladen, daß sie der Katechese bewohnen (S. 296).

Den von tiefer Erfassung der Kindesseele Zeugnis ablegenden Auseinandersetzungen über die Katechetik läßt Musart einen „Scholae“ betitelten Abschnitt folgen, der einen schönen Beweis liefert für die Bildungsfreundlichkeit der Kirche. Wir vernehmen da: Parochis ea cura incumbit, ut triviales scholas in parochia habeant, in quibus ab idoneis magistris parva et rudis aetas primis saltem litterarum elementis legendo scribendoque informetur (S. 297). Sogar für den Unterricht in weiblichen Handarbeiten tritt der Jesuit des 17. Jahrhunderts ein: E re foret, in locis praesertim paulo celebrioribus gynaecea seu contubernia constitui, ubi adulescentiores puellae puellaribus artibus instruerentur, iis praesertim, quae acu exerceri solent, ut commodae et utiles aliquando esse possint vel famulae vel matres familias (S. 300).

Homiletik, Katechetik und Hodegetik bilden den dritten Teil des in Rede stehenden Manuale parochorum. Im ersten Teil desselben behandelt der Verfasser die dem Seelsorger notwendigen Tugenden, aber nicht im trockenen Schulten, sondern in bilderfrischer, manchmal sogar drastisch werdender Sprache. So lautet die Schilderung des hofärtigen Geistlichen: Perridiculi sane pastores animarum essent, qui crines capitis in suggestum attollerent, calamistro in cirros comerent, infra auriculas promitterent, frontem caperarent, erigerent supercilia, oculis sagittarent, inflarent genas, nasum corrugarent, labia premerent, barbam mustaciis infamarent . . ., verba infringerent et ad aulicismum formarent, manus iactarent, incessum ad modulos componerent, calceos fenestratos, tibialia serica, undulatam supra modum vestem et nitentem circumferrent et ostentarent: quid magis insolens et quid inconcinnius ista concinnitate in clerico? (S. 9). Zur häufigen Beicht fordert den Priester, der täglich das reine Morgenopfer der heiligen Messe darbringt, ein dem Tierleben entnommener Vergleich auf: Quotidie surgens (elephas) vivo se perluit anne, Ut solis radios orientis purus adoret (S. 47)!

Als Mutter der priesterlichen Tugenden betrachtet unser Autor die Demut, deren Tochter die Bescheidenheit und deren Milchschwester die Sanftmut ist (S. 6 ff.). Sehr großes Gewicht legt er ferner auf die Pastoralklugheit: Sine virtute prudentiae regere velle insania est (S. 26). Zu ihrer Erlangung werden als Mittel angegeben: 1. Gebet; 2. Ratseinkholung bei gelehrten Männern; 3. Emsiges Studium auch noch nach dem Eintritt in die Schule des Lebens. Die Nichtbefolgung

des dritten Punktes beklagt der lerneifrige Verfasser gar bitter: *Sicut nautae, cum in portum se appulisse putent aut somnient, funes solvunt, vela contrahunt, anchoras figunt, ita nonnulli cum in academiis, scholis seminariisque velut in navigatione studia liberosque tractarint, iam parochiam quasi portum quo tendebant assecuti, studia remittunt et lacertos nihilque agunt aut alia potius quam ut sese exercendo perficiant* (§. 30 f.). Der Seel-sorger soll sonach eine kleine Bibliothek sich anlegen, wozu ihm das Manuale eine kurze Anleitung gibt, die mit den Worten des Thomas von Kempen schließt: *Ecclesiasticus sine libris quasi miles sine armis, equus sine fraenis, navis sine remis, scriptor sine pennis, avis sine alis, sutor sine subulis, faber sine malleo, sartor sine acu, viator sine baculo* (§. 33). Auf den nicht seltenen Einwand „Woher das Geld zur Bücherbeschaffung und die Zeit zum Studium nehmen?“ wird erwidert: *Temporis sat erit, si otium fugias. si superfluo somno, inanibus negotiis aliquid subtrahas: sumptus abunde suppetent, si alibi, ubi opus non est, minuas* (§. 32).

Im Kapitel über die würdige Instandhaltung des Gotteshauses vergießt Musart Tränen der Scham und Entrüstung: *Alicubi, ruri praesertim, tecta (templorum) perpluunt, parietes non modo araneorum telis obtenduntur, sed squalent et propemodum imbre pluvio suffodiuntur; denudantur altaria aut vix vili linteo obteguntur, pavimenta luto opplentur, sacerdotum vestes aut foede detritae visuntur aut lacerae; corporalia, purificatoria, patenae, calices, quae Christi corpus et sanguinem vel continent vel contingunt, in expiando scelere non sordescunt modo, sed nonnunquam sordent* (§. 45). Während so die Wohnung Gottes in schmutz-starrer Armut dasteht, entfaltet der Pfarrhof reichen Glanz: *Interim domus pastoris . . . , cum nudinae aut convivalia festa aguntur, nitent, mensae splendent, supellex renidet; Dominus pagi aut arcis bibit argento, si non auro, et gemmeis conchis, certe e splendido vitro aut chrystallino cyatho; adhibent strophila ad nares et manus detergendas; in mensis mappae et mantilia maioris operae atque sumptus quam quae serviunt templo et altaribus* (§. 45 f.). Ein nicht ungünstiges Licht auf den damaligen Klerus wirft hingegen die Stelle: *Ebrios parochos credo iam nullos esse aut certe paucos, doch wird sogleich beigelegt: at minus sobrios, paulo plures* (§. 26).

Aus der Pars II. (*Administratio Sacramentorum*) sei nachstehendes herausgehoben. Folgende allgemeine Prinzipien sollen dem Pfarrer als Norm bei Ausübung des Priesteramtes dienen: 1. *Quae in libro rituali pro sacramentis aliisque pastoralibus functionibus praescribuntur, exacte observato*; 2. *Consuetudines quoque circa rerum sacrarum tractationem in tua parochia usurpatae, si adhuc vigent, retineto*; 3. *Ubi res anxiae inciderint, quae tuum manus attingunt, neque libri rituales aut consuetudines resolvunt, ad Episcopum recurrito*; 4. *Ubi praedicta non iuvant, in rebus perplexis rationem in consilium advoca* (§. 64 ff.). Der Aufenthaltsort des Pfarrers soll immer bekannt sein, damit niemand ohne Sakramenten-Empfang in der Pfarrei sterbe.

Consulto ages, si domo exiens praesertim longiuscule licet intra parochiam domesticos moneas, ubinam reperiendus sis, quando res urgeret, ut misso nuntio vel signo certo campanae evocari possis (S. 63). Die Aufforderung aber: Si necessitas (administranti sacramenta) urgeat, quantum opus est, non tantum curre, sed vola (S. 61) ist mehr rhetorisch schön als für die Praxis empfehlenswert. Hinsichtlich der Stolgebühren hören wir: Exigere ante ministerium sordes olet, imo etiam opera praestita altareari contentiose ad extorquendam solutionem turpiculum est: conventius deferres ad tribunal episcopi eum, qui solvere recusaret pertinaciter; a pauperibus oblatum etiam respue, iis gratis dandum, quod gratis accepisti (S. 61 f.).

Im Kapitel über die Taufe scharft Musart die Wichtigkeit und Wichtigkeit der Unterweisung der Hebammen ein (S. 73). Von der Spendung der Taufe seitens der Kalbner berichtet er: Audivi ex viro fide digno fuisse ex Calvinistis, qui habita concione affunderet aquam nulla prolata verborum forma, alium qui spurios a baptismo repelleret (S. 79 f.). — Wo die Rede auf den Beichtunterricht kommt, werden jene Seelsorger getadelt, qui pueros et puellas convocant et publice confiteri iubent, ut ita instruant (S. 94 f.). In der Absolutionsformel hält der Autor bloß die zwei Worte: absolvo te wesentlich (S. 121 f.). — Matutin und Laudes erst nach der Messe persolvieren ist keine Sünde. Doch rät Musart: Consulo, ut pridie ad horam quantam pomeridianam Matutinum et Laudes, Matutinum saltem persolvas, ut sis die sequenti ad reliqua munia parochialia expeditior (S. 155 f.). An der Eucharistie begangene Freveltaten veranlassen unsern Pastoraltheologen zur Mahnung: Communicaturi manus iunctas teneant neque ori aut illas aut strophilium sumpta hostia admoveant: deprehensi enim, qui Eucharistiam ore receptam ad horrenda flagitia extulerint (S. 170 f.). Dem Abschnitt über das Viaticum ist die Bemerkung eingeflochten, der Kranke solle nach Erhalt der Wegzehrung testieren, cum est in statu gratiae atque ex hoc opere tanti momenti (sc. testando) apud Deum plurimum mereri potest (S. 196). — Gegen den Empfang der letzten Delung sträubten sich manche deshalb, weil sie wähten posthac nefas fore, nudo pede humum attingere, ornatis vestibus indui, choreas ducere (S. 204). Ueber die Art mit dem Kranken zu reden vernehmen wir: Sermo non sit longus neque concionatorius neque clamosus neque asper; pauca et selecta cum aliqua suavitate condiantur; hinc inde aspergatur locus aliquis sacrae Scripturae (S. 222). Psychologisches Verständnis offenbart die Mahnung des Manuale, der Pfarrer solle nur in dem Falle den Leidenden auf den todesgefährlichen Charakter seines Zustandes aufmerksam machen, wenn andere sich weigern; dann aber möge er es tun cum sale, ducto longius exordio a qualitate morbi, diuturnitate gravique molestia, unde maius forte periculum imminere posset; tutius esse praeverttere ecclesiae Sacramentis (ebenda).

Um unser Urtheil in einem kurzen Satz zusammenzufassen: in Musarts Manuale parochorum regt sich kräftig ein neuer Geist. Dasselbe stellt eine Primula veris dar im Garten der Pastoraltheologie.

Ein altes deutsches Büchlein über die tägliche Kommunion.

Wer am sicheren Hafen steht, schaut mit großem Interesse dem Schifflein zu, das draußen auf offener See mit Sturm und Wellen kämpft. Das Dekret Pius X. über die tägliche Kommunion hat uns nach jahrhundertelangem Schwanken und Streiten dem sicheren Hafen der Wahrheit zugeführt. Von da aus wirft man so gerne einen Blick auf jene, die in nunmehr überwundenen Zeiten die tägliche Kom-

munion verteidigten trotz der Anfeindungen, denen sie sich aussetzten oder trotz des augenscheinlichen Mißerfolges, der ihr Unternehmen erwartete. Der edle Frassinetti, den die Moralthologen noch vor zehn Jahren wegen seiner richtigen Ansichten in bezug auf den Kommunionempfang „widerlegten“, wird von der dankbaren Nachwelt gerade als Apostel und Vorkämpfer der täglichen Kommunion verehrt und geliebt werden. Viel weniger bekannt, ja ganz unbekannt ist es leider, daß wir unter den *rari nantes*, die im vorigen Jahrhundert die tägliche Kommunion eingeführt sehen wollten, auch einen Deutschen zählen. Es verursachte mir eine ungemeine Freude, als mir von Herrn Kooperator Fr. Kattum in Waldsassen in Bayern ein altes Büchlein vom Jahre 1845 zugesandt wurde, das im Sinne des Dekretes Pius X. geschrieben ist. Er hatte es in der Bibliothek der PP. Karmeliten auf dem Kreuzberg bei Schwandorf ganz zufällig entdeckt. Das interessante Werkchen enthält nur 40 Seiten in Kleinktav. Auf dem Titelblatte ist zu lesen: „Wie oft ist es einer christlichen Seele erlaubt, zu kommunizieren? Eine Abhandlung des Cistercienser-Abtes J. Balduinus im Kloster zu Fürstenfeld. Gedruckt bei Fr. Ser. Verno in Straubing 1845.“

Wenn das Werkchen seinerzeit vielleicht wenig Beachtung gefunden hat, so verdient es dieselbe jetzt umso mehr. Ich möchte einige wichtige Gedanken des edlen Cisterzienser-Abtes, die von allen Seelsorgern wohl beherzigt zu werden verdienen, für die Leser der *Vinzer Quartalschrift* herausheben. Schreibweise und Orthographie behalte ich bei; ihr altertümliches Gepräge gibt dem Büchlein einen eigenen Reiz.

Schon die Einleitung ist sehr lehrreich. Immer noch kommt es vor, daß man über der Betonung des äußeren Kultes der Eucharistie den Genuß derselben viel zu wenig empfindet. Hören wir, wie Abt Balduin sein liebes Büchlein beginnt:

„Quid juvat aspectus, si non conceditur usus.

Was hilft's, wenn ich seh' Jesum an,

Und ihn doch nicht genießen kann?

Was hilft es mich, kann jede christliche Seele sagen, wenn ich auch mit dem Auge des festen und ungezweiften, alleinseligmachenden, römisch katholischen Glaubens auf dem göttlichen Throne des Gott geweihten Altars, oder in den gesalbten priesterlichen Händen jenes jungfräuliche göttliche Lamm sehe, auf welches der heilige Johannes mit Fingern deutet: „Sehet das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt“, wenn ich dasselbe als die süßeste Speise meiner Seele nicht darf schlachten auf meinem Herzen; wenn es mir nicht erlaubt ist, mit dessen kostbarstem Fleisch und Blute meinen schwachen Geist zu stärken, meine so inbrünstige Liebe und Verlangen zu sättigen? Was hilft es mich, wenn mich schon mein liebster himmlischer Bräutigam in den edlen Weinkeller der christlichen Kirche führet, und sich mir zeigt unter den Gestalten des

Brot es in dem heiligsten Sakramente des Altars, als jene edle Traube von Sypern, von den berühmtesten Weinbergen Engaddi, wenn ich aber meinen Mund nicht öffnen kann, die Süßigkeit dieser Traube zu verkosten? Was hilft es mich, wenn ich schon vor dem Gott geweihten Altare auf meinen Knien liege, allda Jesus, die gekreuzigte Liebe, an dem Palmbaum des heiligen Kreuzes hängend betrachte, mir aber nicht vergönnt wird, diesen Palmbaum zu besteigen, um mit Nikodemus diese gebenedeite Frucht, Jesus, herabzunehmen, und in mein Herz zu begraben? Was hilft das alles mich? Denn gleich wie einen Hungrigen nicht sättigt die Speise, die man ihm nur zeigt, dem Durstigen den Durst nicht löscht ein Trank, von dem er nur träumet, wie ein deutscher Dichter singt:

Durst und Hunger wird nur neu —
Von geträumter Gasterei;

so macht Lieben ohne Ueben, Sehen ohne Genießen die Liebe nur größer, und das Herzeleid noch schwerer. Denn, wenn einer jungfräulichen Braut mit Gewalt aus ihren Armen, ja aus ihrem Herzen ihr einstiger und größter Schatz, der Bräutigam, welchen sie höher schätzt als alle Reiche, Ehren, Freuden und Reichtümer, und Wohlüste der Welt, gerissen wird, so sinkt sie mit jener salomonischen Braut wie verlassen und ohnmächtig vor Liebe zur Erde nieder, und klagt mit gebrochener Stimme und fließenden Tränen: „Groß wie das Meer ist mein Herzeleid, wer wird mir helfen?“

Dir, du inbrünstiger Liebhaber, oder Liebhaberin dieses heiligsten Sakramentes des Altars, will ich den dir gar zu eng eingeschränkten Weg zu deinem Liebsten erweitern, mit augenscheinlichen Beweisen der Mutter der christlichen Kirche, der hochansehnlichen Concilien, der heiligen Väter und anderer geistreicher und hochgelehrten Lehrer, indem ich dir zeige, daß es in der christlichen Kirche erlaubt und gepriesen werde, nicht allein oft, sondern auch in gewissen Umständen täglich zu kommunizieren. Merke es dann wohl, mein günstiger Leser! prüfe und erwäge mit reifer, unparteiischer Vernunft alle meine nachfolgenden Beweise, ja alle Wörtlein, denn keines soll ohne eigentlichen Grund gesetzt werden.“

Der Beweise gibt Balduin drei:

„Erster Beweis. Oft, ja täglich zu kommunizieren erlaubt und preiset die christlich katholische Kirche.“

„Zweiter Beweis. „Oft, ja täglich kommunizieren erlaubt und rühmt das berühmte Concilium von Trident.“

„Dritter Beweis. Oft, ja täglich kommunizieren wird erlaubt und gepriesen von den heiligen Vätern.“

Zwischen den Beweisen gibt und beantwortet er verschiedene Einwände. Der erste Beweis enthält Gedanken, die uns leider immer noch zu wenig geläufig sind Folgendes sei angeführt:

„Den ersten Beweis der öfteren, ja täglichen Kommunion nehme ich her von der mildesten Mutter der christlichen Kirche,

welche wegen des Beistandes des heiligen Geistes niemals fehlen kann. Von dieser schreibt denn der hocherleuchtete Kardinal Baronius über das Jahr Christi 58 n. 154: „Was den häufigen Empfang desselben, d. h. des heiligen Sakramentes des Altars, anbelangt, so können wir es nicht verschweigen, daß aus apostolischer Einführung der oftmalige Gebrauch in der Kirche gerühmt worden ist.“

Aus „apostolischer Einführung“ sagt also Kardinal Baronius, und durch diese Worte gab er zu verstehen, daß zu den Zeiten der heiligen Apostel in der ersten Kirche dieser sehr löbliche Brauch war, daß alle Christen täglich das hochwürdigste Sakrament empfangen. Dieses löblichen Brauches geschieht Meldung in der Apostelgeschichte, wo es Kap. 2 also heißt: „Sie beharrten in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft des Brotbrechens,“ das ist, wie der Syrische Text sagt: „In Brechung des hochwürdigsten Sakramentes des Altars und im Gebete.“ „Sie beharrten“, sagt der heilige Lukas, d. i. wie der hochgelehrte Cornelius a Lapide diese Worte auslegt: „Sie empfangen täglich das hochwürdige Sakrament.“

Diesen löblichen Brauch bestätigt auch der uralte engländische Lehrer und Erzdiakon Petrus Blesensis in dem 16. Sermon über die heilige Karwoche. Er sagt: „So viele in den ersten Zeiten der Kirche bei der heiligen Messe zugegen waren, so empfangen alle das hochwürdige Sakrament des Altars.“ Daher ist es gekommen, sagt dieser gelehrte und gottselige Mann, daß die katholische Kirche in der heiligen Messe anordnete, daß die Priester nach verrichteter heiliger Kommunion in der letzten Kollekte oder Gebete nicht allein für sich, sondern anstatt aller anwesenden Christen, den allmächtigen Gott baten, die heilige Kommunion möchte ihnen eine besondere Gnade und Stärkung bringen. Sie sagten: *Refecti cibo potuque coelesti etc.*, nicht ich, sondern „wir sind gelabt mit himmlischer Speise und Trank.“ Und wiederum: *Sacramenta quae sumpsimus etc.*, „die Geheimnisse, welche wir genossen haben.“ Ja, es war nicht nur ein löblicher Brauch, täglich das hochwürdige Gut zu empfangen, sondern es war die tägliche heilige Kommunion in der ersten Kirche sogar befohlen.

Anaklet IV. schreibt in seiner ersten Epistel also: „Nach gezeigener Konsekration sollen alle kommunizieren, wenn sie nicht aus der Kirche wollen verstoßen werden. Denn so haben es die Apostel verordnet, und so hält es die heilige römische Kirche.“¹⁾

Im 10. Kanon der Apostel heißt es: „Alle Gläubigen, welche in die Kirche kommen und das Wort Gottes anhören, aber im Gebete nicht verharren, noch die heilige Kommunion empfangen, sollen

¹⁾ Wenn auch diese Epistel, die sich u. a. auch bei Migne findet (P. L. 130, 59 ff.), unecht ist, so gibt sie doch in diesem Punkte die Anschauung der alten Kirche wieder. Wenn Fr. Baluin, Anaklet IV. schreibt (es gibt nur einen), so will er ihn wohl als vierten Papst kennzeichnen. Jetzt setzt man ihn an dritte Stelle (Petrus, Vinus, Anaklet, Klemens.)

für Aufwickler (sic!) der Kirche gehalten und der Kommunion beraubt werden."

Der heilige Dionysius Areopagita lib. de Eccles. Hierarch. c. 3, p. 2. schreibt also: „Nach Ablefung des Evangeliums und der heiligen Schrift, sollen alle, welche zum Empfange der heiligen Kommunion nicht bereit sind, zur Kirche hinausgetrieben werden.“ Denn damals war der Brauch, daß sich der Priester nach dem Empfange des Fleisches und Blutes Jesu Christi in der heiligen Messe umwendete und zu dem anwesenden christlichen Volke sprach: „Kommet, meine Brüder, zur heiligen Kommunion.“ Also oft, ja täglich zu kommunizieren ist gut, erlaubt, gepriesen, ja auch in der ersten Kirche befohlen."

Der zweite Beweis beschäftigt sich mit den Worten des Tridentinums, welche den Ausgangspunkt des Dekretes Pius X. bilden. Da ist es nun interessant zu sehen, wie sehr sich Abt Balduin bemüht, gerade diesen Worten ihre größte Wirkung zu verleihen. Er schreibt:

„Diesen Brauch der ersten Kirche, oft, ja täglich zu kommunizieren, rühmt hoch an und wünscht, daß er auch heutigen Tages noch üblich sein möchte, das heilige, weltberühmte Concilium oder die Versammlung vieler hocherleuchteter und heiliger Männer der christlichen Kirche, welche zu Trient gehalten worden und seinen Anfang im Jahre 1545 genommen hat unter dem damaligen Papst Paul III., fortgesetzt unter Julius III. und geendigt unter Pius IV. Bei diesem Concilium haben sich eingefunden vier Abgeordnete oder Legaten des römischen Stuhles, zwei römische Kardinäle, drei Patriarchen, ein und zwanzig Erzbischöfe, hundert und zwanzig Bischöfe, sieben Prälaten und neun und dreißig verschiedene Abgesandte. Diese in dem heiligen Geiste versammelten, hochgelehrten, ja heiligen Männer haben, als sie von dem liebevollen Geheimnisse des hochwürdigsten Sakramentes des Altars handelten, der ganzen christlichen Welt in der 13. Session 8. Kap. diesen Ausspruch gegeben: „Aus väterlicher Neigung ermahnet die heilige Synode, muntert auf, bittet und beschwöret durch die Barmherzigkeit unseres Gottes, daß alle und jede, welche unter dem christlichen Namen begriffen werden, in diesem Zeichen der Einigkeit, in diesem Bunde der Liebe, in diesem Symbole der Uebereinstimmung doch endlich recht eins werden und übereinstimmen und eingedenk der großen Majestät und der unschätzbaren Liebe Jesu Christi unseres Herrn, welcher seine liebe Seele zum Preise für unser Heil und sein Fleisch uns zur Speise dargegeben hat, diese heiligen Geheimnisse seines Fleisches und Blutes mit standhaftem und festem Glauben, mit einer solchen Andacht des Gemüthes, mit Frömmigkeit und Ehrerbietung glauben und verehren, so daß sie dieses überwesentliche Brot oft empfangen mögen.“ „Oft“, sagt dieses heilige Concilium, nicht ein-, zwei- oder dreimal im Jahre, sondern oft, auch in der Woche, ja alle Tage. Daß dies die Meinung des Conciliums ist, erklärt es selber in der 22. Sitzung am 6. Kap. ganz

deutlich mit folgenden Worten: „Es wünschte die heilige Versammlung, daß bei allen Messen die Gläubigen, welche derselben beiwohnen, nicht nur geistlicher Weise, sondern wahrhaft durch den Empfang der Eucharistie kommunizieren sollen, damit für sie aus diesem allerheiligsten Opfer eine desto häufigere Frucht erwachse.“ Dieses heilige Concilium sagt ohne allen Zweifel aus Eingebung des heiligen Geistes: „Bei allen Messen.“ Also oft, ja täglich kommunizieren haltet für gut, wünschet und preiset der heilige Geist selbst, der die Herzen und Zungen, die Sinne und Gedanken, die Hände und Federn dieser heiligen Väter regiert hat.“

Auch aus dem ersten Einwurf, der sich daran anschließt, sei mehreres wiedergegeben.

„Erster Einwurf. Es könnte aber einer sagen: Das will ich schon glauben, daß zu den Zeiten der heiligen Apostel, ja eiliche hundert Jahre nachher die öftere, ja die tägliche Kommunion üblich gewesen, aber es ist nicht mehr dieselbe Zeit; mit der Zeit verkehren sich auch die Leute; ich kann also nicht schließen, daß es auch jetzt noch gültig und erlaubt sei, öfters oder sogar täglich zu kommunizieren, besonders einem gemeinen Weltmenschen.

Antwort: Das kann man zwar nicht läugnen, daß man es leider zu jeziger Zeit nicht mehr im Brauche hat, öfter, viel weniger täglich zu kommunizieren, allein daraus darf man durchaus noch nicht schließen, daß der Brauch selbst schon verboten sei; eben so wenig, als man folgenden Schluß machen darf: Bei der jeztigen verkehrten falschen Welt sind die redlichen und recht vertraulichen Herzen ganz abgestorben, also ist redlich und vertraulich sein verboten. Ja, das Verbot der öfteren oder auch täglichen Kommunion würde schwerlich bewiesen werden können, da demselben schnurgerade entgegensteht de consecratione Distinct. 2. Capitulum: non prohibeatur, wo ausdrücklich befohlen wird, „daß man niemanden verhindern solle zu kommunizieren, so oft er wolle“.

Damit ich aber auf den obigen Einwurf geradezu und ohne allen Umschweif antworte, so ist vor allem zu wissen, warum die öftere heilige Kommunion, wie sie die ersten Christen empfangen, nicht mehr üblich sey. Die Ursache davon gibt der gottseilige, oben gemeldete Erzdiakon Petrus Blesensis an. Er sagt: „Nachdem die Christenheit zugenommen und man gesehen hatte, daß viele nicht mehr täglich kommunizieren, so wurde beschloffen, daß alle Christgläubigen wenigstens alle Sonntage das hochwürdigste Sakrament des Altars empfangen sollten.“ Als aber in diesem fruchtbaren Acker der christlichen Kirche das Unkraut den Weizen weit überwuchs und bei gar Vielen der Eifer und die erste Liebe erkaltete, auch die Bosheit immer mehr zunahm und daher gar wenige mehr gefunden wurden, die durch einen andächtigen und wahrhaft frommen Wandel sich dieses heilsamen Sakramentes theilhaftig, tauglich und fähig machten, so hat die bestürzte Kirche sorgfältig verordnet, und drei

vornehme Festtage vorgeschlagen, an denen alle Gläubigen aus christlichem Gehorsame schuldig wären zu kommunizieren, nämlich Ostern, Pfingsten und den gnadenreichen Geburtstag Jesu Christi. Dieß geschah nach dem Vorbilde im alten Testamente, Exodus, am 23. Kapitel, wo Gott den alten Vätern befohlen hat, daß sie alle ihre männlichen Erben vor dem Herrn, das ist vor der Arche des Bundes dreimal im Jahre, und zwar nicht mit leerer Hand sollten erscheinen lassen. Zu den jetzigen Zeiten aber, weil die Welt beinahe wie zu den Zeiten Noe's voll der Sünden und Laster ist, und also die Christen selbst sich unfähig machen der so großen Gnaden Gottes, mit denen er die erste Christenheit erfüllet hat, darf man nicht sagen, daß auf Befehl, sondern wohlgemerkt! aus schmerzender Zulassung der christlichen Kirche die jetzt gebräuliche österliche heilige Kommunion seinen Anfang genommen.

Aus diesen Worten erkennst du nun, mein frommer Leser, hell und klar, daß es keine andere Ursache gibt, warum oft oder täglich zu kommunizieren zu unseren Zeiten nicht mehr üblich, ja beinahe ein Aergerniß ist, als weil uns kaltgläubigen Christen der Eifer der ersten Christen ganz erloschen ist, indem man jetzt mehr nach Gold und Reichthümern als nach Gott und den von Ihm eingesetzten Sakramenten trachtet, mehr sorgt, den Madensack mit auserlesenen fetten Brocken aus den ägyptischen Fleischtöpfen zu mästen, als die edle Seele mit dem zarten Fleische und theueren Blute Jesu Christi in dem hochwürdigsten Sakramente des Altars zu stärken, indem ein Hochzeit- oder Kirchweihstag mehr Freude bringt als der heilige Ostertag. Hiervon spricht der heilige Paulus im ersten Briefe an die Corinthher Cap. 2 also: „Der thierische Mensch erfasset nicht, was des Geistes ist.“

Auch aus dem zweiten und dritten Einwurf sei mehreres herausgehoben, was ungemein zeitgemäß ist.]

„Zweiter Einwurf. Es könnte einer sagen: „Gar zu große Gemeinschaft bringt Verachtung“, folglich, wenn ein gemeiner Mensch gar zu oft das heilige Sakrament des Altars empfängt, so macht er eine Gewohnheit daraus und eben darum wird die Liebe und Andacht geschmälert und er macht sich mit Gott gar zu gemein.

Antwort. „Gar zu große Gemeinschaft bringt Verachtung“, dies ist nur zu verstehen von erschaffenen Dingen auf Erden. Wenn z. B. ein König, ein Fürst oder ein anderer hoher Potentat seinen Respekt in etwas vergiebt und sich mit seinen Bedienten gar zu gemein macht, so wird er endlich von ihnen nicht mehr so hoch geschätzt, wie zuvor. Aber warum? Darum, weil die Bedienten durch diese Gemeinschaft ihres Königs oder Fürsten immer mehr seine Unvollkommenheiten erkennen, woraus dann die Geringschätzung und die Verachtung ihren Ursprung nehmen. Aber anders ist es mit Gott. Denn je gemeiner sich Gott mit seinen Geschöpfen machet, desto höher wird er von ihnen geliebt, geehrt und geschätzt. Denn je näher Gott

dem Menschen ist, desto heller gibt er seine göttlichen Vollkommenheiten zu erkennen, desto kräftiger wirken seine übernatürlichen Gnaden, desto heftiger entzündet er den Menschen mit seiner göttlichen Liebe, ihn zur Gegenliebe zu zwingen. Gott hat mit der seraphischen Jungfrau Theresia sogar Herz getauscht; wie hätte er sich mit seinem Geschöpfe gemeiner machen können? und dennoch wurde er von der heiligen Theresia nicht geringer geschätzt, sondern weit inbrünstiger geliebt und geehrt. Obschon die heilige Jungfrau Kathrina von Siena fast täglich das hochheiligste Sakrament des Altars empfing, um all dort aus dem blutigen Gnadenbrunnen der heiligen Wunden ihres Liebsten zu trinken, wie ein Kind zu den mütterlichen Brüsten eilt, um daraus die süße Milch zu empfangen, so wurde doch die Hochschätzung ihres Geliebten dadurch nicht geringer, sondern tausendmal größer. Denn durch die öftere heilige Kommunion wurde sie so gestärkt, daß sie bei dieser himmlischen Tafel aller irdischen Speisen vergaß, und einstens von dem Aschermittwoch an bis auf den gloriwürdigen Festtag der Himmelfahrt Jesu Christi, ohne alle andere leibliche Speise oder Nahrung allein mit diesem täglich empfangenen Himmelsbrote des heiligen Sakramentes wunderbar erhalten wurde. Also diese Gemeinschaft mit Gott durch die öftere heilige Kommunion bringt keine Verachtung, sondern die öftere Kommunion macht die Seele zunehmen in den göttlichen Gnaden, aber selten kommunizieren macht die Seele ganz trocken und verschmachten."

Der dritte Einwurf wendet sich gegen eine Seele, die aus Demut die Kommunion unterlassen möchte.

"Antwort. Meine fromme, in Aengsten und Sorgen stehende Seele, ich will zwar diese deine demüthige Erkenntnis deiner selbst nicht tadeln, aber wisse, daß es besser sei zu kommunizieren, als solches aus Demut zu unterlassen. Denn warum gehst du zu dem heiligsten Sakramente des Altars? Weißt du nicht, daß, wenn dich friert, du zu dem Feuer gehst, nicht daß du das Feuer erhitzest, sondern daß das Feuer dich erwärme? Ebenso gehst du auch zu dem allerheiligsten Sakrament des Altars, zu deinem Gott und Herrn, nicht, daß du ihn mit deiner Liebe entzündest, sondern daß du deine arme sündige Seele von seiner Liebe erwärmest. Der Knecht geht zu seinem Herrn, der Jünger zu seinem Meister, der Sünder zu seinem Erlöser: nicht, daß er seinen Herrn reich mache, sondern von ihm reich werde; nicht, daß er seinen Meister lehre, sondern von ihm die Lehre empfangen; nicht daß er seinen Erlöser heilige, sondern von ihm geheiligt werde. Also ist es besser, dieses heilige Sakrament zu empfangen, als zu unterlassen. Denn, was nützt eine Ampel, wenn sie nicht angezündet wird? Was nützt eine Fackel, wenn sie in dem Kramladen feil ist und da liegt? Folglich für was ist deine Seele, als eine Ampel Gottes und Fackel des heiligen Geistes, nütze, wenn sie nie oder selten von dem Feuer der Liebe in dem heiligen Sakramente des Altars angezündet und erleuchtet wird? Diesen deinen

Strupel benimmt dir gar so schön der heilige Bonaventura, welcher tract. de profectu Religiosorum lib. 2 c. penult. also schreibt: „Es ist jedoch heilsam und nützlich, wenn der Mensch sich oft zum Empfange dieses Heilmittels bereitet, und je andächtiger er es vermag, dasselbe zu genießen sich beflöße und nach dem Genuß sich in dem Eifer erhalte“ und bald darauf sagt er: „Und wenn er auch bisweilen eine Lauheit verspürt, so soll er doch in der Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit und Vertrauen hinzutreten. Wenn er sich aber so unwürdig hält, so soll er bedenken, daß er umsomehr bedürftig ist, und einen Arzt zu suchen von Wunden hat, je mehr er merkt, daß er krank sei; denn nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern, die sich übel befinden. Auch suchst du dich nicht deswegen mit Christus zu vereinigen, damit du Ihn heiligest, sondern, daß du von Ihm geheiligt werdest. Daher darf man die heilige Kommunion nicht deswegen unterlassen, wenn man bisweilen keine besondere Andacht fühlst, da man sich zu derselben vorzubereiten sucht, und entweder beim Empfange selbst oder darnach vielleicht weniger Andacht in sich bemerkt, als man gerne haben möchte.“

Endlich möge hier das schöne Schlußwort der Abhandlung einen Platz finden. Es kann jedem Seelsorger heilsamen Betrachtungsstoff liefern.

„Es nimmt mich sehr Wunder, warum so viele, auch gelehrte Männer durchaus ihren Beichtkindern das öftere Kommunizieren so scharf verbieten. Ich möchte doch wissen, aus was für einem Grunde? Ich glaube, sie thun es darum, weil sie nicht wissen, noch gelesen haben, was die heiligen Väter und Lehrer darüber schreiben. Ich für meinen Teil glaubte, es müßte die unausbleibliche Strafe Gottes über mich kommen, wenn ich eine mit Gott vereinigte, verbundene, oder wohl auch gar geistliche Person von der öfteren heiligen Kommunion, wenn sie dieselbe mit großer innerlicher Begierde verlangte, verhindern würde. Denn

1) würde ich Gott seiner Ehre und Glorie berauben. Denn Gott wird so oft von einer andächtigen Seele geehrt und verherrlicht, als sie ihn mit einem liebenden, reinen Herzen in dem hochwürdigen Sakramente empfängt.

2) Würde ich dem himmlischen Bräutigam seine einzige Er göglichkeit rauben, die er empfindet, wenn ihm seine Braut, die andächtige Seele, den süßen Kuß ihres Mundes mittheilet, da sie ihn in dem heiligen Sakramente in ihren Mund und in ihr Herz nimmt. Dieß hat der himmlische Bräutigam der heiligen Vertraud geoffenbaret. Denn als diese Heilige für eine ihrer geistlichen Töchter betete, die sich aus einem Eifer der heiligen Kommunion für unwürdig achtete, und darum auch andere fromme Mitschwestern von derselben abhielt, so sprach Christus der Herr zu ihr: Da ich aus lauter Liebe zu den Menschen das heilige Sakrament des Altars eingesetzt habe, so sollst du wissen, daß, wer eine Seele, die ohne schwere Sünde ist, von der heiligen Kommunion abhält, mir meine Freude nimmt,

die ich mit einer solchen Seele genieße, wenn sie mein Fleisch und Blut in ihren Mund und in ihr Herz empfängt.

3) Würde ich den heiligen Engeln ihre Freude nehmen: denn so oft eine andächtige Seele zu dem hochwürdigsten Sakramente des Altares geht, so finden sich die heiligen Engel ein, und begleiten als himmlische Brautführer ihres himmlischen Königs Christi Jesu die Seele als eine auserwählte Braut zur Vermählung, welche durch die heilige Kommunion vorgeht.

4) Würde ich den armen Seelen im Fegfeuer ihren Trost und ihre Hülfe wegnehmen, da es gewiß ist, daß nach dem heiligen Messopfer den armen Seelen im Fegfeuer eine andächtige heilige Kommunion die größte Hülfe leistet, besonders an denjenigen Tagen, an welchen von den Päpsten ein vollkommener Ablass ertheilt worden ist, der den armen Seelen kann zugewendet werden von denjenigen, welche das hochwürdige Sakrament empfangen.

5) Würde ich die Gnaden verhindern, durch welche der Sünder zur Buße und wahren Bekehrung angeeifert wird, und die die heilige Kommunion mit sich bringt, ohne welche der Sünder oft in seinen Sünden stecken bliebe und darum ewig zu Grunde gehen müßte.

6) Würde ich der Seele viele herrliche geistliche Güter rauben, und zwar:

Erstens die Süßigkeiten, welche eine Seligkeit in der heiligen Kommunion empfindet. Hierüber ruft der heilige Augustin in cap. 6. St. Joan. also aus: „O du heiligste Speise! wodurch der Mensch, wenn er sie genießt, mit himmlischer Süßigkeit erfüllt und zu allem Guten vollkommen gestärkt wird.“

Zweitens, die Vermehrung der Tugenden und Gnaden, wovon der heilige Thomas in 3. p. q. 79 art. 1. mit diesen Worten redet: „die heilige Kommunion erzeugt, vermehrt und erwecket Gnade und alle Tugenden, und vervollkommnet sie“. Daher hat der heilige Gregor VII. der heil. Mathildis, einer gottseligen Jungfrau und Tochter der Beatrix, Herzogin von Tusciën unter anderm geschrieben, daß, wenn sie zu einem vollkommenen, heiligen Leben gelangen wolle, sie diese beiden Stücke befolgen müsse, nämlich: „Daß du den Leib des Herrn oft empfangest, und dich dem zuverlässigen Schutze der Mutter des Herrn anvertrauest.“ So lauten seine Worte.

Drittens, die Nachlassung der Strafen für die läßlichen Sünden, wie auch für diejenigen Todsünden, welche zwar bereut und gebeichtet, aber nicht genug abgebußt worden sind. Hierüber spricht der heilige Bernhard in einer Rede von dem Abendmahle Christi also: „Wer eine Wunde hat, suchet Arznei; Wunden haben wir, so lange wir uns unter der Schuld der Sünde oder unter der Strafe befinden. Eine Arznei ist dieses Sakrament; empfangen es täglich und du wirst täglich geheilt werden.“

Viertens, die gewisse Erhaltung vor der Sünde. Hierüber spricht Innocentius lib. 4 de mysteriis Missae cap. 44 also: „Durch das

Geheimnis des Kreuzes errettet uns Gott vor der Gewalt der Sünde, durch das Sakrament der Eucharistie erhält er uns von dem Willen zu sündigen."

Fünftens, ist die heilige Kommunion Trost in den Widerwärtigkeiten. Hierüber schreibt der heilige Geist selbst bei dem königlichen Propheten im 22. Psalm: „Du hast einen Tisch vor meinem Angesicht bereitet wider die, so mich quälen.“ Dieser Tisch ist, wie die Ausleger der heiligen Schrift sagen, das hochwürdigste Sakrament des Altares.

Sechstens, ist die heilige Kommunion das so vollkommene Heirathsgut der Seelen, welches ihr als seiner Braut der himmlische Bräutigam in diesem heiligen Sakramente zubringt, wovon der heilige Papst Leo serm. 14 de Passione Domini also schreibt: „In dem heiligsten Sakramente kommt Christus zu der christlichen Seele, damit er dieselbe ehre mit seiner Gegenwart, salbe mit seiner Gnade, heile mit seiner Barmherzigkeit, wasche mit seinem Blute, auferwecke zum geistlichen Leben der Gnade mit seinem Tode, erleuchte mit seinem Lichte, tröste mit seiner unendlichen Milde, sich mit ihr vereinige und vermähle, und sie theilhaftig mache seines Geistes und aller Güter, welche er mit diesem seinem heiligen Leibe, den er einer solchen Seele in dem heiligen Sakramente mittheilet, verdient und erworben hat am Stamme des heiligen Kreuzes.“

Wenn ich also eine andächtige Seele an einer heiligen Kommunion hindern würde, so sündigte ich gegen Gott, den ich seiner Ehre berauben, gegen die Engel, denen ich ihre Freude nehmen, gegen die armen Seelen im Fegfeuer, denen ich ihren Trost abstehlen, und gegen die Seele selbst, die ich so vieler großer und geistlicher Güter und göttlicher Gnaden berauben, und etwa verursachen würde, daß sie durch Unterlassung des Genusses dieser himmlischen Speise, in ihrem Eifer nachlasse, ihre göttliche Stärke verliere, den Anfechtungen unterliege, in den bösen Gelegenheiten falle, in der Sünde verharre, und darauf ewig verdammt werde, da ihr doch die öftere heilige Kommunion die Seligkeit hätte erwerben können. Wenn ich das thun werde, so werden solche Seelen auch aus der Hölle um Rache wider mich schreien. Also oft kommunizieren ist löblich, ist höchst verdienstlich, ist erspriesslich allen christlichen Seelen hohen und niedern Standes, Alten und Jungen, Reichen und Armen Geistlichen und Weltlichen, besonders aber erspriesslich, ja höchst nothwendig denjenigen Seelen, die im Jungfraustande leben, die mit Gott durch das Gelübde der ewigen Keuschheit verbunden und besonders die zugleich das Gelübde eines Ordens haben, und wirklich in einem Kloster sich befinden, die allen weltlichen Liebhabern aus den Armen gerissen, dem himmlischen Bräutigam allein vorbehalten sind. Diese sind die himmlischen Jungfrauen auf Erden. Um in diesem euren Glorie eurer Keuschheit bis an euer Ende beständig zu verbleiben, ist kein besseres Mittel, als die öftere heilige Kommunion. Die

fleischlichen Gelüste zu überwinden, für die Reinigkeit sein Blut darzugeben, und lebendige Martyrinen Jesu Christi zu werden, ist die einzige Stärke die öftere heilige Kommunion.

Darum laßet euch, so viel möglich nicht verhindern, denn euch allein ist daran gelegen, damit ihr neben der schönen Krone von Lilien auch gekrönt werdet mit blutrothen Rosen, nicht nur als Jungfrauen, sondern als Blutzugewinnen eures himmlischen Bräutigams, Jesu des Gekreuzigten.“

Wie schade, daß das herrliche Büchlein des P. Balduin ein Schlag ins Wasser war. Wäre die hochherzige und wahre Auffassung des edlen Cisterzienser-Abtes unter uns Deutschen allgemein geworden, so hätte das Dekret Pius X. für unsere Länder nicht eine Reform, sondern eine Belobigung bedeutet. Wenn aber die schönen Worte des P. Balduin bei seinen Zeitgenossen wirkungslos verhallten, so wollen wir sie darum umsomehr zu unserem Heile und zum Heile der uns anvertrauten Seelen zu Herzen nehmen!

Ueber deutsche Taufnamen.

Von Professor Dr. Johann Flg in Urfahr, Oberösterreich.

Im Jahrgang 1909 dieser Zeitschrift erschien ein Artikel „Ueber Taufnamen“, in dem darauf hingewiesen wird, daß das Bestreben, den Kindern unter allen Umständen deutsche Namen geben zu lassen, oft in Widerspruch zu den kirchlichen Bestimmungen gerät. Die angefügten Erörterungen, die insb. sondere durch ihre Milde sympathisch berühren, müssen wohl von jedem, der die kirchlichen Vorschriften gewahrt wissen will, unterschrieben werden. Vielleicht dürfte es aber doch nicht unangebracht sein, einige Punkte der Frage noch etwas mehr zu beleuchten.

Es kann wohl heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß in der deutschen Kultur das antik-humanistische Ideal die führende Stellung an den nationalen Gedanken abgetreten hat und sie in absehbarer Zeit nicht zurückerobert wird. Die Lehrpläne der Schulen zeigen uns das nicht minder als die Schlagworte und die Stimmung der Öffentlichkeit. Unsere Jugend begeistert sich mehr an Siegfried und an Gudrun als an Achilles und an Naupliaa und unsere Redner zitieren nicht mehr Cicero und Tacitus, sondern Goethe und Treitschke. So dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn sich diese Strömung in der Namengebung zeigt. Daß sie bisweilen sehr kirchenfeindlich erscheint, läßt sich allerdings nicht leugnen. Schreibt doch selbst M. Müller-Guttenbrunn in einer einschlägigen Studie im Kalender des deutschen Schulvereins, Wien, 1888, S. 60: „Der katholische Kalender mit seinen hundertköpfigen Heiligennamen hat eine Flut von Verwelschung in unser Volksleben getragen und verheerend unter den alten deutschen Namen gewüthet.“ Ja, es wird von diesem Stand-

punkte aus sogar der Versuch gemacht, die Katholiken als weniger deutsch denn die Protestanten hinzustellen. N. Pulvermacher hat im Programm des Lessing-Gymnasiums 1902 die Schülernamen Berlins untersucht und gibt als Resultat an: Unter 100 protestantischen Gymnasialisten haben 73 deutsche Namen, unter 100 jüdischen 65, unter 100 katholischen 46. Alfred Bäß fügt an dieses Ergebnis in seinem sonst recht guten Büchlein „Beiträge zur Kenntnis deutscher Vornamen“, Leipzig 1903, S. 12, die etwas malitiöse Bemerkung: „Nach diesem ist der Beweis gebracht, daß die evangelische Bevölkerung ausgesprochen national-deutsch in der Namengebung verfährt, wohingegen die katholische Einwohnererschaft Berlins sogar von der jüdischen an Reichtum deutscher Namen übertroffen wird.“ Daß bei der Namengebung nicht nur nationale, sondern auch religiöse Motive maßgebend sind, ist bei dieser Schlußfolgerung offenbar übersehen worden. Wer übrigens weiß, wie sehr bei der Namenwahl Verwandtschaftsverhältnisse, das Streben, von der Umgebung nicht allzusehr abzuweichen, der Zufall, ja selbst abergläubische Vorstellungen eine hervorragende Rolle spielen, wer überdies bedenkt, daß die große Masse der Bevölkerung nicht geneigt und nicht einmal fähig ist, Herkommen und Bedeutung der Namen zu würdigen und zu verstehen, der wird mit solchen verallgemeinernden Urteilen etwas vorsichtiger sein müssen.

Andererseits darf nicht verkannt werden, daß auch in unseren Kreisen die Neigung zunimmt, bei der Namengebung hauptsächlich nationale Motive einwirken zu lassen. Ich kenne Familienväter, an deren katholischer Gesinnung ich nicht zweifeln darf, die aber unter keiner Bedingung ihren Kindern nichtdeutsche Namen beilegen lassen würden.

Zur Klärung dürfte da vor allem einmal beitragen, wenn wir die Entwicklung der Namengebung in Deutschland kurz in Betracht ziehen. Ich folge da der trefflichen Arbeit des leider schon verstorbenen Benediktiners P. Gottfried Frieß in den Programmen 1902 und 1903 des k. k. Obergymnasiums zu Seitenstetten, Niederösterreich: „Die Personen oder Taufnamen des Erzherzogtums Oesterreich unter der Enns in historischer Entwicklung.“ Ich hege gar keinen Zweifel, daß die hier gewonnenen Resultate sich im ganzen und großen auf das ganze katholische Deutschland anwenden lassen.

P. Frieß findet bei seinen Urkundenstudien bis ins 14. Jahrhundert hinein fast nur germanische Namen. Anfangs werden sie in großer Mannigfaltigkeit gebraucht, später treten immer mehr die in den Volksepen gebrauchten Namen vor den anderen hervor, insbesondere Dietrich (Theodorich). Von den wenigen nichtdeutschen finden sich noch am häufigsten: Johann, Stephan, Elisabeth, Michael, Georg, Martin, Sophia, Margarethe, Agnes. Am auffälligsten ist, daß der Name „Maria“ fast gar nicht gebraucht wird, wohl aus Ehrfurcht. Im 12. Jahrhundert findet er sich in Niederösterreich nur einmal, im 13. zweimal. Im 14. Jahrhundert tritt im Gebrauch der

deutschen Namen eine gewisse Monotonie ein; wir treffen beinahe nur mehr: Konrad, Friedrich, Heinrich, Otto, Ulrich. Jetzt kommen auch die ausländischen Heiligennamen immer mehr und mehr in Gebrauch. Durch die Kirchenpatrone, durch Vitaneien, Legenden, Reliquien, dramatische Spiele und nicht zuletzt durch die Zünfte wurde das Volk mit ihnen vertraut. Es wäre wohl zu einem natürlichen Ausgleich zwischen den beiden Gruppen gekommen, wenn nicht gerade jetzt andere Strömungen eingesetzt hätten. Die eine war der Humanismus. Dieser brachte die klassischen Namen, so Achilles, Augustus, Leonidas, Hannibal, Hector. Die andere Strömung, der Protestantismus, bevorzugte in bewußtem Gegensatz das alte Testament: Adam, Abraham, Tobias, Judith. Zu allem Ueberfluß brachte nun auch der Adel eine neue Mode auf; er gebrauchte symbolische Wunschnamen: Ehrenreich, Fürchtegott, Gotilob, Preiszgott.

Dies die Ergebnisse der genannten Arbeit, soweit sie unseren Zweck berühren. Wir sehen im 16. und 17. Jahrhundert einen vollen Wirrwarr im Namenwesen. Der Name war außerdem zu einem Schlachtruf geworden: Sie Protestant! Sie Humanist! So verstehen wir, daß die Kirche in ihrem Bereiche autoritativ Ordnung schaffen mußte, wir verstehen aber auch ihre Absicht.

Die Kirche hatte sich das ganze Mittelalter hindurch so nachgiebig, ja geradezu wohlwollend den Namen der sittlich so hochstehenden deutschen Heldensage gegenüber verhalten. „Kein Provinzialkonzil von Salzburg, keine Diözesansynode von Passau, so viele Bestimmungen dieselben auch bezüglich der Erteilung des heiligen Sakramentes der Taufe erlassen haben, haben niemals die Verlegung dieser Namen verboten. Ein solches Verbot wäre aber auch nicht durchzuführen gewesen, solange der Klerus selbst, der höhere wie der niedere, der Säkular- wie der Regularklerus, seiner weitaus größten Zahl nach derartige Taufnamen führte.“ (Frieß, 1902, S 8). Betrachten wir nur die Nachfolger Vivilos, die Bischöfe von Passau, bis zum Jahre 1500. Da finden wir die deutschen Namen: Anthelm, Wisurich, Waltrich, Uroß, Hatto, Reginhar, Hartwich, Hermanrich, Engelmar, Wiching, Richar, Purchard, Gumpold, Gerhard, Adalbert, Piligrim, Berengar, Engelbert, Altmann, Ulrich, Reginmar, Reginbert, Konrad, Rupert, Albo, Heinrich, Dietbald, Wolfger, Poppo, Mangold, Gebhard, Rudiger, Berthold, Otto, Wichard, Gottfried, Bernhard, Albert, Hermann, Leonhard, Friedrich. Daneben treffen wir an ausländischen Namen nur: Beatus, Sidonius, Christian, Ladislaus, Petrus, Johann, Georg. Diese Erscheinung begegnet uns im ganzen Mittelalter in ganz Deutschland.

Sollten sich jetzt die neuen Bestimmungen der Kirche wirklich in erster Linie und hauptsächlich gegen diese Namen gerichtet haben? Das ist unmöglich. Wenn wir den Tadel im Catechismus Romanus vom Jahre 1566, pars II sub LXXVI lesen: *Reprehendendi sunt, qui gentilium nomina et eorum praecepue, qui*

omnium sceleratissimi fuerunt, tam diligenter consecrantur et pueris imponunt, so taucht vor unseren Blicken zum Greifen deutlich jene Zeit auf, die die deutschen Wälder und Berge mit Nymphen, Faunen und Satyrn bevölkerte, in der die antiken Götter in Deutschland ihre Herrschaft antraten, in der geschmacklose Dichter sogar Christus unter dem Namen Apolls, die seligste Jungfrau unter dem der Venus feierten. Und ganz genau gibt uns den Sinn der Kirche die Bestimmung des *Rituale Romanum* vom Jahre 1614 in der *Instructio pro administratione baptismi*. Es werden unter-
 sagt *obscoena, fabulosa aut ridicula vel inanium deorum vel impiorum ethnicorum hominum nomina*. Es dürfte schwer halten, diese Charakteristika auf die altdeutschen Namen anzuwenden, man müßte sich denn auf das Adjektiv *fabulosa* versteifen. Dabei würde aber übersehen, daß die Lektüre der oberen Kreise in jener Zeit durchaus nicht so sehr das deutsche Heldenepos als die aus fremden Sprachen über-
 setzten Ritterromane bildeten, während im niederen Volke besonders der „Pfaff vom Rahlenberg“ und „Eulenspiegel“ beliebt waren, in denen von den altdeutschen Heldenamen nur spärliche Reste zu finden sind. Die alten Namen wurden nicht mehr als „Fabelnamen“, als Heldenamen empfunden.

Aber mag einer auch eine noch so strenge Auslegung dieser Bestimmung fordern, er kann doch auch mit deutschen Namen dem dringenden Wunsche der Kirche entsprechen, daß *quoad fieri potest* Namen von Heiligen gebraucht werden sollen. Wir haben sehr viele Heilige und Selige mit kerndeutschen Namen, nur sind sie leider zu wenig bekannt. Das im Verlage des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erschienene „Deutsche Namenbüchlein“ von Ferdinand Knull (4. Auflage 1909; Preis 50 Pfennig) hat es unternommen, sie aus Stadlers „Heiligenlexikon“ herauszuheben. Leider steht mir dieses Lexikon nicht zur Verfügung, so daß ich die Verlässlichkeit des „Namenbüchleins“ nicht kontrollieren kann; aber ein befreundeter Schriftsteller versicherte mir, daß die von ihm gemachten Stichproben günstig ausgefallen seien.

Ich habe in Ermangelung von Stadlers „Heiligenlexikon“ Weger und Weltes „Kirchenlexikon“, 2. Auflage 1886, auf die deutschen Heiligen- und Seligennamen hin durchsucht und bringe diese, soweit sie in der Nomenklatur des angeführten Artikels dieser Zeitschrift nicht enthalten sind. Bezüglich des Datums verweise ich auf Knulls „Namenbüchlein“. In der Klammer gebe ich die Nebenformen. Ein (f.) bezeichnet, daß der Name bei Knull fehlt, was sich teilweise daraus erklären läßt, daß seit dem Erscheinen des „Heiligenlexikons“ (1858—1876) das Heiligenverzeichnis eine ziemliche Bereicherung erfahren hat.

Männliche Namen:

Adalbero, Adalbert, (Albert, Albrecht), Adalhard (Alhard), Aldhelm, Alfons (Adalfuns), Alois (Alwis), Altmann (f.), Alto (f.),

Anno, Ansegis, Anselm, Ansgar (Ansger, Oskar), Arbogast, Benno, Bernhard, Bernward, Bruno, Burchard, Chrodegang (f.), Edmund, Eduard (Edward), Emmeram, Ferdinand, Friedrich, Fromin, Gebhard, Gerhard, Gerrick (f.) Gilbert (f.), Gottfried, Gotthard, Gottschalk, Humbert, Heinrich (Heinz), Hermann, Hubert, Hugo, Idesons (Hildefuns), Karl, Konrad (Kurt), Lambert, Landwald (Landolt), Leopold (Lütbald, Lütbold), Ludger (Lütger), Norbert, Odilo, Odo, Otto, Oswald (Answald), Ratbert, Raimund, Rimbart (f.), Robert (Rupert, Ruprecht), Sigismund, Theobald (Dietbald), Ulrich, Wilhelm, Willibald, Willibrord (f.), Wolfgang, Wolfram (Wulfram).

Weibliche Namen.

Adalgund (Algund), Adelheid (Alheid), Bilhild (f.), Chlotild, Edeltrud (Ediltrud, Edilthryda), Gertrud (Gertraut), Hedwig (Hadwig), Hildegard, Ida, Kunigund, Lidwina, Lidwiga (Ludwina, Ludwiga), Mathild (Mechthild), Odilia, Walburg.

Wer ein relativ vollständiges Verzeichnis der deutschen Heiligennamen wünscht, wird zu Rhull's „Namenbüchlein“ greifen müssen.

Was ist's nun mit dem Namen „Gustav“? Dieser hat mit „August“ nur eine äußere Ähnlichkeit, in Wirklichkeit ist er echt germanisch, und zwar in nordischer Form. Im Hochdeutschen würden ihm die Formen „Gundstaf“, „Guntstaf“ entsprechen. Als Femininum würde ihm etwa zur Seite treten Guntrun, Gudrun. Es sind dies zwei uralte Namen, die weit in die germanische Vorzeit zurückweisen, da sie auf orakelhafte Erforschung des Schlachtausganges hindeuten.

Es ist aber kein Zweifel, daß der Name „Gustav“ durch die Verherrlichung Gustav Adolfs nach Deutschland verpflanzt worden ist. In praktischer Hinsicht wird er folgendermaßen zu behandeln sein: soll er als Kampfname, als Verherrlichung eines kirchenfeindlichen Helden gegeben werden, so ist er abzuweisen, sonst kann er wenigstens geduldet werden. Der Name muß übrigens schon früher einmal nach Deutschland gebracht worden sein. Darauf weist hin, daß er im Prämonstratenstift Schlägl (gegründet 1218) in der Diözese Linz als traditioneller Klostername in Verwendung steht.

Eine vollständige Liste der deutschen Heiligennamen würde erst recht zeigen, wie unberechtigt der Vorwurf ist, daß die Kirche prinzipielle Gegnerin der deutschen Namen sei. Andererseits geht wohl aus den vorstehenden Darlegungen hervor, daß wir den einheimischen Namen gegenüber nicht allzuängstlich zu sein brauchen. Die meisten erwecken nur beim ersten Anblick einen merkwürdigen Eindruck, erweisen sich aber bei näherem Zusehen als völlig harmlos. So ist z. B. „Dettef“ durchaus kein schottischer Name aus „Ossian“, auch kein nordischer aus der „Edda“, wie im besagten Artikel angenommen wird, sondern einfach die niederdeutsche Form eines oberdeutschen Namens, der nach Rhull vom „Heiligenlexikon“ am 28. Mai angeführt wird, des ehrlichen deutschen Namens „Dietleib“.

Kanonistische Bemerkungen zu einer Trauung mit Verlegenheit.

Von Professor J. E. Danner, S. J. in Alagenjurt.

I.

Am Sonntag Sexagesimae Nachmittag meldete sich beim Pfarrer Nikolaus ein Brautpaar, welches am Faschingmontag kopuliert werden wollte. Diese Eheverber brauchten aber Dispens vom Ehehindernisse im dritten Grade der Blutsverwandtschaft.

Da dem Ordinarius vermöge der Quinquennalien die Vollmacht, dispensandi in 3. simplici consanguinitatis gradu gewährt wird, wurde am folgenden Dienstag das betreffende Dispensgesuch an das hochwürdigste bischöfliche Ordinariat eingereicht, und die erbetene Dispens, da keine besonderen Umstände die Erteilung derselben erschwerten, sicher auf den beabsichtigten Hochzeitstag, der im Gesuche bereits erwähnt worden war, erwartet.

Der Priester Nikolaus, welcher kopulieren sollte, hatte schon am Faschingsonntage beim k. k. Postamte sich erkundigen lassen, ob nicht ein Schreiben vom bischöflichen Ordinate eingelangt sei, ebenso am Faschingmontag in der Frühe; doch um 8 Uhr war noch kein Ordinariatschreiben da. Es wurde an das bischöfliche Ordinariat nun telegraphiert. Die Trauung war auf 11 Uhr angesagt, feierliche Hochzeit, bei 100 geladene Gäste waren erschienen, die Kirche voll Leute; keine Antwort, kein bischöfliches Dekret erscheint. Die Pfarrkirche war fünf Kilometer vom nächsten k. k. Post- und Telegraphenamte entfernt. Was nun tun? Um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr fängt der Priester das feierliche Hochzeitsamt an. Wie dieses zu Ende geht, ist es $\frac{1}{2}$ 1 Uhr. Da faßt sich der Priester Nikolaus, welcher kopulieren soll; er denkt sich so: ist das Dispensgesuch etwa auf der Post verloren gegangen, so weiß das bischöfliche Ordinariat durch das Telegramm, um was es sich handelt jetzt sicher, und dispensiert bis 11 Uhr durch Rücktelegramm, wenn ich auch noch keine Kenntnis davon habe. Bis 12 Uhr war sicher die erteilte Dispens beim betreffenden Telegraphenamte angelangt; die Dispens also erteilt, wenn ich auch noch kein Dokument in den Händen habe; das kann ich voraussetzen: gratia est data. Es dürfte unter gewöhnlichen Umständen wohl unerlaubt sein, aber in einem so dringenden Falle kann man doch die Epikie anwenden. — Es wird also dieses Brautpaar um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr getraut nach dem Diözesan-Rituale.

Nach der Trauung kam das Telegramm: „Die Dispens der Brautleute N. N. erteilt“ und um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr die Dispens schriftlich via Dekanalamt. Tatsächlich hatte der hochwürdigste Ordinarius 19. Februar das Dispensdekret ausfertigt, die Trauung wurde 22. Februar vorgenommen; die Verzögerung lag also in der Diözesanübung, alle Dekrete für die Pfarrämter durch die Dekanalämter zu-

stellen zu lassen, ein Weg, der nicht selten drei Tage in Anspruch nimmt. Der kopulierende Priester war darüber im Momente ganz beruhiget, um so mehr, da in der Erledigung keine besonderen Dispensbedingungen angegeben waren, aber später stiegen ihm doch einige Bedenken über dies sein Vorgehen auf, er las dann abends im Kirchenrechte nach.

II.

Was wurde ihm nun dabei *ad casum* klar?

Eine Dispens ist: *relaxatio legis ecclesiasticae in casibus particularibus a competente Superiore ecclesiastico ex causa speciali et sufficienti facta.* (Wernz I, 120.)

Schon aus diesem Grunde, eine Dispens sei zu erteilen *ex causa speciali et sufficienti*, was der betreffende kirchliche Obere, der die Dispens gewähren kann, zu ermessen hat, muß die Dispens abgewartet werden. Eine jede Dispens ist eben ein *Vulnus legis*, was nicht statthaben soll, wenn nicht wichtige Gründe dies erfordern. Ueberdies ist eine jede Dispens eine *mera gratia*. *Gratia est gratia*, welche entweder zugestanden oder verweigert werden kann. Es steht demnach ganz im klugen Ermessen des betreffenden kirchlichen Obern, von einem trennenden Ehehindernisse Dispens zu erteilen oder nicht.

Daher mußten bei einem *Impedimentum dirimens matrimonii* kanonische Gründe, die auf Wahrheit beruhen, besonders die *causa motiva* im Dispensgesuch angeführt werden; trotzdem stand es dem kirchlichen Obern frei, in diesem Falle zu dispensieren oder auch nicht zu dispensieren. Noch vor gut 60 Jahren war man in Rom bei Erteilung von Ehedispensen ziemlich streng; erst seit Pius IX. wird eine mildere Praxis gehandhabt. Präsumieren also kann man im voraus niemals eine Dispensgewährung bei Ehehindernissen, denn es muß da ein *actus jurisdictionis* geübt werden. Aber nach der Erfahrung und Beobachtung bewahrheitet sich nur zu oft der alte Volkspruch bei Verwandtschaftsehen: früh sterben, verderben, keine Erben. Daher sprechen sich die Physiologen wie Aerzte entschieden gegen derlei eheliche Verbindungen aus; die Statistik weist einen nicht geringen Prozentsatz geistig wie körperlich verkümmerter Kinder aus Ehen von Blutsverwandtschaft nach; in je näherer Verwandtschaft Ehen geschlossen werden, desto nachteiliger wirken sie in der Regel auf die Nachkommenschaft. Dies um so mehr, wenn wieder mehrere Verwandtschaftsgrade zusammenkommen.

Im wohlverstandenen Interesse, eine Degeneration des Menschengeschlechtes nach Möglichkeit hintanzuhalten, ließ Leo XIII. mit Rundschreiben an alle Ordinarien vom 19. Juni 1895 durch den Kardinal Prodatar Bianchi dieselben mahnen, doch nur dringende Bittgesuche um Dispens zwischen Onkel und Nichte, Tante und Nefse an den Heiligen Stuhl zu leiten. „*Petitionum copia*“, heißt es, „*pro obtinendis matrimonialibus dispensationibus super impedimento Primi*

tangentis Secundum consanguinitatis gradum Ss. Principis D. N. Leonis Papae XIII mentem ingluvie malorum percrebrescente, pereunt.“ Der Papst läßt dann bemerken, daß durch zu leichte Dispenserteilung nur die Sittlichkeit um so mehr gefährdet werde. „Etenim animadvertens indulgendo hujusmodi concessionibus, effrenata licentia, quae de die in diem augetur, haudquaquam compescitur.“ Es wird gerade als Grund angegeben: „eo quod occasio continua, commodum eam impune satisfaciendi magis alliciant Nupturientes spe etiam nodo conjugali occulturos infelices effectus atque reatus, qui jam praecesserant“, also ein incestuöses Vorgehen könne durch eine eheliche Verbindung der eventuellen Schande vor der Welt abhelfen. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß eine Indulgenz des Heiligen Vaters nur erbeten werden sollte, „quae a Sanctitate Sacramenti jubetur et tantum prodest morum integritati, societatis bono et vegetiorum corporum incremento.“ Hier liegt der Hauptgrund, eine Dispens bei einer solchen beabsichtigten ehelichen Verbindung einzuleiten. Es heißt nun: Ne vero Sanctitatis Suae indulgentia praebeatur occasio salutarem disciplinam labefactandi . . . onerat Episcoporum conscientiam, ut sedulo invigilent, ne Sanctae Sedi precantes accedant, nisi verae causae canonicae jure commendent, et litteris manu propria exaratis rationes in quibus casu explicent nec non gratiam esse concedendam.“ Was vom Bischofe gilt, gilt auch vom Pfarrer, welcher ein Dispensbittgesuch beim Bischofe einreicht. Wir haben hier allerdings Fälle vor Augen, welche, soweit eine kirchliche Dispens gegeben werden kann, die nächsten Verwandtschaftsgrade betrifft. Sollten alle des ersten Grades berührend den zweiten à limine abgewiesen werden? Keineswegs! Der Heilige Stuhl verlangt ausdrücklich, es sollen die rationes und circumstantiae genau dargelegt werden. Es war geradezu ein höchlichst zu mißbilligendes Vorgehen eines Párochus, der eine ihm angezeigte beabsichtigte Verhehlchung eines Onkels mit der Nichtschroff abgewiesen hatte mit der Erklärung, sie hätten keine Dispens zu erwarten von Seite der Kirche. Was war die Folge? Beide Nupturienten wurden „Los von Rom“, traten zu den Evangelischen über, wo ihrer Verhehlchung nach erlangter staatlicher Dispens kein Hindernis eingelegt wurde. Das erwähnte Rundschreiben vom 19. Juni 1895 verlangt nur, daß verae causae canonicae vorhanden seien. Ein solch vollgültiger Dispensgrund ist gerade: Periculum apostasiae a fide catholica.

Weise hat die kirchliche Gesetzgebung bestimmt, daß eheliche Verbindungen auch in entfernteren Verwandtschaftsgraden nicht leicht zugelassen werden sollten.

Das Tridentinum hat trotz verschiedenerei Drängungen, man möge den 3., wenigstens den 4. Grad fallen lassen, an den Bestimmungen des IV. Lateran-Konzils festgehalten.

Die modernen staatlichen Gesetzgebungen, welche seit dem 18. Jahrhundert auch Ebehindernisse eigenmächtig statuierten, haben nun, wohl einem satichen Richtigkeitssprinzipie huldigend, in oberflächlicher Weise nur die beiden ersten Grade der Seitenverwandtschaft in ihre Paragraphe aufgenommen, so das a. B. G. B. für Oesterreich (§ 65), B. G. B. für das Deutsche Reich nur den ersten Grad (§§ 1310, 1327), Code Napoleon nur zwischen Geschwisterten und $\frac{1}{2}$ Eheim Nichte, Tante Nichte (§§ 162, 163). Ebenso Italien. In früheren Zeiten herrschte eine gewisse Abneigung, ein Horror gegen Verwandschen unter dem Volke. Leider kommen dieselben immer häufiger vor, besonders im 3. und 4. Grade macht man sich meist schon gar nichts draus: es soll dispensiert werden und werden Dispensgesuche ohne Anstand von den Seelsorgern eingereicht. Freilich trug dazu die bemerkte moderne staatliche Gesetzgebung nicht wenig bei. Obwaltet kein im staatlichen Kodex fixiertes Ebehindernis, so könnten die Eheberber ja ohne Anstand zur Zivilehe schreiten, wenn die kirchlichen Organe die Dispensation verweigern würden.

III.

Soll nun der Priester dies alles einfach gehen lassen? Keineswegs. Er ist verpflichtet, vermöge seines Standes das Wohl der Menschheit, der Familie nach Möglichkeit zu fördern und deshalb schädlichen ehelichen Verbindungen entgegen zu wirken, wie er ja ein Wächter der Sittlichkeit des Volkes in allweg sein muß.

Der Seelsorgspriester wird bei der christlichen Unterweisung in fluger und diskreter Weise auch die Ebehindernisse erklären. Selbstverständlich muß er heutzutage doppelt vorsichtig sein im Ausdrucke. Je mehr Unsitlichkeit herrscht, desto mehr macht sich das scandalum pharisaicum breit.

In Diözesen des Deutschen Reiches ist schon seit vielen Jahren der Brauch eingeführt, daß Dominica II post Epiphaniam eine stabile Unterweisung über die Ehe und die Ebehindernisse vom hochwürdigsten Diözesanbischöfe verlesen und dieselbe dann auch, entsprechend den Ortsverhältnissen, erklärt wird. Von dieser Seite aus kann man es bebauern, daß auf diesen zweiten Sonntag nach Heiligen Dreiföng, wo das Evangelium von der Hochzeit zu Kana trifft, gerade das Fest des heiligen Namens Jesu angelegt ist, so sehr es in unserer Zeit sonst angezeigt erscheint, daß recht oft von der Person des allerheiligsten Erlösers gepredigt werde.

Warum streng sein bei Dispensationen auch in entfernteren Verwandtschaftsgraden?

Hören wir Urtheile von Physiologen, Naturforschern, Aerzten und Gelehrten. Dr. Gadiot machte die Beobachtung, daß von 24 Ehen unter Verwandten des dritten und vierten Grades 14 Verbindungen unfruchtbar blieben, 7 Ehen totgeborene Kinder hatten und aus 18 Ehen Krophulose, mit Straße behaftete, taubstummne Kinder ent-

iprossen. Aehnliche Urteile könnte man viele anführen. (J. Weber, Die kanonischen Ehehindernisse, 3. Aufl., S. 58.) Nicht selten treten bei Enkeln und Urenkeln, selbst bei Abkömmlingen im fünften Grade die körperlichen und geistigen Erscheinungen der Ahnen zutage. Wenn auch nicht immer bei derlei Verbindungen so schlimme Folgen bei der Nachkommenschaft sich zeigen, so kann eine anfänglich starke Generation doch mit der Zeit, besonders wenn wiederholte Verwandtschaftsheiraten vorkommen, an Geist und Leib geschwächt werden.

Mögen immerhin Gegenden beobachtet werden, wo bei Angustia loci Familienehen unter Blutsverwandten keine krankhaften Erscheinungen aufweisen, weil dort noch eine sonst gesunde und starke Bevölkerung haust, so zeigt sich doch bei anderen eine entschieden schädliche Einwirkung aus derlei Verbindungen. Wir kennen eine Gebirgsgemeinde mit zirka 1000 Seelen, wo die Leute aus ihrer Mulde nicht hinausheiraten wollen, so daß die meisten Bewohner der ganzen Ortschaft mehr minder blutsverwandt und verschwägert sind; drei-, vierfache Verwandtschaftsgrade sind bei beabsichtigten Verehelichungen mitunter zu ermitteln. Wie sieht es dort aus? Ein verweichlichtes, der luxuries ergebene Volk lebt dort vielfach, während in den angrenzenden Gemeinden ein starker, sittlicher Menschenschlag auftritt.

Der Priester wird also echt seelsorglich handeln, wenn er, sobald ihm eine beabsichtigte eheliche Verbindung unter Blutsverwandten bekanntgegeben wird, den Nupturienten die Sachlage erklären und unter Umständen sie auf die etwaigen schlimmen Folgen aufmerksam machen und sie von ihrem Vorhaben in kluger Weise abzubringen trachten wird, um so mehr, wenn den Eheverbern noch selbst die Sache etwas bedenklich vorkommt.

Ist aber ein triftiger kanonischer Grund da, so reiche er beim bischöflichen Ordinariate früh genug das Bittgesuch um gnädige Dispensation ein. Solche Gründe sind: *Periculosa familiaritas, praegnatio sive legitimatio prolis, ulteriora pericula incontinentiae, concubinus incestuosus, periculum matrimonii mixti vel coram acatholico ministro celebrandi, periculum apostasiae a fide, vesanus amor, periculum matrimonii civilis, venustas mulieris praecipue pauperis seductioni expositae* oder das *bonum familiae*. kurz Gründe, welche das wahre Wohl der Individuen und des Hausstandes betreffen.

IV.

Neuere Dispensordnung des Heiligen Stuhles.

Pius X. hat durch die bekannte *Constitutio Apostolica de Romana curia „Sapienti consilio“* d. 29. Juni 1908 die römische Kurie gemäß den Zeitumständen umgestaltet und neu eingerichtet. Zugleich wurden promulgiert: die *Lex propria* mit den Erläuterungen der neuen Institute unter demselben Datum und ebenso der

Ordo servandus in sacris Congregationibus, Tribunalibus, Officiis Romanae Curiae, Pars prima, wo die Normae communes gegeben werden. Unter dem 29. September 1908 folgten dann unter Pars altera die Normae peculiares.

Für etwaige Dispensgesuche und Erteilungen in Ehesachen hat nun die größte Bedeutung die ganz neu errichtete Congregatio de disciplina Sacramentorum, kurz bezeichnet Congregatio de Sacramentis. Die Constitutio Apostolica de promulgatione legum et evulgatione actuum S. Sedis hat nun durch die Bulle „Promulgandi pontificias“ d. 29. September 1908 eine Amtszeitung „Acta Apostolicae Sedis“ — „Commentarium officiale“ endlich für die katholische Welt eingeführt. In derselben also besitzen wir den authentischen Text dieser päpstlichen Bestimmungen (Annus I. Volumen I).

Bisher waren verschiedene Dispenstribunale bei erbetenen Ehedispenfen in Rom tätig:

1. Pro foro externo mußte gewöhnlich die Dataria Apostolica um gnädige Dispensation angegangen werden, welche, auf kanonische Gründe gestützt, dann dieselbe in Gnaden erteilte. Es mußte da aber, wenn die Dispens gültig sein sollte, wenigstens die causa motiva oder finalis auf stehender Wahrheit beruhen. Nach der Const. „Sapienti consilio“ ist diese bei Erteilung von derlei Gnaden in Ehesachen gänzlich ausgeschaltet. Der Dataria Romana sind durch die Verordnungen Pius' X. also alle Ehedispenationen entzogen und dieselben der Congregatio de Sacramentis zugeteilt pro foro externo in impedimentis publicis. Die Dataria bleibt nur Officium.

2. Die Sacra Poenitentiaria Romana dispensierte bisher super impedimentis occultis in foro interno. Ferner war die Poenitentiaria auch Dispensbehörde pro foro externo bei öffentlichen Hindernissen für Personen, deren Paupertas, Armut der Wittsteller der Ordinarius bestätigen mußte. Der Ordinarius konnte sich selbstverständlich in der Regel nur auf den Parochus verlassen. Diese Befugnis der Poenitentiaria war eine außerordentliche, welche sich erst im 19. Jahrhundert einbürgerte, da bei der Umwälzung durch die französische Revolution die Dataria nicht funktionieren konnte; dies blieb auch später. Wie steht es jetzt mit der Poenitentiaria? Alle Dispensationen in Ehesachen sind der Sacra Poenitentiaria durch die Const. Apost. „Sapienti consilio“ und deren nähere Ausführungen pro foro externo, etiam in forma pauperum entzogen und der Cong. de Sacramentis zugewiesen.

Sacra Poenitentiaria: „Hujus sacri judicii seu tribunalis jurisdictio coarctatur ad ea dumtaxat, quae forum internum, etiam non sacramentale, respiciunt. Itaque externi fori dispensationibus circa matrimonium ad Congregationem de disciplina Sacramentorum remissis, hoc tribunal pro foro interno gratias elargitur, absolutiones, dispensationes, commutationes.

sanationes, condonationes; excutit praeterea quaestiones conscientiae, easque dirimit.“

3. Die Congregatio de Propaganda fide hatte für die ihr unterstehenden Missionsgebiete früher auch die Eheangelegenheiten zu ordnen und die erbetenen Dispensen zu besorgen. Aber bei der Rekonstituierung der römischen Kongregationen durch die Const. Apost. „Sapienti consilio“ wurde Nr. 4 von Pius X. bestimmt: „Ut unitati regiminis consulatur, volumus, ut Congr. de Prop. fide ad peculiares alias Congregationes deferat, quaecumque aut fidem attingunt aut matrimonium aut Sacrorum rituum disciplinam.“ Die Congr. de Prop. fide ist also hierin ganz ausgeschaltet.

4. Sanctum Officium (S. R. et U. I. Congr. früher bezeichnet) Congregatio Sancti Officii. Dem Range nach die erste Kongregation: „Haec sacra Congregatio, cui Summus Pontifex praeest, doctrinam fidei et morum tutatur.“

Die Bestimmung der Konstitution Pius' X. diesbezüglich lautet: „5. Etsi peculiaris Congregatio sit constituta de disciplina Sacramentorum, nihilominus integra manet Sancti Officii facultas ea cognoscendi, quae circa privilegium, uti ajunt, Paulinum et impedimenta disparitatis cultus et mixtae religionis versantur, praeter ea quae attingunt dogmaticam de matrimonio, sicut etiam de aliis Sacramentis doctrinam.“ Das Sanctum Officium behält also ihren früheren Wirkungskreis in Eheangelegenheiten, wie diese heilige Kongregation besonders jene Dispensgesuche erledigte, welche Glaubens- und Religionsverschiedenheit, höhere Weihen, Ordensgelübde, Polygamie . . . betreffen.

5. Von der S. C. super Negotiis ecclesiasticis extraordinariis sagt die Konstitution: „Hujus congregationis natura et constitutio non minus quam ratio disciplina immutata manet“; wird also auch in Zukunft außerordentliche Dispensen erteilen, wie die Secretaria Brevium für die höchsten fürstlichen Persönlichkeiten.

6. Die Sacra Congregatio Concilii (S. C. C.), welche früher auch Eheangelegenheiten (causae matrimoniales) schlichtete, hat jetzt damit nichts mehr zu tun.

7. Congregatio de disciplina Sacramentorum oder kurz Congregatio de Sacramentis. Diese ist jetzt maßgebend bei gewöhnlichen Ehedispensen. Die Const. „Sapienti consilio“ sagt: „2. Eidem Congregationi tribuuntur ea omnia, quae huc usque ab aliis Congregationibus, Tribunalibus aut officiis Romanae Curiae decerni concedique consueverunt in disciplina matrimonii, uti dispensationes in foro externo tam pauperibus quam divitibus, sanationes in radice, dispensatio super rato, separatio conjugum, natalium restitutio seu legitimatio proles. 3. Quaestiones quoque de validitate matrimonii dirimit, incolumi jure Sancti Officii.“

Zu Normae peculiare bringen nun für diese Kongregation betreffend Ehehindernisse neue Bestimmungen, welche von der größten Bedeutung sind, 17^o 21^o. Es werden die Ehehindernisse eingeteilt:

1.

a) *Impedimenta majoris gradus* und

b) *Impedimenta minoris gradus*.

19^o *Dispensationes gradus minoris* sunt ab *impedimentis*:

a) *Conanguinitatis et affinitatis tertii et quarti gradus lineae collateralis sive aequalis sive inaequalis*, hoc est quarti gradus mixti cum tertio et quarti vel tertii mixti cum secundo ($\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{2}$);

b) *affinitati in primo gradu, et in secundo simplici vel mixto cum primo*, ubi hoc impedimentum ex illicito commercio procedat ($\frac{1}{1}$, $\frac{2}{2}$, $\frac{2}{1}$);

c) *cognitionis spiritualis cujuscunque generis*. Da wird eine Milderung eingeführt. Nach der früheren Praxis wurde nicht gern dispensiert zwischen dem Taufpaten und dem Taufkinde, wohl aber leichter zwischen den Paten und Eltern des Tauf- oder Firmkinds;

d) *publicae honestatis sive per sponsalia sive per matrimonium ratum, super quod jam dispensatum sit, fueritque solutum*.

Zu besondere Rücksicht in Dispensationen bei Hindernissen dieser gradus minoris bezieht sich gerade auf die Dispensgründe, denn 21^o heißt es: „Dispensationes a minoribus impedimentis conceduntur omnes ex rationabilibus causis a S. Sede probatis.“ Der Heilige Stuhl gibt zu dieser Bestimmung noch eine unzweifelhafte Erklärung, indem es weiter heißt: „Sic vero concessae perinde valebunt, ac si ex motu proprio et ex certa scientia impertitae sint: ideoque nulli erunt impugnationi obnoxiae sive obreptionis vitio sive subreptionis.“

Nach dieser Feststellung des Heiligen Stuhles selbst braucht man also in Dispensgesuchen, welche die Fälle minoris gradus dispensationis betreffen, nicht mehr lange nach kanonischen Dispensationsgründen zu suchen, welche offizielle Statuloge bringen, wie die Instr. de Propaganda 9. Mai 1877 oder die Dataria Apost. 1901 (Acta 34). Wie ist durch diese weise Anordnung Pius' X. der Sicherheit der Gütigkeit bei derlei Eheschließungen und dem Gewissen der aelgigten Seelsorger Vorfrage getroffen! Wurde sich bei so häufigen Dispensgesuchen nicht der Seelsorger oftmals ängstigen, ob kanonische Gründe wirklich da seien. Der Parochus (sensu canonico) wird bei solchen Ehehindernissgesuchen vorerst erwägen, ob eine solche beabsichtigte Verbindung wirklich dem bonum familiae et bonum individui entsprechen werde oder nicht und darnach seine Rathsagung gewähren oder versagen, beziehungsweise mit Begründung abreden.

2.

Anders verhält es sich mit den übrigen dispensabeln kirchlichen Ehehindernissen. 26° jagt: *Dispensationes majoris gradus concedi solitae, interveniente legitima causa, sunt ab impedi-
mentis:*

- a) consanguinitatis secundi gradus lineae collateralis aequalis, et secundi vel tertii gradus primum attingentis; $\frac{2}{2}$, $\frac{2}{1}$, $\frac{3}{1}$;
- b) affinitatis primi et secundi gradus lineae collateralis aequalis et secundi vel tertii gradus primum attingentis; $\frac{2}{2}$, $\frac{2}{1}$, $\frac{3}{1}$;
- c) criminis ex adulterio cum promissione futuri matrimonii.

Wenn es sich also darum handelt, für ein derartiges Ehehindernis Dispens zu erlangen, gelten die sonst bekannten canonicae causae excusantes.

Man sieht, daß die bisherigen Bücher und Werke, welche von den Dispensgesuchen bei Ehehindernissen handeln, hierin ebenso zu corrigieren sind, wie in Betreff jener Bestimmungen im Eherechte, welche durch das Dekret *Ne temere* der S. C. C. d. 2. August 1907 mit den zahlreichen nachfolgenden Erklärungen berührt werden.

V.

Ad casum nostrum sei folgendes bemerkt:

1. Die Banni nuptiales haben besonders (allerdings nicht einzig) den Zweck, daß allfällige Ehehindernisse, wenn solche dem Parochus nicht bekannt sind, vor dem Eheabschluß mitgeteilt werden. Die Eheverkündungen haben wohl auch den Zweck, daß diese Ehe coram conventu Ecclesiae als eine rechtmäßige Verbindung erscheint, wie der berühmte Kanonist Prof. Dr. Frh. v. May richtig bemerkt (Archiv f. K. K. I. Bd.), und so der Ehre der Eheleute und einem etwaigen Aergernisse wegen zweifelhaften Zusammenlebens von Mann und Frau vorgebaut werde. Darf nun ein Seelsorger Eheverber ohneweiters aufbieten, wenn er weiß, daß ein erst zu dispensierendes Hindernis obwaltet? Keineswegs, denn es ist denn doch ein Wider-sinn, eine Ehe zu verkünden, der noch das Hindernis des dritten Grades der Blutsverwandtschaft entgegensteht, welches dem Pfarrer so gut wie dem Volke bekannt ist. Daher hat ein Seelsorger immer mit der Vornahme der Aufgebote zu warten, bis er die betreffende Dispensation in den Händen hat. Es soll eben auch beim Aufgebot die bereits erteilte Dispens vom bekannten Ehehindernisse erwähnt werden. Ueberdies ist Dispens eben als Dispens, wie erwähnt, eine mera gratia, ein Actus Superioris jurisdictionis voluntariae; diese Gnade kann, absolut genommen, immer verweigert werden. Präsumieren darf man eine Ehedispens niemals. Zum Glück ist der dritte Verwandtschaftsgrad kein bürgerliches Ehehindernis (a. b. G. B. § 65) in Oesterreich und in anderen Staaten nach dem bürgerlichen Rechte, wo das jus canonicum nicht mehr beachtet wird.

Im Falle des Parochus Nikolaus waren auch Dispensen von zwei Aufgeboten erforderlich, die wohl eingeholt und erteilt worden waren. Aber der Seelsorger darf sich in solchen Fällen nicht drängen lassen, selbst wenn geichlossene Zeit heranrückt. Die Leute sollen sich eben früher melden, die Ehe ist zu wichtig.

2. Wo eine so knappe Zeit war, hätte es sich empfohlen, mit einem Dispensgesuch die Partei unmittelbar an das bischöfliche Ordinariat zu senden, da heutzutage der Verkehr meistens so erleichtert ist, wenn es nicht der Priester mit Zustimmung der Rapturienten, die ja nicht arm zu sein scheinen, selbst übernimmt, die Reise zum Bischof zu unternehmen. Es mußte der Partei, die an hundert geladene Gäste versammeln wollte, gewiß sehr viel daranliegen, schließlich früh genug die erbetene Dispens zu erhalten, um einer großen Verlegenheit zu entgehen.

3. Es wurde beim Verzug an das bischöfliche Ordinariat telegraphiert. Wie verhält es sich mit der Einholung von Ehedispenjen durch den Telegraphen? Der Telegraph geht gut ein halbes Jahrhundert (1854) durch die Welt, respektive Europa; er wird bei verschiedenen Anlässen auch von den kirchlichen Behörden benützt. Aber der Heilige Stuhl hat das Ansuchen um Ehedispenjen auf telegraphischem Wege direkt verboten.

Die Frage, ob auf telegraphischem Wege die Ehedispenjen erbeten werden dürfen, ist schon vor geraumer Zeit an den Heiligen Stuhl herangetreten. Es wurde vom S. Officium d. 15. Juni 1875 auf eine Anfrage: „An dispensatio . . . quamvis graviter illicita . . . telegraphice paucis verbis vel oretenus tantum concessa sit . . . valida sit“ geantwortet: Affirmative, wenn die Ordinarien vigore facultatum, quae quinquennales dicuntur, so dispensieren (Archiv f. K. K. 36, 1857, 185). Demnach ist der telegraphische Verkehr mit den bischöflichen Ordinariaten bei Ehedispenjen verboten, aber die vom Bischof gewährte Dispens gültig.

Es hätte also die telegraphische Nachricht in unserm Falle zur gültigen, aber nicht erlaubten Trauung hingereicht, wenn dieselbe vor der Trauung angekommen wäre. Eigentlich konnte das Telegramm des bischöflichen Ordinariates nur besagen: Ja, die Dispens ist erteilt, suchet dieselbe auf dem Wege. Eine Intimation von der erteilten Dispensation muß vor der Trauung vorhanden sein nach den Bestimmungen der Kirche bei einem obwaltenden Ehehindernisse pro foro externo, sonst ist der Eheabschluß ungültig.

Telegraphische Dispensgesuche an den Heiligen Stuhl zu leiten wurde durch Schreiben der Staatssekretarie vom 10. Dezember '891 verboten. „Dispensationes a Ss. Congregationibus Romanis et ab aliis Ecclesiasticis Institutis impetrandae eadem, non per telegraphum, sed in scriptis petantur“ (E Secret. status durch den Münchener Runtius 2. Jänner 1892; Anal. eccles. IV. 494). Strenge scharf dies ein das S. Officium d. 14. August 1892, indem dies

entschied auf eine Anfrage: „*Utum valida sit dispensatio matrimonialis ab Ordinario executioni mandata post habitam notitiam per telegraphum et antequam pervenerit authenticum documentum gratiae concessae?*“ Resp. Negative, nisi notitia transmissa fuerit ex officio auctoritate S. Sedis. Sanctissimus approbavit.“

Es sind also Dispensgesuche bei Ehehindernissen an die römischen Behörden auf telegraphischem Wege gänzlich ausgeschlossen. Die Gründe liegen nahe, weil es sich oft um delikate Angelegenheiten handelt, die Umstände der betreffenden Hindernisse genau exponiert werden sollen und man mit Recht bei Behörden vor allem hinterlegte richtige Dokumente haben wollte.

Es nützt also eine Kenntnis von der erteilten Dispens in Rom dem Ordinarius, die er durch seinen Agenten oder telegraphisch oder mündlich durch eine Privatperson erhalten hat, nichts und wäre die Ausführung, *fulminatio*, derselben ungültig, ehevor er das authentische Dokument in den Händen hat. Ähnlich verhält es sich bei Dispensen, die der Ordinarius erteilen kann, was den Parochus betrifft.

4. Unser Parochus Nikolaus erhielt etwa eine Stunde nach der Kopulation seiner Brautleute das erwünschte Dispensdekret des Ordinarius und war vorderhand recht mit seinem Vorgehen zufrieden. Dispens war ja gegeben. Aber Telegramm wie Dekret des bischöflichen Ordinariates kam nach der Kopulation erst an: wie steht nun die Sache mit der Gültigkeit?

Nur wenn vom Heiligen Stuhl eine Dispensation in *forma gratiosa* und nicht wie gewöhnlich in *forma commissoria* ausgestellt wird, gilt sogleich die *gratia concessa* vom Momente der Bewilligung an.

Forma gratiosa efficit, ut dispensatio sit gratia facta, non facienda, eo tempore quo rescriptum in Curia Romana est expeditum.“ (Wernz IV, 638).

Ein Bischof, Ordinarius kann aber kein Dispensdekret in *forma gratiosa* geben, so daß es vom Momente der Ausstellung an und nicht erst vom Momente der Zustellung respektive Mitteilung an Gültigkeit hätte. Nach der Entscheidung des S. Officium vom 15. Juni 1875, Nr. 3, gilt also wohl eine vom Ordinarius telegraphice paucis verbis vel oretenus concessa dispensatio, welche, wie wir gesehen, zwar graviter illicita, sed valida wäre. Bei einer so großen Verlegenheit, in der wir unsern Parochus Nikolaus sehen, könnte man annehmen, daß eine solche doch auch erlaubter Weise vom Ordinarius gegeben würde.

Aber der Ordinarius hat sich genau an die von den päpstlichen Vorschriften gegebenen Normen zu halten und diese bestimmen streng bei Dispensen, die in *forma commissoria* zu exquirieren sind: das authentische Reskript muß der in Händen haben, der die Dispens ausführen will.

Episcopi aliique Ordinarii, si vi facultatum a Sede Apostolica delegatarum impertiantur dispensationes matrimoniales, in iisdem concedendis debent sequi regulas, quas in Curia Romana observant, atque praeterea observare solemnitates et conditiones ipsis specialiter praescriptas. Quare sine dubio debent dare dispensationes matrimoniales expressis verbis scripto, non telegraphice vel oretenus, expressa mentione facta delegationis apostolicae ejusque durationis. (Wernz l. c. S. Poenit. 1 Juni 1858 junct. Resp. Off. 15 Juni 1875.)

Die Exhibitio literarum Apostolicarum vor der Ausführung einer erteilten Dispens ist unerläßlich notwendig sub poena nullitatis.

Ordinarius nequit exequi commissionem neque licite neque valide „antequam exemplar Literarum Apostolicarum originale exhibitum ei fuerit.“ S. C. C. d. 12 Jan. 1606 et S. Poenit. d. 15 Jan. 1894 (Santi-Leitner IV, 401 Edit. III.) Das Gleiche gilt vom Parochus; derselbe ist nur ein Executor, nulla pollet jurisdictione; er hat sich also sub poena nullitatis genau an die kirchlichen Vorschriften zu halten, wie der Ordinarius, soll ein solcher Akt nicht ungültig werden.

Nun, das Reiskript des hochwürdigsten Bischofes kam gut eine Stunde nach der Trauung an in unserem Falle. Die Trauung war ungültig, weil die exhibitio Literarum fehlte. Was war da zu tun? Am einfachsten wäre gewesen, wenn Parochus Nikolaus die Brautleute heimlich gleich diesen Tag nach Empfang des Dekretes zur Erneuerung des Consensus zu sich gerufen hätte mit zwei Zeugen.

Es blieb schließlich dem Parochus Nikolaus nichts anderes übrig, als nachher die Brautleute im Vertrauen zu sich zu bitten, wo sie vor ihm und zwei Zeugen den Konsens erneuern mußten. Daß man da verschwiegene zwei Zeugen beizieht, versteht sich von selbst, wenn möglich etwa zwei Priester nebst dem Trauenden.

5. Die Ordinarien dürfen den Telegraph benutzen, wo sie jure ordinario, non jure delegato dispensieren, wie bei Dispensationen a bannis nuptialibus (Trid. sess. 24 de ref. mat. c. 1) etc., soweit nicht ein impedimentum diffamans in Frage kommt. Das Gleiche gilt von der Pfarregeistlichkeit, wie bei Delegationen, Proklamationen etc. Valide tun dies Seelsorgepriester dann, obgleich illicite, wenn der Episcopus dioecesanus dies verboten hätte, weil dieser in einer solchen Materie nicht cum clausula irritante verbieten kann. Derlei Telegramme müßten aber, um später als allfällige Dokumente zu dienen, ämtlich gefertigt und den Eheakten beigelegt werden.

Die heilige Kirche dringt sehr darauf und muß darauf dringen, daß ein gültiger Eheabchluß allseitig gesichert erscheint wegen der für die Familie so bedeutsamen Folgen. Daher sind auch alle Eheakten in den Archiven stets sorgfältig zu verwahren.

Aphorismen über das Beichtmonopol.

Von Dr. Georg Spari O. S. B., Pfarrvikar in Mariahof, Obersteier.

In einem der früheren Hefte (IV. Heft 1907) dieser Zeitschrift erschien ein Artikel „über das Beichtmonopol“, der gewiß in weiten Kreisen berechtigtes Interesse erregte. Viele werden diesen Artikel mit Nutzen gelesen, darüber ernste Gewissenserforschung angestellt und heilsame Entschlüsse gefaßt haben. Es fällt mir nicht ein, im folgenden die ernstesten Wahrheiten dieses Artikels abschwächen oder berichtigen zu wollen, ich will nur einige Gedanken der Öffentlichkeit übergeben, die sich mir bei Durchlesung dieses Aufsatzes aufgedrängt haben, und die allenfalls geeignet sind, manches dort Gesagte zu ergänzen und ins richtige Licht zu stellen. Ich setze den Artikel als bekannt voraus und werde mich in unnötige Wiederholungen nicht einlassen.

1. Der von Christi Geist beseelte Priester wird stets eine wahre, ungeheuchelte, herzliche Freude daran haben, wenn er bemerkt, daß etwas wahrhaft Gutes ins Werk gesetzt wird, daß die Ehre Gottes befördert wird. Ist er selbst das „*vas electionis*“ zur Durchführung eines gottgefälligen Werkes, so werden heilige Freude über diese Auszeichnung und selige Dankesgefühle seine Brust schwellen. Ist er nicht das auserwählte Werkzeug in der Hand Gottes, so wird er mit einem heiligen Reide, aber frei von Eifersucht und bösem Reide sich über das viele Gute erfreuen, welches Gott durch andere zu wirken sich würdigt. *Non nobis Domine, non nobis, sed nomini Tuo da gloriam*, betet der Priester täglich mit Ps. 113 im Dankgebet nach der heiligen Messe. Sein Wahlspruch bleibt das Wort des Apostels (Philipp. 1. 18.): *Quid enim? dum omni modo, sive per occasionem, sive per veritatem, Christus annuntietur: et in hoc gaudeo, sed et gaudebo*. Er wird sich oft mit dem Propheten Isaias (6. 8.): *Ecce ego, mitte me, dem Herrn zur Dienstleistung und zum Werkzeug anbieten, aber neidlos zurücktreten, wenn Gott andere bevorzugt*. Er kommt oft in die Lage, das Wort des Täufers sich vorsagen zu müssen (Joann. 3. 30.): *Illum oportet crescere, me autem minui*.

Die Wahrheit dieses Satzes müssen ältere Herren genugsam an sich erfahren, sie werden von jungen Kräften verdrängt, überflügelt, bis sie ganz in der Versenkung verschwinden. Naturgemäß wenden manche Kreise ihre Zuneigung, ihr Zutrauen, mehr dem jüngeren Kaplan zu, als dem älteren Pfarrherrn. Dies liegt in der Natur der Sache, in der Natur des Pfarramtes, und brauchte der Pfarrer darüber nicht ungehalten zu sein und sich ein schweres Herz zu machen. Der Pfarrer muß sich oft eine Reserve auferlegen, seine und der Kirche Rechte wahren, er steht mit den Mächtigen seiner Pfarrei auf dem Kriegsfuße, Umstände, die den Kaplan nicht betreffen. Unlängst erzählten mir Leute, ihr Pfarrer habe die Gewohn-

heit, sobald er merke, daß die Pfarleute mehr dem „geistlichen Herrn“ als ihm zugetan seien, beim Ordinariat sofort um dessen Versetzung vorstellig zu werden. Kann dieser auch mit Christus sprechen (Joann. 8. 50.): *Ego autem non quaero gloriam meam?* Der feminineus sexus liebt entsprechend seiner Neugierde und Wetterwendigkeit auch in der Pastoration die Abwechslung.

Variatio delectat, und so sucht er den Geschmack auch anderer apostolischer Salze zu verkosten und läuft von einem Beichtstuhl zum anderen. Freilich kommt auch das Gegenstück vor, daß er aus seiner und superfeiner Sinnlichkeit sich irgendwo festsetzt und nicht weiter zu bringen ist. Versuchungen zur geistlichen Eifersucht gibt es im geistlichen Stande in Hülle und Fülle; es werden wohl nur wenige sein, die von Eifersucht nicht angefochten wurden, und die derselben nicht mehr oder minder Raum im Herzen gegeben haben. Für gewöhnlich mögen solche Sünden zur *miseria humana communis* zählen. Die Eifersucht kann aber auch zum Laster werden, sich steigern zur sehr schweren Sünde gegen den Heiligen Geist. Noldin, de Principiis n. 311: *Gravissimum invidiae peccatum illud est, quo quis proximo invidet ipsa bona spiritualia*. Wenn man nur nicht so traurige Belege vom Vorhandensein dieser höllischen Ausgeburt hätte! Kommt es nie vor, daß Priester aus Eifersucht selbst Feinde des Guten werden, daß sie Zwietracht säen, dem Guten Hindernisse in den Weg legen, die Eifrigen mit Spott und Hohn verfolgen, bei einem guten Werk nicht mittun wollen, weil sie dabei die führende Rolle nicht haben? Der Eifer anderer und der Segen Gottes, der sichtlich auf ihren Werken ruht, sind für solche „Eiferer“ stets ein furchtbarer Vorwurf, eine beredte Anklage, ein Dorn im Auge.

Der Herr Kaplan in Reidheim wollte einen Jungfrauenverein ins Leben rufen. Die Vertrauensstelle, an die er sich wandte, um Rat einzuholen, gab ihm zur Antwort: Er könne es in Gottes Namen versuchen, wenn er glaube, die bösen Zungen gewisser Mitbrüder verwinden zu können. Sonst solle er es lieber bleiben lassen. Also nicht auf die Schwierigkeit der Sache, auf die Ungunst der Zeiten und der sittlichen Verhältnisse, sondern auf Priester als Hauptgegner wurde in der Antwort verwiesen, gewiß eine traurige Merkwürdigkeit.

2. Der vom apostolischen Geiste getragene Priester zeigt eine ungeheuchelte Freude, wenn das Reich Gottes gemehrt wird, ganz abgesehen davon, durch wen es geschieht, *dummodo in omnibus glorificetur Deus* (Reg. S. Bened.). Es kann ihm ganz gleichgültig sein, daß seine Beichtkinder zu einem anderen Beichtvater gehen, aber es kann, es wird ihm nicht gleichgültig sein, zu wem sie gehen. Hier kann sich eine Art erlaubter und guter „Eifersucht“ geltend machen. Er muß wünschen, daß die Seelen, zu wem immer sie gehen mögen, wahrhaft gerettet und zu Gott geführt werden. Spürt ein Priester

etwas von dieser „Eifersucht“ in sich, so mag er sich getrösten mit dem Beispiele des Hohenpriesters Jesus, der auch in diesem Sinne „eifersüchtig“ war (*Zelus domus tuae comedit me. Joann. 2. 17.*), und mit dem Beispiele des himmlischen Vaters, der in der Heiligen Schrift zu wiederholten Malen ein „eifersüchtiger“ Gott genannt wird (*Ex. 34. 14., Deut. 4. 24., Deut. 6. 15., Jos. 24. 19.*). Die Seelen sollen zu Gott geführt werden, nicht aber zu falschen Göttern. Es erfüllt daher einen gutgesinnten Seelsorger mit Schmerz, Zorn, Bedauern, Entrüstung, mit heiliger Eifersucht, wenn er sieht, wie ganze Klassen von Beichtkindern ihm den Rücken kehren, um sich einem „Magdalenenzüchter“ in die Arme zu werfen. Die „Magdalenenzüchtere“ ist, nebenbei bemerkt, eine der häßlichsten, unerquicklichsten Erscheinungen im modernen Klerus, das ist bei Priestern, welche in irgend einer Form modernen und freigeistigen Ideen huldigen. Ueber manchen Beichtstuhl könnte man ruhig die Inschrift setzen: *Refugium peccatorum*, insbesondere für Magdalenen und alle, die es werden wollen. So wird Christus noch immer von Judas verraten und verkauft, nicht einmal um dreißig Silberlinge, sondern um viel weniger. Der Kuratus in Schönlieb ist im gegründeten Verdacht, selbst Bekanntschaft zu haben, und muß daher notgedrungen das Sextum aus der Pastoration ausschalten, wenn er sich nicht unsterblich lächerlich und unmöglich machen will. Mancher Beichtvater hat sein Steckenpferd, seine Lieblingsgebote und Liebessünden in der Behandlung der Pönitenten. Der Beichtstuhl ist aber nicht dazu da, um Liebhabereien zu treiben, um gewisse Gebote einzuschärfen und von anderen tafsfrei Dispensen zu erteilen. Möchte man sich doch erinnern, daß es zehn Gebote Gottes gibt und es nicht genügt, eines oder das andere zu halten. Findet das Beichtkind bei irgend einem Gebote eine Schwierigkeit, so hat der Beichtvater gerade hier den Hebel anzusetzen und auf gründliche Besserung zu dringen.

Als ich vor Jahren mit dem Blitzzug nach Kurzweilen fuhr, hatte ich mehrere „geistliche Gefäße“ zu Reisegenossen. Die Sprache kam auch auf die sittlichen Zustände, auf die Liebesverhältnisse. Der Erste fand darin etwas rein menschliches, als ob es Aufgabe des Menschen wäre, rein menschlich zu leben. Der Zweite fand darin nur eine Kleinigkeit. Also ganz die Sprache der sündigen Weltkinder selbst. Der Dritte schob die Schuld auf die Verhältnisse von Zeit und Ort. Die Verhältnisse sind aber vielfach die Menschen selber mit ihren Begierden und Leidenschaften. Ein Viertes fürchtete für die Population, wenn die „Ledigen“ nicht mittäten. Ein Fünftes meinte, man dürfe „die Mädels“ nicht zu scharf behandeln, damit sie nicht Kindsmörderinnen werden. (Schrecklich!) Ein Sechster entschuldigt die Bekanntschaften, weil viele nicht heiraten können. Noch ein anderer sagt, die „ledigen“ Kinder sind besser als die ehelichen, die Konkubinarier leben oft besser als Verheiratete. Noch ein anderer

spielte den Haupttrumpf aus: Die Begierlichkeit ist unüberwindlich. (Ganz nach Luther.) Allerdings dürfen solche auf der Reise oder inter vel post pocula et enses hingeworfene Sentenzen nicht allzu tragisch genommen werden, wenn man nicht wüßte, daß es manchen mit ihren Ideen leider nur zu ernst ist.

Diese offene Aussprache möge niemand zu krumm nehmen. Wer weiß, wie verbreitet die liberalen und modernen Ideen sind, wird sich nicht wundern, daß diese auch in Priesterkreise eindringen. Der Bazillus des Liberalismus liegt einmal in der Luft, er dringt vor bis an den Altar, die heilige Weihe macht vor der Infizierung mit diesem Bazillus nicht immun. Jedermann, also auch der Artikelschreiber, fühlt oft die Notwendigkeit, gelegentlich einer ernstesten Einker in sich selbst, der heiligen Exerzitien usw. Nachschau zu halten, ob nicht ein Stück Weltgeist, Liberalismus, Modernismus oder wie man das Zeug nennen will, in das Innere eingedrungen ist, seine Weltanschauung einer gründlichen Revision zu unterwerfen und sie nach den Grundsätzen des Evangeliums zu korrigieren. Jeder weiß aus eigener und fremder Erfahrung, wie leicht man ein Judas werden kann. Es gehört dazu kein besonderer Grad von Perversität. Eine einzige ungezügelter Leidenschaft reicht hin, aus der edelsten Priesterseele eine Judasseele zu machen. Vor diesem Geschehe möge Gott in seiner Erbarmung jeden gnädiglicher bewahren!

3. Die Wahl des Beichtvaters soll vollständig freigestellt werden. Allerdings verliert dadurch der ständige Seelsorger des Pönitenten ein sehr wirksames Mittel, den Pönitenten zu beeinflussen, zu leiten, zu belehren, zu unterrichten. Diese Beeinflussung im Beichtgerichte ist die intimste, die denkbar stärkste und nachhaltigste. Daraus erklärt sich wohl der Wunsch des Seelsorgers, daß seine Pflegebefohlenen auch bei ihm beichten möchten. Indessen stehen dem Seelsorger noch andere Mittel zur Belehrung, zur Leitung und Beeinflussung seiner Untergebenen zu Gebote, ohne den Beichtzwang üben zu müssen. Manche Materien kommen am besten im Beichtstuhl zur Behandlung, für andere Gegenstände eignet sich besser die Privatbelehrung außerhalb des Bußgerichtes oder die öffentliche Unterweisung von der Kanzel. Was aber der guten Sache unendlich schadet, ist oft der ungeliche Zwiespalt zwischen Kanzelholz und Beichtstuhlholz. Kanzelholz — hartes Holz, Beichtstuhlholz — weiches Holz. Aber dessenungeachtet müssen Kanzel und Beichtstuhl in voller Uebereinstimmung sich befinden, und dürfen sich gegenseitig nicht befehlen, soll die gute Sache nicht verloren sein. Auf der Kanzel wird gegen gewisse Laster furchtbar gedonnert, im Beichtstuhl hat man kaum ein Wort des Tadelz dafür. Auf der Kanzel wird das Gebot Gottes eingeschärft, im Beichtstuhle leicht davon dispensiert. Auf der Kanzel wird den Leuten die Hölle heiß gemacht, und an der Kommunionbank machen sich breit öffentliche Sünder, Aergernisgeber, Liberale, Konkubinarier, Verführer von Profession, als ob nichts geschehen

wäre. Was die Leute davon denken? Aliter in theoria, aliter in praxi. Nichts als — Theaterdonner. Ein solches „Herunterkanzeln“ läßt man schließlich ruhig über sich ergehen, weiß man doch, daß es nicht so ernst genommen wird. Der Spruch: „Auf der Kanzel ein Löwe, im Beichtstuhl ein Lamm“ hat manche Berechtigung, enthält aber, wie so manche Sprüche, nur eine halbe Wahrheit. Vielfach ist er zum Schlagwort, zur Phrase ausgeartet. Die Herrschaft der Phrasen ist eine ausgedehnte, sie erstreckt sich bis hinein in die Theologie und ins Heiligtum. Es würde gar nicht schaden, habe ich schon einmal geschrieben, wenn hie und da das „Löwen-gebrüll“ auf der Kanzel mäßiger wäre, dafür das Bußgericht mit mehr Eifer und Ernst verwaltet würde. Der heilige Paulus nennt das Wort Gottes, die Predigt, so oft „die Kraft Gottes“. Sorgen wir, daß „die Kraft Gottes“ nicht enträftet werde.

4. Der Beichtzwang, in welcher Form immer, ist so verwerflich, weil er direkt oder indirekt die so wichtige Aufrichtigkeit der Beicht in Frage stellt. Die „verschwiegenen“ Beichten sind ein großes Kreuz für den Seelsorger, auch für den eifrigsten Beichtvater, und möchten einem das Beichtgeschäft oft schier verleiden. Indessen ist diese Seuche nicht überall gleich verbreitet. Anlage, Charakter, Naturell, Temperament, Volksitte, mehr oder minder fernhafte Religiosität spielen hier mit. Es gibt Gegenden, wo verschwiegene Beichten selten sind. Die Leute sind von Natur aus aufrichtig. Und es gibt Gegenden, wo die Leute von Natur aus mehr hinterlistig, verschlossen, verschlagen sind.

Immerhin gibt es verschwiegene Beichten noch im Ueberfluß. Hierin mag auch die Ursache zu suchen sein, daß namentlich „ältere Herren“ manchmal dem Beichtthören kühl gegenüberstehen. Bei den gewöhnlichen Beichten kommt häufig der Bodensatz des Gewissens nicht zum Vorschein, oder bleibt hinter allgemeinen Phrasen versteckt. Was steckt oft alles hinter den Phrasen: ich habe unkeusche Reden geführt, ich habe meine Standespflichten nachlässig erfüllt! Andere zur Sünde anreizen, zur Sünde verführen wollen, andere mit der Sünde bekannt machen, andere zur Sünde abrichten, andere ihres reinen Lebens wegen ausspotten, die Tugend lächerlich machen, anderen böse Räte erteilen und Gelegenheiten zur Sünde bekannt machen — alle diese Schandtaten deckt die allgemeine Phrase zu: ich habe unkeusche Reden geführt.

So schlimm die Sache ist, braucht man darüber nicht schlimmer zu urteilen, als notwendig ist. Viele Beichten sind unvollständig, ohne gerade zu den verschwiegenen gezählt werden zu müssen.

Denn die Oberflächlichkeit, die Leichtfertigkeit, die Unbeholfenheit und Unwissenheit der Leute sind groß. Viele verschwiegene Beichten sind es objektiv, aber nicht subjektiv — und umgekehrt. Bei Missionen kommen naturgemäß viele unvollständige Beichten zum Vorschein, ohne daß alle diese in die Kategorie der verschwiegenen eingereiht werden

müßten. Denn hier wird der Bodensatz des Gewissens aufgerüttelt, das Gewissen schärfer erforscht, die Einsicht in das Innere ist gründlicher und ernster. Die Leute werden auf Sünden aufmerksam gemacht, die sie gewöhnlich beiseite lassen, es werden ihnen Wahrheiten vorgetragen, die fast neu erscheinen.

Es gibt verschwiegene Beichtkinder, die zeitweilig unheilbar sind, denen auch der Wechsel des Beichtvaters nichts nützt, weil sie überall verschwiegen sind. Hat der stumme Teufel sie einmal in Besitz genommen, so schließt er ihnen überall den Mund zu. Gewiß hat jeder schon solche in Behandlung gehabt, welche Jahre lang bei den verschiedensten Beichtstühlen hospitiert haben, aber überall stumm geblieben sind. Diese leiden an hochgradigem geistlichen Hochmut, sie haben eine falsche Furcht und falsche Scham ob ihrer Sünden, und können erst genesen, wenn sie ihren geistlichen Hochmut ablegen. Für solche ist eine Mission gewöhnlich das Bad der Wiedergeburt. Man darf übrigens nicht einseitig die Ungültigkeit der Beicht vom Standpunkte der Verschwiegenheit aus beurteilen, es werden wohl noch mehr Beichten nichtig sein mangels der *conditio sine qua non*, mangels der Reue und des Vorsatzes, mangels des Eifers seitens des Beichtvaters.

5. Es ist eine sehr heilsame Vorschrift, oder ein sehr heilsamer Rat, daß der Seelsorger alle Jahre einige Male einen fremden Beichtvater kommen lasse, bei dem die gewöhnlichen Beichtkinder Gelegenheit finden zu beichten, und auch beichten sollen. Aber Vorsicht schadet nicht. Die Vorsicht gebietet es, daß man sich den „Mann“ früher anschauet, bevor man ihm seine Beichtkinder anvertraut. Sonst kann es geschehen, daß der Kluge, den er stiftet, in seinem Verhältnisse steht zu dem Unheil, das er anrichtet. Ein einziger geistlicher „Erdtöling“ kann in einem Tage mehr zerstören, als der Seelsorger in einem Jahre aufbaut. Gehört er zur Sorte der berüchtigten „Magdalenenzüchter“, zur Sorte der berüchtigten „stummen Hunde“, zur Sorte derer, die taxfrei von allen Verpflichtungen dispensieren, zur Sorte der „Beichtstuhllämmer“, die dem Wolf in die Hand arbeiten, zur Sorte der „Gut und Kurzmacher“, zur Sorte der nach beiden Seiten „Sinkenden“, zur Sorte derer, die der Dame im rauchenden Seidenkleid schmeicheln, den gemeinen Mann aber anschnauzen — dann weg mit ihm oder besser, lassen Sie ihn nicht in den Beichtstuhl hinein!

Auch dem Ordensmann kann man leider nicht immer vollständig trauen, wiewohl es ganze Orden gibt, die durch rühmlichen Eifer im Beichtthören sich hervortun. In einem Land „weit hinter Amerika“ wurde in einem Kloster die Parole ausgegeben, die Patres müßten wohl mit der Absolution es etwas leicht nehmen, weil sonst die Liebesgaben der Gläubigen spärlicher fließen würden! *Satis super que satis!* In Zeiten des Niederganges der Disziplin werden leider auch die Klöster in Mitleidenschaft gezogen. Waren ja manche Klöster

nach dem Zeugnisse der Geschichte in Zeiten des Verfalles wahre Hochburgen des Liberalismus und des Freisinnes.

Man sagt, in keinem Stand sei der Korpsgeist so wenig ausgebildet, als im geistlichen Stande. In der Stadt Nebelheim wurde ein Bund der Beichtväter angeregt zum Zwecke einigen Vorgehens gegen gewisse Laster und Gewohnheiten. Aber von mancher Seite tat man nicht mit, und es blieb alles beim Alten. Zu Kinderbeichten soll man sich gegenseitig aushelfen, damit die Kinder nach Belieben einen Beichtvater auswählen und mit Muße beichten können. Also werden die Beichtväter der ganzen Umgebung zusammengetrommelt, es ist große „Kinderwäsche.“ Aber schon winken die Tarockarten und der Bierkrug, also nur schnell, nur schnell! und die armen Kinder lernen nie ordentlich beichten. Wer nicht mittut, wird einfach ausgelacht. Die große brennende Frage ist immer also wieder diese: Wen sollen wir zum Beichtthören einladen und zu wem sollen wir unsere Beichtkinder schicken? Es gibt so viele Vereinigungen unter dem Klerus. Wäre es nicht an der Zeit, den allernotwendigsten und wichtigsten Verein ins Leben zu rufen, den Verein der Beichtväter nach den Intentionen des heiligsten Herzens Jesu und den Grundsätzen der Heiligen? Man könnte ihn den Piusverein nennen oder ihm einen anderen Namen geben. Dem heiligen Papst Pius V. wird nämlich der Ausspruch zugeschrieben: „Gebt mir gute Beichtväter, und ich will die ganze Welt bekehren“. Wer fühlt sich berufen und vom heiligen Geist getrieben, den Anfang zu machen, damit wir wissen, wer mittut, wen wir einladen und an wen wir unsere „Beichtbriefe“ ausstellen sollen?

¹ Ein modernes Stadtapostolat — die Sanierung wilder Ehen.

Von Arno Bötsch S. J. in Innsbruck.

Weiteren Kreisen dürfte es wohl völlig unbekannt sein, daß in Wien eine Vereinigung katholischer Damen besteht, die den bescheidenen Titel führt: „Zweite Sektion des katholischen Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder“. Dieser Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, die im Konkubinate Lebenden in den einzelnen Häusern Wiens auszuforschen, sie zum Eingehen einer christlichen Ehe zu bewegen, ihre wirklichen und vermeintlichen Schwierigkeiten zu beheben, ihnen unentgeltlich die nötigen Auskünfte, Dokumente und Dispensen zu besorgen, wenn möglich noch einige andere Auslagen zu decken und so alles zu tun, um die Sanierung der wilden Ehen und die Legitimierung der Kinder zustande zu bringen.

Es wird den Lesern dieser Zeitschrift, so hoffen wir, nicht unwillkommen sein, einiges über die Entstehung und Einrichtung, über das Arbeitsfeld und die Erfolge dieses so zeitgemäßen Vereines zu hören; zum Schlusse mögen noch einige Ursachen des Konkubinatsunwesens in unseren Großstädten angegeben werden.

Der folgende Bericht ist zusammengestellt aus mündlichen Mitteilungen und Briefen der Vereinspräsidentin, die aber in ihrer Bescheidenheit „aus der Verborgenheit nicht hervortreten will“, sowie aus anderen offiziellen Mitteilungen des Vereines; er ist mithin aus „ersten Quellen“ geschöpft.¹⁾

I. Entstehung und Einrichtung des Vereines.

Darüber schreibt die Präsidentin: „Als einstiges Mitglied des Maria-Elisabethvereines kam ich viel in die Wohnungen der armen Arbeiterfamilien. Ich machte bald die Beobachtung, daß es in diesen Kreisen enorm viel wilde Ehen gibt. So oft ich deshalb vom Elisabethverein zu einer armen Familie geschickt wurde, benützte ich diese Gelegenheit und forschte im ganzen Hause nach den Konkubinat, um sie in Ordnung bringen zu können.

Als ich sah, wie leicht der Zutritt zu diesen Leuten ist — obgleich ich ihnen ganz unbekannt war, — bekam ich immer mehr Mut; ich widmete meine ganze freie Zeit dem Auffuchen von wilden Ehen und bald hatte ich eine schöne Zahl ausfindig gemacht. Da ich mir aber in meiner Tätigkeit vorkam wie ein Mensch, der es allein unternehmen will, ein Meer auszuschöpfen, so bat ich einige Priester, sie möchten die Güte haben, bei Kongregations-Versammlungen oder Organisations-Sitzungen zc. auseinanderzusetzen, wie hier in Wien bezüglich des gemeinsamen Haushaltes die traurigsten Verhältnisse herrschen, wie man viele, ja tausende von christlichen Familien gründen könnte, wenn sich nur Damen fänden, die helfen würden, diese Leute aufzujuchen nzw. Mehrere Priester haben bereitwilligst in diesem Sinn mitgewirkt und tun es noch.

Langsam fand ich Gehilfsinnen aus den Kongregationen, einige aus dem dritten Orden, Frauen und Mädchen, im ganzen 12 Personen; selbstverständlich sind wir alle Marienkinder und darnach, meine ich, haben wir so viel Segen in unserer Wirksamkeit; wir arbeiten ja unter dem Schutze der Gottesmutter.

Wir gehen in den Arbeitervierteln von Haus zu Haus, geben den Hausbesorgern unsere Absicht bekannt und bitten sie, uns zu sagen, ob und wie viele solcher nicht getrauter Paare in dem Hause wohnen. Meistens geben sie bereitwilligen Aufschluß; oft hatte die Bemerkung: „Für Sie und das Haus ist es eine Ehre, wenn nur christliche Paare darin wohnen“ gute Wirkung. Gelingt es nicht das erstemal, dann heißt es wiederkommen oder sich an die Hausbesorgerin wenden, die bisweilen leichter zu gewinnen ist. Hierauf gehen wir zu den uns angegebenen Leuten — oft ist nur die Braut zu Hause, der Mann fort bei der Arbeit. Wir grüßen sie freundlich mit dem Bemerken, wir hätten gehört (sagen aber nicht von wem), daß sie

¹⁾ Im „Österreichischen Charitasblatt“ (1908, Heft 6, 8, 10, 11) erschienen von Dr. Karl Mayer, Kuraten an der Hauptpfarre Wiener Neustadt, beachtenswerte Artikel über die Tätigkeit dieses Vereines, die zum Teile mit dem zweiten Punkte dieser Arbeit zusammenfallen; in glänzender und überzeugender Weise ist darin auch der Vorwurf zurückgewiesen, daß eine solche Wirksamkeit in den Stätten der Sünde sich für reine Frauenherzen nicht schide.

noch nicht verheiratet seien, wahrscheinlich sei wohl die Armut das Hindernis. Wir versichern sie, nur ihr Wohl im Auge zu haben und erklären uns bereit, ihnen die fehlenden Dokumente zu besorgen und auch den trauenden Pfarrer um Gewährung der Gratistrauung zu bitten. Da sind dann freilich oft viele Gänge zu machen: zur Polizei, zum Magistrats-Bezirksamt u.; allein um den wahren Taufort ausfindig zu machen, müssen bisweilen 4—6 Poststücke erledigt werden. Und alle diese Gänge, Fahrten, Porto ausgaben wurden anfangs und zum Teile auch jetzt fast ausschließlich aus eigenen Mitteln bestritten. Sodann betteln wir in Freundeskreisen um alte Kleider, Schuhe und andere Ausstattungsgegenstände, damit wir den Allerärmsten zur Trauung etwas geben können.

Diese bedauernswerten Leute sind gewöhnlich warmen Worten sehr zugänglich und sehen bald ein, wie notwendig es sei, ihr Verhältnis zu einem gottgefälligen zu machen. Meistens sind sie sich ihres sündhaften Zustandes kaum mehr bewußt, infolge des jahrelangen Beisammenwohnens. Deshalb müssen wir manchmal 4, 5, ja 6 Besuche machen und ihnen in aller Liebe zureden, bis sie sich endlich entschließen, Ordnung zu machen. Hier und da bleiben auch alle unsere Versuche ganz erfolglos, aber wir lassen uns dadurch nicht entmutigen. Die Medaillen der Mutter Gottes (sogenannte wunderbare Medaillen) teilen wir in Menge aus und haben schon häufig die augenscheinliche Hilfe der allerfeligsten Jungfrau erfahren.

Und nun, wie besorgen wir die Dokumente ohne Geld? Im Anfange führten wir die Paare einfach dem hiesigen Franz Regis-Werke zu. Da aber dieses mit Arbeiten überladen ist, konnte es uns mit der Zeit nicht mehr alle Paare abnehmen. Wir mußten also daran denken, uns die Dokumente selbst zu besorgen. Der liebe Gott hat uns einige gute, seeleneifrige Pfarrer finden lassen, die uns die Erlaubnis erteilten, daß wir alle Dokumente durch ihr Pfarramt beziehen dürfen. Ein Fräulein wurde von uns bestimmt, das diese Gänge besorgt und alles selbst erledigt, so daß das hochwürdige Pfarramt nicht die geringste Arbeit hat. Es kommen daher alle bestellten Scheine direkt an das betreffende Pfarramt, wo sie zusammengelegt und von einer Fürsorgedame abgeholt werden, die sie den Parteien einhändigst.

Da wir aber doch kleine Auslagen, wie z. B. für Drucksorten haben, so mußten wir uns die Frage stellen, was geschehen könnte, um eventuelle unterstützende Mitglieder oder Spender zu werben. Einen eigenen neuen Verein wollten wir dafür nicht ins Leben rufen, und so kamen wir auf folgenden Gedanken: Der seit Mai 1906 hier in Wien bestehende „Katholische Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder“ hat sich die Rettung sittlich gefährdeter Mädchen zur Aufgabe gemacht; hauptsächlich bekämpft er die Prostitution. Da aber auch die im Konkubinat Lebenden sittlich gefährdet sind, so schlägt unsere Tätigkeit in jene andere ein und so schlossen wir uns einfach diesem Vereine an und nennen uns die „Sektion II des katholischen Fürsorgevereines“. Wenngleich uns von den Einnahmen des obgenannten Vereines keine Gelder zufließen, da wir ja eine eigene Sektion bilden, so haben wir dennoch den Vorteil, daß wir wenigstens unter einer Fahne stehen und auch das Recht haben, Mitglieder für unsere Abteilung sammeln zu lassen, was auch bereits

geschehen ist. Jetzt sind wir auch daran, ein Gesuch um Subvention an den niederösterreichischen Landesausschuß und an den Wiener Magistrat zc. einzureichen, um den Armensten für den Trauungstag eine kleine Gabe bieten zu können. Die Trauungen selbst machen uns die meisten Pfarrer gratis.

Da sich dieses traurige Konkubinatswesen in Wien so eingenistet hat, meinen oft auch noch ganz unverdorrene Mädchen, man müsse sechs Wochen vor der Trauung zusammenziehen, um nicht von zwei Pfarrern verführt zu werden. Diese ungebildeten Leute verwechseln: sechs Wochen vor der Trauung in einer Pfarrei wohnen und: sechs Wochen vorher dieselbe Wohnung haben. Darum ließen wir folgendes Plakat drucken und auf Karton aufgezogen mit Erlaubnis des betreffenden Pfarrers anshlagen.

Katholische Brautleute

welche eine Ehe eingehen wollen, werden dringend ersucht:

1. Sich vorher um alle etwa nötigen Aufschlüsse an den zuständigen katholischen Pfarrer zu wenden.
2. Auf keinen Fall und unter keiner Bedingung vor der wirklich erfolgten Trauung eine gemeinsame Wohnung zu beziehen (auch nicht auf sechs Wochen vorher). Vor dem Trauungstage gemeinsam leben, ist Sünde.
3. Um eigenen Interesse die nötigen Dokumente möglichst bald zum Zweck des Einschreibens dem Pfarramt vorzulegen und zwar:

Der Bräutigam:

Die Braut:

- | | |
|--|---|
| a) seinen Taufschein, | a) ihren Taufschein, |
| b) sein Wohnungszeugnis, | b) ihr Wohnungszeugnis, |
| c) Heimatschein (Arbeitsbuch oder Militärpaß). | c) Heimatschein (oder Arbeits-Dienstbotenbuch). |

Verwittete den Trauungs- und Totenschein des verstorbenen Vatten.

Zur Beachtung!

1. Auch ungarische und auswärtige Staatsangehörige, oder aus anderen Länder Gebürtige erhalten auf dem katholischen Pfarramt alle gewünschten Aufschlüsse.
2. Insbesondere aber werden Brautleute dringendst gebeten, sich an den katholischen Pfarrer zu wenden, falls sie beabsichtigen sollten, eine Ehe mit einem Nichtkatholiken (gemischte Ehe) einzugehen.
3. Arme Brautleute, auch solche, die vielleicht das Unglück haben, längere Zeit gemeinsam zu wohnen, werden aufmerksam gemacht auf den Franz Regis-Berein und den katholischen Fürsorgeverein.

Hier folgen die Adressen der Kanzleien.

Armen Brautleuten, auch Ungarn, werden dort die Dokumente bereitwilligst gratis besorgt und alle nötigen Aufschlüsse erteilt.

Wir hatten auch Blocks mit Zetteln folgenden Inhaltes drucken lassen:

„Der katholische Fürsorgeverein besorgt armen Brautleuten die zur Trauung nötigen Dokumente gratis, hilft ihnen bei der Eheschließung mit Rat und Tat, bittet aber die lieben Brautleute in ihrem eigenen Interesse, vor der Trauung nicht gemeinsam zu wohnen, das mindert die Achtung, ist unerlaubt und geeignet, die Kreunde des „Ehrentages“ zu verbittern; aber auch wer schon so lebt, beeile sich, mit Hilfe des Vereines eine glückliche Ehe einzugehen. Auch nach Ungarn Zuständige können kommen. Dieser Schein gilt als Empfehlung“.

Hier folgen die Adressen der Kanzleien.

Diese wurden in großer Menge unter das arme arbeitende Volk verteilt.

Anfangs fehlte uns noch eine eigene Kanzlei, an die sich die Bräutleute wenden könnten, wenn sie endlich Ordnung machen wollen; denn zu allen Konkubinaten können wir ja nicht selbst gehen.

Die Kanzlei des Regiswerkes konnten wir nicht wählen, dadurch hätte sich dieses Werk eine zu große Arbeitslast aufgeblüht. Da baten wir den hochwürdigen P. Rektor der Redemptoristen in Hernals, einem Arbeiterviertel, er möge uns das kleine Bibliothekszimmer des Klemens Hofbauer Theatersaales zur Verfügung stellen. Er tat dies in bereitwilligster Weise für den Sonntag Vormittag und dort empfangen wir nun jeden Sonntag Parteien, die durch diese Blockzetteln aufgefördert werden, zu uns zu kommen.

Wir verteilten diese Blocks auch an die Bezirksgerichte Wiens (Obervormundschaftsgerichte), damit sie uns die Minderjährigen zuschicken. Denn Minderjährige, welche Kinder haben, werden sehr häufig von den Obervormundschaftsgerichten vorgeladen, wo man sie befragt, warum sie nicht heirateten; aber weiter geht man ihnen nicht an die Hand. Es kamen nun schon manche zu uns, die vom Bezirksgericht zugeschiedl waren.

Die ungarischen Ehebewilligungen besorgten wir bisher durch die Regiskanzlei, seit Newjahr aber haben wir eigene Druckformulare an das ungarische Justizministerium und an die Bizegespane. In Wien gibt es unter diesen ungetrauten Paaren viele Ungarn. Die ungarische Ehebewilligung zu erhalten ist gar nicht schwer, wenn man nur den richtigen Weg kennt. Auch das besorgen wir und lassen die Gesuche durch die Pfarrämter hinunterschicken; seit Newjahr 1909 bis Ende September betrug ihre Zahl schon 168.

Außer den Blockzetteln ließen wir noch folgende kleine Plakate drucken:

Zur Beachtung!

„Unbemittelte Bräutleute, welche sich verehelichen wollen, werden aufmerksam gemacht, daß alle diesbezüglichen Auskünfte ihnen bereitwilligst erteilt und die nötigen Dokumente gratis besorgt werden, insbesondere auch Bräutleuten aus Ungarn u. zw. in den nachbezeichneten Vereinskanzleien: . . .“

Diese Plakate auf Karton gedruckt verteilen wir in den Ämtern, Kindelhäusern, Gebärkliniken und insbesondere in den 22 Polizeikommissariaten, den 21 Armendepartements und den 176 Polizeiwachstuben Wiens mit der Bitte, sie dort anzuheften.

An der letzten Zeit errichteten wir außerdem noch Kanzleien im II. (täglich), III. (täglich), IX. (täglich), besonders für die böhmisch sprechenden) und XII. Bezirk (Mittwoch). Alle erhielten wir gratis von Wohltätern.

Noch muß ich erwähnen, daß sich unsere Sektion vom überaus segensreich wirkenden Regiswerke, das aber mit Arbeiten überladen ist, dadurch unterscheidet, daß dieses die Bräutleute nicht ausforscht und deshalb nicht so sehr das praktische Apostolat ausübt.

„Unsere Tätigkeit,“ so schließt die Präsidentin ihren Bericht, „könnte in jeder Großstadt leicht eingeführt werden; in Städten, in denen viele Fabriken, also auch zahlreiche Arbeiter sind, sollte dieses Werk nicht fehlen.

Man bedarf dazu im Anfang fast gar keiner Mittel, es fehlte auch uns jeder Fond — ohne Geld gründeten wir die Kanzleien. Wir besorgten 1908 genau 600 Dokumente (Tauf-, Heirats-, Totenscheine zc.) und brachten in demselben Jahre 517 Konkubinatspaare mit zusammen 695 Kindern in Ordnung. Poststücke wurden 2140 ausgearbeitet und expediert. Seit 1. Jänner 1909 bis Anfang Oktober wurden 638 Paare getraut; in Vorbereitung sind schon wieder zirka 220.

Es handelt sich nicht um eine Verfolgung der im Konkubinat Lebenden, sondern im Gegenteil um ein liebevolles, warmes, fürsorgliches Entgegenkommen und um eine Umwandlung der Konkubinate in christliche Ehen.

Auch in dieser Beziehung ist es gar nicht schwer, unsere Tätigkeit nachzuahmen; man muß nur von christlicher Nächstenliebe erfüllt sein, dann wird man schon den richtigen Ton und das richtige gewinnende Wort bei diesen armen Leuten finden.“

Dies der wörtliche Brief vom 28. November 1908, dem aber noch einige der späteren Mitteilungen eingefügt wurden. Zu erwähnen wäre noch, daß die Fürsorgedamen alle 2—3 Monate eine Sitzung abhalten; zuerst richtet der geistliche Konsulent, ein Redemptoristenpater, einige aufmunternde Worte an die Versammelten, dann wird über die Tätigkeit in den verflossenen Wochen Bericht erstattet, Erfolge und Mißerfolge werden besprochen — und mit neuer Begeisterung gehen die Sodalinnen wieder an ihre zeitgemäße Arbeit. Welche Opfer an Zeit manche derselben bringen, beweist z. B. der Umstand, daß die Präsidentin täglich den ganzen Vormittag und öfters auch des Abends ihre „apostolischen Reisen“ in den einzelnen Bezirken Wiens unternimmt. Im Verlaufe des Maimonates versandten die Damen über 400 „Bettelbriefe“ an Personen, von denen sie einige materielle Unterstützung erhofften: bloß 38 Antworten mit Spenden liefen ein.

II. Arbeitsfeld und Erfolge.

Die Berichte des Vereines gewähren uns einen Einblick in das traurige Kapitel der wilden Ehen, die sich in den modernen Großstädten mehr und mehr breit machen. Aus diesen Berichten, die zum größten Teile wörtlich wiedergegeben werden, soll kurz einiges angeführt werden.

Zahlreiche Besuche, die teils gelegentlich, teils zum Zwecke der Sanierung solcher Konkubinate in den verschiedensten Bezirken Wiens gemacht wurden, haben gezeigt: In allen jenen Vierteln, wo Arbeiter wohnen, und dazu gehört ja die Mehrzahl der Bezirke (aber auch dort, wo dies nicht der Fall ist), findet man selten ein Haus ohne Konkubinat, fast ebenso selten ein Haus mit nur einem Konkubinat, meist entdeckt man zwei, drei, vier, ja oft sechs bis sieben in einem Hause, auch wenn dieses nicht eine sogenannte Zinskaserne oder ein Massenquartier ist. Solche Zustände herrschen auch dort, wo Kirchen nahe sind, also der Einfluß der Religion doch leichter möglich ist. Wie muß es erst dort aussehen, wo das nicht der Fall ist! Man hat wohl keine Ahnung, wie unsagbar traurig es in dieser Hinsicht steht.

1. Einzelbilder.

Ein wegen seines Seeleneifers sehr geschätzter Pfarrer glaubte sagen zu können, in seiner Pfarre fänden sich nicht viele Konkubinate. Eine Dame machte sich an die Arbeit: in jedem Hause fand sie das eine oder andere mit wenigen Ausnahmen. In einer Stunde waren zwölf entdeckt.

In einem anderen Bezirke wollte sich eine andere auf diesem Felde tätige Dame versuchen, ging in das nächstbeste Haus und erkundigte sich diskret nach solchen Leuten, die unerlaubterweise zusammenwohnen. „Zehn sind da“, war die Antwort. — In einem einer Kirche naheliegenden Hause lebten sieben Paare. In einem anderen waren auch sieben Paare, die aber durch Vermittlung eifriger Seelen bereits alle geheiratet haben. Der Armenrat meinte bei der Unterschrift der Armutszugnisse: „Ja, warum heiratet denn auf einmal das ganze Badhaus?“ Ein Haus mit etwas über 200 Parteien barg 55 Konkubinate, die im Ehebruch lebenden Paare nicht eingerechnet; in einem kleinen fanden sich 13.

Wiederholt gaben Hausbesorger die traurige Auskunft: „Ja natürlich haben wir solche Leute, die finden Sie hier überall.“ Oder: „Was, Sie suchen Konkubinate? Solche haben wir mehr als Verheiratete im Haus.“

Ja, oft sind in einer einzigen Wohnung mehrere. So lebte ein Vater, sein Sohn, der bereits drei Kinder hatte, und seine Tochter in diesem sündhaften Zustande. Ein viertes Paar sollte demnächst einziehen. In sehr vielen Fällen leben Zimmerfrau und der sogenannte Bettgeher in diesem unerlaubten Verhältnis. Demnach war es nicht Uebertreibung, als ein Gerichtsekretär einem Priester gegenüber sich äußerte: „In diesem Bezirke lebt die Mehrzahl so.“ Und dieser Priester glaubt mit Recht behaupten zu können: „Dieser Bezirk ist noch nicht der schlimmste.“ Derselbe Priester ließ sich unlängst von einer sehr verlässlichen Person aus ihrer Erfahrung Mittheilungen machen. Sie war im Laufe der Jahre in sechzehn kleineren und größeren Betrieben einer Brauche beschäftigt: An den kleinsten Betrieben mit ein bis fünf Personen waren 2, 4, in den etwas größeren 6, 8 bis 25, 28 Konkubinarier, in den großen 40, 55! Eine Fabrik beschäftigt 30 weibliche Kräfte. Von diesen 30 Frauenzimmern leben 29 im Konkubinat, ein einziges nicht. Immer und das in den verschiedensten Bezirken war die Zahl jener, die „nicht so“ lebten, bei weitem geringer.

2. Das Bild einer Gasse.

Diesen sündhaften Verhältnissen ein Ende zu machen, wurden nach und nach fast alle Häuser einer Gasse besucht. Es sind das keine Massenquartiere, ja zum großen Theile sogar nur zweistöckige Häuser. Die Gasse zählt 90 Nummern. Und das Resultat dieser Besuche! In dieser einen Gasse sind — 280 Konkubinate. Eine noch genauere Nachforschung dürfte diese Zahl wohl um etliche erhöhen.

3. Wie lange dauern diese wilden Ehen?

Das jüngste Paar, das eine durch einige Zeit apostolisch tätige Dame kennen lernte, ist ein sechzehnjähriges Mädchen mit einem ein Jahr

alten Kinde und deren Zuhälter. Mit demselben Alter muß eine andere dieses Leben begonnen haben, da sie mit 20 Jahren schon Mutter von vier Kindern war. Glücklicherweise ist ihr Verhältnis bereits in Ordnung gebracht.

Ohne besondere Auswahl mögen noch einige Beispiele hier angeführt sein. Ein Handwerker mit sechs Kindern lebte 26 Jahre so dahin. — In einem anderen Hause rief ein älterer Mann der ihn besuchenden Dame zu: „Gnädige Frau, wenn's nichts kostet, dann bitte, möchte auch ich endlich meine Alte heiraten, ich leb' ja schon 21 Jahre mit ihr.“ — Zum vermittelnden und ihn belehrenden Priester sagte einer, der schon 22 Jahre so gelebt: „Jetzt werden S' mich öfter in der Kirche seh'n.“ — In einer Quasifamilie war die älteste Tochter schon 23 Jahre alt, noch andere fünf Kinder waren nachgefolgt. — Eine andere Frau hatte bereits zehn Kindern das Leben gegeben und das erste trug sie unter dem Herzen, als sie endlich zur Trauung ging; auch ein Fall von 18 Kindern ist bekannt.

In einem Hause fanden sich:

a) Ein Paar, wo die Frau schon früher zwölf Jahre mit einem Zuhälter einen Haushalt geführt hatte und jetzt bereits vierzehn Jahre den zweiten an ihrer Seite hatte; innerhalb dieser 26 Jahre hatte sie zusammen 17 Kinder geboren.

b) Ein zweites älteres Paar, 20 Jahre im gemeinsamen Haushalt.

c) Endlich noch drei andere, jüngere Paare.

In nächster Nähe einer Pfarre wirtschafteten so zwei Leute 24 Jahre zusammen. Eine Braut hat 43 Jahre so zugebracht. Sie war bei der Trauung in Tränen aufgelöst, „erst jetzt nach solchen 43 Jahren sei sie glücklich“.

Eine nicht geringe Ueberraschung war die Entdeckung eines silberhaarigen Greises und einer Greisin. Er war 73, sie 68 Jahre alt. Beide lebten schon 34 Jahre zusammen. Gott sei Dank hat dieses unerlaubte Zusammenwohnen durch die jüngst erfolgte Hochzeit ein wenn auch spätes Ende gefunden.

Es sind noch Beispiele bekannt von Konkubinat, die 41, ja 45 Jahre dauern.

4. Sittliche Gefahren.

Tausende von Kindern werden in der Sünde geboren und sind dann durch Vererbung zur Sünde geneigt. In sehr vielen Fällen wird man die auffallende Beobachtung machen: Diese unglücklichen Konkubinarien stammen selbst aus unerlaubten Verbindungen.

So lebte z. B. in einer Familie die Mutter 20 Jahre im unerlaubten Haushalte, unter ihren Augen die älteste Tochter aus erster Ehe bereits 9, die zweite 8, die dritte 6 Jahre; alle Paare hatten bereits Kinder. — In einer anderen lebten der Bruder und zwei Schwestern im Konkubinat; zusammen hatten sie bereits 13 Kinder.

Und die Prostituierten? Man weiß, woher sich das Hauptkontingent rekrutiert. Die Konkubinate beseitigen heißt also eine Hauptquelle des Lasterstromes verstopfen.

Für die Oeffentlichkeit aber bedeutet dieser Zustand, in diesem Umfange geduldet, die Ebnung zur Praxis der „freien Liebe“, eine gott- und sittenlose Generation, die totale Ignorierung der einfachsten Grundprinzipien der Moral.

Diese freie Liebe bedarf dann nicht einmal mehr der „Ehereform“. Die Bemühungen gegen diese letztere, so schön sie sind, was bedeuten sie für einen Großteil der Großstadt, da er auf einem anderen Wege das Ziel erreicht und das ohne die Lasten, die auch die „Reform“ ihnen auferlegen würde. Nur ein Beispiel: Eine Frau wurde gefunden, die schon mit dem fünften Mann in wilder Ehe wirtschaftete.

5. Glaubensgefahren.

Tatsächliche Beobachtungen haben auch die sehr große Gefahr zu direktem Abfall gezeigt.

Ein Katholik lebte mit einer Protestantin durch längere Zeit in wilder Ehe. Die Frau hatte vier Kinder, natürlich auch evangelisch. Da bekam der Mann vom Pastor den Bogen, auf dem er mit eigener Unterschrift seinen Abfall vom katholischen Glauben hätte bestätigen sollen. Er hatte ihn schon in der Hand. Durch Gottes Fügung kam gerade eine Märforgedame in die Wohnung, die diesen letzten Schritt verhütete. Die Braut ließ sich bestimmen, zu einem katholischen Priester zu gehen. Die Glaubenslehren leuchteten ihr ein, sie wurde katholisch, und auch getraut. Alle vier Kinder wurden in den Schoß der wahren Kirche aufgenommen.

Einem anderen Paar mit vier Kindern trug der Herr Pastor sich an, ihnen wegen ihrer Armut die Ehebewilligung aus Ungarn selbst verschaffen zu wollen, sie dann zu trauen, falls der bisher katholische Teil evangelisch werde. Die eben genannte Dame machte ihnen das Anerbieten im katholischen Sinn. Sie ward als ein rettender Engel betrachtet. Der Protestant ließ sich unterrichten, wurde aus freien Stücken katholisch, und alles ist jetzt voll Freude.

Auf die Bemühungen hin, ein „gemischtes Paar“ mit Rücksicht auf die Kinder katholisch trauen zu lassen, erhielt eine Dame die Antwort: „Das wird nicht geh'n, denn ich werde im Herbst meines protestantischen Mannes halber auch mit den Kindern evangelisch werden und dann so heiraten.“ Die Frau war aber für die liebevollen Mahnungen der Dame zugänglich und erkannte, in welches Elend sie sich und die Kinder stürzen wollte. Belehrungen vonseiten des katholischen Priesters und entsprechende Schriften vollendeten das begonnene Werk: das Paar wurde katholisch getraut und die Kinder der heiligen Kirche erhalten. Die Frau ist jetzt froh und sagte wiederholt zum Mann: „Da schau und lies, nichts ist's mit deinem Glauben!“

Ein Paar wurde gefunden: beide abgefallen, konfessionslos, zivilehelich getraut, vier ungetaufte Kinder im Alter von 2—13 Jahren.

Eine Braut hatte bei der Obervormundschafts-Behörde zu tun; sie war arm und wußte sich nicht zu helfen. Zum Beamten dort sagte sie gesprächsweise: „Ich bin katholisch, will aber abfallen, um protestantisch heiraten zu können. Vom Pastor erhalte ich dann bereitwilligst die Gratis-

trauung, auch Kleider.“ Der Beamte, ein guter Katholik, erwiderte: „Sie werden doch nicht vom schönsten Glauben abfallen, gehn S' in die Kulmgaſſe, ich gebe Ihnen hier den Zettel, dort wird man Ihnen auch helfen.“ Die Braut kam wirklich, ſie heiratete durch unſere Vermittlung und blieb katholiſch.

6. Ein Dankbrief.

„Durch eine Kohlenhändlerin“, ſo ſchreibt die Präſidentin, „hörte ich von einem Paare, welches ſich proteſtantiſch trauen laſſen wollte. Sie war katholiſch, er vor drei Jahren abgefallen! Eine Dame von uns ging hin, redete dem Bräutigam mit dem g'nzen Aufgebote ihrer Liebe und Milde zu, von dem Vorhaben abzuſtaffen. Zuerſt war er nicht zugänglich, als er aber einſah, daß die Dame gar kein Eigenintereſſe dabei hätte, ſprach er ſich ganz offen aus, ſing an zu erzählen, was ihn bewogen hätte, abzuſtaffen und zeigte beſonderen Aerger über die Marienverehrung. Die Dame gab ſich alle Mühe, ihm die dießbezüglichen Zweifel zu löſen und hat nach einer ſehr langen Unterredung den Mann, mit ihr einmal zu einem Prieſter zu gehen, mit dem er beſſer diſputieren könnte. Er willigte ein und acht Tage darauf wurde der Plan ausgeführt. Nach der Unterredung mit dem Prieſter war der Mann bereits bekehrt. Er ließ ſich bereits aus der lutheriſchen Kirche ſtreichen, iſt eben daran, ſich in die katholiſche Kirche, in der er geboren war, wieder aufnehmen zu laſſen und wird dann ſoſort ſein Konfubinat brenden und katholiſch heiraten. Er ſchrieb einen ſchönen Dankbrief:

Euer Hochwohlgeboren gnädigſte Frau!

„Heimgelehrt von dem mir am Anfange ſo ſchwer gefallenem Gange, welcher mir vorgekommen iſt, wie wenn ein Delinquent zur Richterſtätte geführt wird, bin ich mit erleuchteterm Verſtand zurückgekommen und habe mich ſoſort niedergelegt, Ihnen, Gnädigſte Frau, meinen wärmſten Dank auszusprechen für die Güte und liebevolle Behandlung, welche Gnädigſte Frau einem Abtrünnigen zu Gute kommen laſſen hat, ferner für Ihre Bemühungen, daß Sie den weiten Weg nicht geſcheut haben, mich an den Hochwürdigſten Herrn zu weiſen, der mich von den Widerſprüchen in meinen bisherigen Anſchauungen von unſerer einzig wahren Glaubenswahrheit und bezüglich der ſeligſten Jungfrau Maria über-eugt hat und mich im katholiſchen Glauben ein wenig informiert hat; denn nur meine mangelhafte Belehrung und Unwiſſenheit, ſo kann ich mit dem heutigen Tage Ihnen Gnädigſte Frau geſchehen, hat es herbeigeführt von meinem Glauben abtrünnig zu werden: hätte ich früher dieſe Aufklärungen und Lehren von irgend jemand empfangen, ich glaube ſicher nicht, daß ich ſo ſchlecht hätte ſein können, meinen Glauben von mir abzuschütteln, um in einem Irrglauben Zuflucht zu ſuchen: doch ich hoffe durch ein reumütiges Zurückkehren zu meinem Glauben und ein aufrichtiges Bekenntnis über mein bisheriges Leben wird mir unter Vorland ſeine Verzeihung gewähren und vielleicht jezt mehr ſein ſorgſames Auge über mich blicken, damit ich ferner ſolchen Anſchauung über ſeine von ihm geſtiftete Kirche nachgräbe und ich kann auch eingestehen, daß mit dem heutigen Tage eine Wandlung in meinem täglichen Lebensgange vor ſich gehen wird, daß ich vielmehr ein ſehr guter Katholik werde mit Hiſſe des Hochwürdigſten Herrn, welchem ich perſönlich meinen Dank ausgedrückt habe und Sie, Gnädigſte Frau, extra noch ſeine meinen innigſten und herzlichſten Dank zu übermitteln und zugleich die Verſicherung zu geben, daß ich ein eifriger und geiſtiger Schüler des Hochwürdigſten Herrn werden will, um in meinem neuen Leben

Glauben aufgeklärt zu sein, damit ich die Kraft in mir besitze, meinen Glauben und Kirche andern gegenüber zu verteidigen. Ferner kann ich der Gnädigen Frau versichern, sobald es meine Mittel gestatten und ich aus dieser jeweiligen Klemme herausgearbeitet sein werde, was nicht lange dauern wird, so soll es mein erstes sein, ein schönes Madonnenbild in meinem kleinen Heim aufzustellen, um mich an das zu erinnern, was ich bis jetzt nie geglaubt habe, nämlich an die unbefleckte Empfängnis, über das ich jetzt aufgeklärt bin, daher wird es so bald wie möglich in meiner Behausung sein. Zum Schlusse bitte ich zugleich meine Zeilen nicht übel zu nehmen, daß ich Sie solange mit dem Lesen belästigt habe und zeichne mich Hochachtungsvollst Ihr stets dankbarer F. D.“

Besten Gruß von meiner zukünftigen Frau Ehegesponsin.

Nach vielen Jahren entschloß sich ein anderes Paar mit unserer Hilfe Ordnung zu machen. Nachher waren beide so froh und dankbar und sahen erst den Fehler des Zusammenlebens ein. Früher gab es kein Heiligenbild im Zimmer und nun welche Veränderung! Als eine Fürsorgedame wieder die Leute besuchte, saßen sie gerade bei Tisch. Gegenüber ein hübsches Bild — das heilige Abendmahl. Zur Dame sprach diese Frau: „Ich hab’ mir das Bild gerade vis-à-vis vom Tisch gehängt, damit ich es besser sehen kann und wenn ich es anschau, dann denke ich mir immer: O, seit wir ordentlich zusammen verheiratet sind, ist der liebe Heiland auch in unserer Mitte, ebenso wie hier beim letzten Abendmahl!“

7. Eine Trauungsgeschichte aus jüngster Zeit.

M. B. war auf Drängen ihrer vom katholischen Glauben abgefallenen Mutter im Alter von 14 Jahren mit noch drei erwachsenen Geschwistern zum Protestantismus übergetreten. Mit etwa 18 Jahren lernte sie einen katholischen Mann kennen, den sie ehelichen wollte. Da der Bräutigam nach Ungarn zuständig war, kamen beide eines Tages in eine Kanzlei des Vereines und baten um Beschaffung der nötigen ungarischen Dokumente. Bereitwilligst wurde ihnen Hilfe zuteil; auf das freundliche Zureden hin versprachen sie katholisch zu heiraten. Wie erstaunt waren daher die Damen, als nach einigen Tagen der Mann die unterschriebenen Papiere zurückbrachte — aber mit dem Stempel des protestantischen Pastors. Sofort fuhr eine Fürsorgedame zum Brautpaare; nach vielen vergeblichen Bemühungen versprach das Mädchen endlich unter Handschlag, nicht nur beim katholischen Pfarrer sich trauen zu lassen, sondern sogar selbst zur wahren Kirche zurückkehren zu wollen. Mit Dankbarkeit nahm sie beim Abschiede eine Mutter Gottes-Medaille an, die sie sogleich auf ihrer Brust befestigte; ein Herz Jesu-Bild stellte sie in ihrem Schlafgemache auf. Alles schien gut zu gehen, wenn nicht die böse protestantische Mutter, eine Näherin, dahintergekommen wäre. Augenblicklich schrieb sie folgenden Brief:

„Sehr geehrte Frau!

Unterzeichnete bittet die werthe Frau die Bemühungen betreffs meiner Tochter Marie zum Uebertritt in die katholische Kirche aufzugeben, da doch alles vergeblich ist. Sie hat ihren Schwur bei dem gekreuzigten Heiland, unserem Herrn Jesus Christus, welcher für uns gelitten und gestorben ist, geleistet (bei der Konfirmation) -- und es wäre daher das größte Verbrechen, wenn sie Gott und die Welt zum besten halten wollte und sie haltet auch fest und treu zu ihrem evangelischen Glauben . . . Denn das kann absolut nicht sein: lieber braucht sie nicht zu heiraten oder sie kann eine Zivilehe eingehen. Bitte über

legen Sie sich die Sache und schicken Sie die Dokumente zurück. . . . Also bitte nochmal sich nicht aufzudrängen; es ist alles vergeblich. Meine Tochter wird Ihnen das Bild samt Ring und Medaille zurücksenden, denn nie und nimmer wird sie katholisch. Wir geben unseren schönen evangelischen Glauben um keinen Preis der Welt her.

Mit Gruß B. B."

Auch das Mädchen war jetzt ganz eingeschüchtert; sie schickte zwar die Geschenke nicht zurück, verbarg aber die Medaille und verschiedene Aufklärungsschriften, die sie von den Damen erhalten hatte und schrieb zurück:

„Sehr geehrte gnädige Frau!

Habe Ihr werthes Schriftstück nebst allen anderem heute erhalten und spreche Ihnen für alles, sowie für Ihre große Mühe meinen innigsten Dank aus. Mit dem Uebertritt in die katholische Kirche ist es jetzt nichts, da es meine Mutter von einer Freundin zu früh erfahren hat und mich sofort besuchte. Ich habe ja vorausgesehen, daß es nicht in meiner Macht liegt, allem zu entsagen. Natürlich lebe ich nur für Gott, aber auch die Mutter ist mir wert, da es ja doch Gottes Wille ist, und mit diesem Bewußtsein fühle ich mich stark im Glauben und der Gerechtigkeit. Also, sehr geehrte gnädige Frau, wenn Sie trotz diesem noch so gütig sein wollten uns beizustehen und uns durch die Besorgung der Dokumente zur Ehe zu verhelfen, so tun Sie es wenigstens ihm zuliebe, da er doch ein guter Katholik ist, und seine Kinder es auch einmal, so Gott will, sein werden. . . . Wenn gnädige Frau so gut sein wollten und mich mit einigen Zeilen benachrichtigen wollen, so sage ich im voraus meinen besten Dank für diese Liebenswürdigkeit. . . .

Hochachtungsvoll erlaubt sich höflichst um Entschuldigung zu bitten M. B."

Inzwischen war die ungarische Ehebewilligung eingelangt; die eifrigen Damen trugen dieselbe ins katholische Pfarramt. Nun nahm sich auch der hochwürdige Pfarrer eifrig der Sache an. Nach einigen Tagen erhielt die Fürsorgedame einen erfreulichen Brief:

„Hochgeehrteste Frau!

Gestern ging M., der Bräutigam der B., zur heiligen Beicht und morgen früh wird er katholisch getraut. Die Mutter kam mit der Braut zu mir und wollte sie absolut daran hindern, daß sie ihre Einwilligung zur katholischen Kindererziehung gebe. Erst auf meine Bemerkung hin, daß es da keine Dispens gibt, gab sie unwillig ihren Widerstand auf. . . .

Voll Hochachtung Ihr dankschuldigster Pfarrer M. B."

Nach der Trauung am Feste des heiligen Franz Regis lief nachstehendes Dankschreiben der Frau ein:

„Sehr geehrte gnädige Frau!

Endlich komme ich dazu, Ihnen meinen vollsten, innigsten Dank für all Ihre Mühe und Leistungen auszusprechen. Es hat uns wirklich sehr überrascht und gefreut, daß ihre Güte und Teilnahme so weit reichte, um uns zu glücklichen Eheleuten zu machen. Es steht nicht in unserer Macht, uns Ihres Dankes würdig genug zu zeigen und dieses zu verärgern und deshalb sprechen wir in einfachen, ichlichen Worten nochmals unseren herzlichsten Dank aus für all diese Güte, die wir empfangen haben und verbleiben

Hochachtungsvoll Ihre dankschuldigen M. u. M. B."

Bemerkenswert ist, daß das Mädchen in der Schule der Liebling des Lehrers und des Katecheten war; in allen Gegenständen hatte sie von Anfang an die Note 1, auch in der Religion; und doch äußerte sie sich einmal zu einer Fürsorgedame: „Das Gewissen macht mir gar keine Vorwürfe; . . . ich kann ja auch in der protestantischen Kirche den Heiland empfangen“.

8. Verschiedene Fälle.

Wir lassen noch einige Beispiele folgen, welche die Tätigkeit der Fürsorgedamen etwas näher beleuchten.

Ein Sozialdemokrat wollte vom Heiraten gar nichts wissen; er fluchte, schimpfte und lästerte Gott, so oft die Fürsorgedame kam. Mehrere Male hatte sie schon vorgeschrien, aber immer erfolglos. Zuletzt brachte sie die Schriften zur Verhehlchung mit, er war zufällig anwesend; als sie eintrat, wandte ihr der Mann den Rücken. Die Dame begann nun mit Aufgebot aller Herzlichkeit und Eindringlichkeit mit den drei erwachsenen Kindern zu sprechen, wie segensreich der heilige Ehestand sei u., so daß diese, die sehnlichst die Verhehlchung der Eltern wünschten, bitterlich weinten. Als die Fürsorgedame im Verlaufe ihrer Unterweisung zum Manne hinübersah, bemerkte sie, daß auch er weinte. Er bekehrte sich, heiratete, wurde ein ordentlicher Mensch und Friede und Glück ist in die Familie eingekehrt.

Ein anderer Sozialist war zwar mit der kirchlichen Trauung einverstanden, allein er wollte absolut nicht beichten gehen. Die Fürsorgedame verständigte den hochwürdigen Herrn Pfarrer. Dieser machte beim Einschreiben durch sein entgegenkommendes Benehmen, besonders durch bereitwillige und liebevolle Zusage der Gratistrauung, einen tiefen Eindruck auf den Verirrten und im Brautunterrichte ward er von der Güte des Pfarrers so hingerissen, daß er ohneweiters sich bereit erklärte, zu beichten — zum erstenmal nach zwanzig Jahren. Jetzt kommt er seinen Pflichten als Katholik pünktlich nach.

Mit einem Manne, der in wilder Ehe lebte, kam es zum Sterben. Eine Fürsorgedame wußte ihn zu bewegen, sich noch auf dem Sterbebette trauen zu lassen. Allein jetzt begann die Braut Schwierigkeiten zu machen. Der Mann war nämlich ein Böhme, die Braut eine Niederösterreicherin und sie wollte auf keinen Fall nach Böhmen zuständig werden. Alles Zureden der Fürsorgedame war vergebens. Da wandte sie sich neuerdings an den Mann, den die Kräfte bereits mehr und mehr verließen, und bat ihn, alles aufzubieten, daß die Braut in die Trauung einwillige. Der Mann, die Zeichen der nahen Auflösung bereits auf dem Angesicht, sprach zur Braut die herrlichen Worte: „Alte, wennst mich gern hast, pfeif auf deine irdische Heimat und vergönn mir ein ruhiges Sterbestündl.“ Der Widerstand der Frau war gebrochen, der Himmel jubelte über eine Bekehrung mehr: die Trauung ward ohne Verzug vollzogen und bald darauf ging der glückliche Mann — wie die Fürsorgedame sich zuversichtlich äußerte — in seine himmlische Heimat ein.

Der letzte 24. Oktober gestaltete sich für den Verein zu einem Freudentag. Nach 25jährigem Konkubinate konnte nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten ein Paar getraut werden.

Durch die Tochter, welche gleichfalls in wilder Ehe gelebt und durch die Vermittlung des Vereines eine christliche Ehe eingegangen hatte, erfuhren die Damen, daß die 55jährige Mutter in ihrer Jugend konfessionslos geworden sei, um einen Mann jüdischer Konfession zivilhelich heiraten zu können. Schon seit vielen Jahren fühlte sie sich tief unglücklich. Wie

gerne hätte sie die heiligen Sakramente empfangen, wie sehnnte sie sich nach einer kirchlichen Trauung. Doch alle Hoffnung schien geschwunden. Besonders trat ihr beim heurigen Fronleichnamsfeste, als das Allerheiligste an ihr vorübergetragen wurde, das Traurige ihrer Lage lebhaft vor Augen. Unter Tränen bat sie den lieben Heiland, er möge ihr doch helfen. Ein Ordenspriester, der durch die Fürsorgedamen von dem guten Willen der Frau hörte, nahm sich der Sache mit aller Entschiedenheit an; er scheute keine Mühe und brachte die Angelegenheit nach Rom. Als alle Versuche und Bemühungen den mosaischen Mann zur heiligen Taufe zu bewegen sich als fruchtlos erwiesen hatten, erhielt der eifrige Priester ganz ausnahmsweise die Erlaubnis, die Konfessionslose wieder in den Schoß der römischen Kirche aufzunehmen und mit ihrem jüdischen Bräutigam katholisch zu trauen. Die Frau war nachher überglücklich. —

Schon war der ganze Bericht gedruckt, als anfangs November die Präsidentin um Aufnahme folgender Zeilen bat: „Die Sektion verdankt ihre bisherigen Erfolge dem eifrigen Zusammenwirken und der unermüdlischen Tätigkeit der apostolischen Mithelferinnen, welche auch mitten aus dem Volk sich diesem Werke angeschlossen haben und ganz bewunderungswürdig selbstlos und mit der größten Aufopferung arbeiten. So wirken in Hernals drei Fräulein, welche die wenigen Stunden, die ihnen ihr gewerblicher Beruf frei läßt, ganz diesem Zwecke widmen. In Kaiser mühlen hat ein Fräulein (Geschäftsinhaberin) seit Neujahr 68 Paare zur Trauung gebracht und dadurch mit ihren Erfolgen im Vorjahre diesen kleinen Vorort Wiens von Konkubinatn fast freigemacht. In Floridsdorf fand sich ein Fräulein, das in einer Fabrik beschäftigt ist, welches bis anfangs November 70 Paaren zur Sanierung verhalf. Im dritten Bezirke brachte die Inhaberin eines Puzgeschäftes 25 Paare in Ordnung; ebenso eifrig arbeitet eine Privatlehrerin in Margareten. In Favoriten ebnete eine Beamtenfrau heuer schon 70 Paaren den Weg zum Traualtar; ihr Gemahl unterstützt sie mit dem größten Eifer bei den Schreibarbeiten. Im neunten Bezirk (Richtental) hat die Präsektin der dortigen Frauenkongregation 45 Paare durch den Empfang des heiligen Sakramentes der Ehe wieder zu glücklichen Gliedern der Kirche gemacht. Im dritten Bezirke hilft seit kurzer Zeit die katholische Frauenorganisation tapfer mit; besonders zeichnet sich die verdienstvolle Vorsteherin aus. In den einzelnen Kanzleien des Vereines unterziehen sich verschiedene Damen opferwillig dem Parteiverkehr; so z. B. eine Frau jeden Mittwoch im zwölften Bezirke. Alle Schreibarbeit für die Besorgung der Dokumente macht eine einzige Lehrerin; sie führt auch als Sekretärin in höchst verdienstvoller Weise die Geschäfte des Sekretariates und die Kassagebarung, für welche übergroße Mühen der Verein ihr nicht genug danken kann.“ Die Präsidentin aber, der, wie alle Mitglieder des Vereines bezeugen können, an allem die Hauptarbeit zufällt, wollte nicht einmal dulden — es sei dies hier ausdrücklich bemerkt, — daß das Wort „Präsidentin“ ausgesprochen werde. Der unbestimmte Ausdruck „eine Fürsorgedame“ sollte diesen Titel ersetzen, damit so jede Aufmerksamkeit von ihrer Person abgelenkt werde. Wir glaubten

es aber der objektiven Wahrheit schuldig zu sein, diesem nur durch die Bescheidenheit eingegebenen Wunsche nicht zu willfahren.

III. Ursachen.

Zum Schlusse sollen noch einige Ursachen berührt werden, die das Konkubinatsunwesen, wie es nicht in Wien allein, sondern überhaupt in unseren modernen Großstädten herrscht, in diesem erschreckenden Umfange erklären.

1. Die Schuld an diesem Unglück trägt in sehr vielen Fällen entschieden der Leichtsinn, dem selbst bei Minderjährigen Eltern und Vormund ziemlich machtlos gegenüberstehen. Daß dieser Leichtsinn, durch die Ideen und Schlagworte der Sozialdemokratie, von freier Liebe u. besonders bei den Arbeitern gefördert wird, liegt auf der Hand.

Oft ist es nur die Tat eines schwachen Augenblickes, und dieser schwache Augenblick brachte Folgen mit sich. In diesem traurigen Zustand sieht die Unglückliche oft keinen anderen Ausweg — besonders wenn sie keine Eltern mehr hat oder diese nicht in demselben Orte sind — als sich vom Bräutigam in ihrer Lage unterstützen zu lassen und zu ihm zu gehen, bis das Ereignis vorüber ist oder die Trauung erfolgen kann. Nur zu häufig treten dann Hindernisse ein und schieben die Trauung hinaus, die Armut hält sie zurück, der anfängliche Abscheu vor einem solchen Leben verliert sich, die wilde Ehe dauert jahrelang fort.

2. Befördert wird dieses Unwesen dadurch, daß die Behörden diesem Uebelstand ruhig zusehen. Durch diese Duldung verliert schließlich das Laster in der Deffentlichkeit den Charakter des Unerlaubten. Man kann kühn behaupten, daß diese unerlaubten Verhältnisse geradezu direkt belohnt oder doch vor Schädigung sichergestellt werden. Viele Beispiele beweisen, daß die wilde Ehe nur deshalb aufrecht erhalten wird, weil sie materielle Vorteile bietet. Besonders gilt dies von Fällen, in denen die Zuhälterin in Wien ihr Heimatsrecht besitzt, weil sie durch Heirat nach außen etwaiger künftiger Vorteile verlustig geht. Solange sie in der Sünde lebt, erhält sie Unterstützung oder das Kind wird versorgt; wird sie aber durch Heirat eine anständige Frau, so fällt das alles weg. So erzählte eine in der Fabrik beschäftigte Person, wie zahlreiche Kolleginnen ein Kind nach dem anderen ins Findelhaus „abgeben“, wodurch sie aller weiteren Sorge enthoben sind. Behalten sie aber das Kind, so werden sie für diese „Mithewaltung“ durch „Erziehungsbeiträge“ entschädigt; und damit wird geradezu ein Geschäft gemacht. Ein kompetenter Zeuge erklärte sich bereit, den Nachweis zu erbringen, daß Mütter u. bei diesen Geschäften mithelfen. Nach der Entbindung ihrer Töchter kommen diese Mütter in das Findelhaus und verlangen das Neugeborene als Kostkind. Sie erhalten es und damit den Anspruch auf 16, respektive 12 Kronen monatlich. So bleibt das Kind bei der Familie und obendrein kommt Geld ins Haus. Die „dummen, anständig Verheirateten“ dagegen haben das Zuschauen.

3. Es ist für gebildete Katholiken kaum glaublich, welch schreckliche religiöse Unwissenheit oft unter dem armen Volke herrscht.

In Arbeiterkreisen ist die Meinung sehr verbreitet, daß das uneheliche Zusammenleben überhaupt keine Sünde sei, oder doch keine schwere, sondern höchstens nur eine ganz unbedeutende, weil so viele im Konkubinate leben; wenigstens sechs Wochen müsse man vorerst zusammenziehen, sonst wäre das Heiraten mit zu viel Schwierigkeiten verbunden oder überhaupt unmöglich; es müsse eben so sein. Daß es dabei nicht an gutem Willen fehlt, sich über diese grobe Unwissenheit aufklären zu lassen, davon zeigen folgende Beispiele:

In drei Kirchen haben die Prediger auf Ersuchen der Fürsorgedamen zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, daß es nicht erlaubt sei, sechs Wochen vor Eingehung der Ehe schon zusammenzuziehen. Von allen drei Kirchen kamen Mädchen und baten, ihnen zur kirchlichen Trauung behilflich sein zu wollen, da sie sich durch die Worte des Priesters betroffen gefühlt hätten; belehrt darüber, daß das außereheliche Zusammenwohnen Sünde sei, möchten sie möglichst schnell Ordnung machen. — Anderswo trafen Fürsorgedamen vier Mädchen, von denen alle in Marienvereinen waren, sowie einen jungen Mann, der einer katholischen Jünglingskongregation angehörte, und einen Profess des dritten Ordens, alle im Konkubinate; sie meinten, „es müsse ja zuerst so sein“. — Eine andere Dame weiß von mehreren Fällen, in denen die Leute nicht wußten, daß uneheliches Zusammenwohnen Sünde sei, so daß man in diesem Zustande nicht die heilige Kommunion erhalten könne. So lebte eine Frau neun Jahre in einem verbotenen Verhältnis. Als sie beichten ging, erhielt sie deshalb keine Absolution. Sie hatte aber ein tiefes religiöses Gefühl und große Sehnsucht nach der heiligen Kommunion; deshalb ging sie in eine Nachbarkirche und gab an, sie sei eine Witwe, was auch der Wahrheit entsprach, da ihr erster Mann, den sie rechtmäßig geheiratet hatte, bereits tot war. So machte sie es drei Jahre. Endlich entdeckten die Armenseelen Schwestern durch das Kind, das die Klosterschule besuchte, das Konkubinat. Die Frau konnte und wollte es gar nicht glauben, daß ihr Verhältnis schwer sündhaft sei. Sie genoß alsdann, da sie weder lesen noch schreiben konnte, mündlichen Unterricht; jetzt kann sie das Heiraten kaum erwarten.

War nicht so wenige dieser Unglücklichen hatten außer der Taufe kein anderes Sakrament mehr empfangen; gut ein Viertel derselben war noch nicht gefirmt; daß dann manche dieser Eltern ungetaufte Kinder haben, darf nicht Wunder nehmen.

4. Es ist durch zahlreiche Besuche an Ort und Stelle, durch Nachforschen bei verlässlichen Personen nachgewiesen, daß sehr viele auf solche Weise entstandene Konkubinate aus Armut nicht saniert werden. So suchte eine einzige eifrige und sehr verständige Dame im Laufe eines Jahres gegen 300 arme Paare persönlich auf; der Augenschein bewies, daß sie aus Mittellosigkeit nicht heirateten; mehr als die Hälfte von ihnen gingen dann wirklich eine christliche Ehe ein, zum größten Teil durch Entgegenkommen der hochwürdigen Herren Pfarrer, die diese Armen gratis trauten, oder, wo dies nicht geschah, durch milde Spenden. Einzelne Fälle, in denen Armut nur vorgeführt wird, gibt es gewiß auch; aber der Mißbrauch ist allen diesen Tatsachen gegenüber verschwindend klein.

Diese Hunderte von Armen bringen eben für den Augenblick nicht so viel auf, um:

a) die meist fehlenden Dokumente zu beschaffen; — auch sind sie darin zu unbeholfen; für die geringste Handhabung bedürfen sie fremder Hilfe;

b) um die Taxen zu bezahlen;

c) wollen sie bei einem solchen Akte, wie die Trauung ist, in anständigen Kleidern erscheinen, die aber nicht gar so selten auf dem Ver-
samte sind;

d) dazu muß man noch bei diesen armen Arbeitern hinzurechnen, daß sie wenigstens einen Arbeitstag opfern und

e) in sehr vielen Fällen auch die Zeugen für ihre Dienste schadlos halten müssen, die vielleicht ebenfalls Arbeiter sind oder sonst einen Verlust haben;

f) rechnet man dazu das beständige Hängen von gewisser Seite, gerade unter der armen Bevölkerung wegen der Taxen, Stolgebühren u., so findet man es begreiflich, daß diese doppelt Armen durch Jahre hindurch nicht zum Empfange des Sakramentes der Ehe gelangen.

Oft machen sie Versuche, oft verzweifeln sie, oft mißgücken ihre Anstrengungen.

So lebte in irgend einer Stadt¹⁾ ein Paar schon 18 Jahre beisammen; die Braut erzählt selbst: „Vor vielen Jahren habe ich den Herrn Pfarrer um Gratistrauung gebeten. Die unentgeltliche Trauung hat er uns verweigert und so leben wir nun 18 Jahre beisammen.“ Traurige Folge! Es kam ein Abfallsapostel und die beiden fielen ab samt ihrer 17jährigen Tochter und einem Herrn, der bei ihnen wohnte, also vier auf einmal. Jener hochwürdige Herr Pfarrer, der schon in der Ewigkeit ist, hat es gewiß gut gemeint, wie sein Testament erraten läßt, in dem er viele Tausende zu guten Zwecken vermachte. Aber zu beklagen sind sicher die vielen Sünden und der Abfall einiger Kronen wegen. Gott sei Dank sind alle vier wieder in den Schoß der wahren Kirche zurückgekehrt; das Paar wurde „unentgeltlich“ getraut, andere gute Seelen halfen mit, die nötigsten Geldmittel betreffs Kleiderauslösung aus der Pfandleihanstalt u. zu bestreiten.

Ebenso war es die Armut, die bei einem Paare, welches 26 Jahre zusammengewohnt hatte, alle Bemühung um Sanierung fast vereitelt hätte. Nur durch einige Geldunterstützungen konnte das Verhältnis endlich geordnet werden. Armut erschwerte denselben Schritt auch einem anderen Paare; dennoch wollte es Ordnung machen. Da aber die Gratistrauung verweigert wurde, waren beide entschlossen, weiter in der Sünde zu verharren. In der Fabrik erzählte die Braut vor allen Mitarbeiterinnen, wie es ihr beim Sanierungsversuch ergangen sei. Unter ihren Kolleginnen fand sich zum Glück eine brave Person, die sich erbötig machte, die Trauungstaxe zu zahlen. So wurden sie getraut, freilich nicht, ohne daß durch diesen Vorfall manches Gerücht über den Klerus des betreffenden Ortes¹⁾ entstand.

¹⁾ Mit Rücksicht auf den dortigen Klerus unterlassen wir es, den Namen derselben anzugeben.

Wohl ohne wissentliche Schuld des Pfarrers wurden zwei Brautleute beinahe dem Abfall zugetrieben. Nach Beschaffung aller Dokumente waren die Ehevererber aus Armut nicht mehr imstande, die Taxe aufzubringen. Sie gingen also auf das Pfarramt und baten um unentgeltliche Trauung. Dort wurden sie derart unfreundlich behandelt, so daß sie, zu Hause angekommen, entschlossen waren, abzufallen und sich vom protestantischen Pastor umsonst trauen zu lassen. Gottlob hat eine eifrige Frau, die davon hörte, diesen äußersten Schritt verhütet.

Mit schwerem Herzen entschloß sich eine arme Hadernsammlerin nach zehn Jahren des Konkubinats endlich zur Heirat. Da sie ganz mittellos war, bat sie um unentgeltliche Trauung. Ein Dokument sollte noch während der drei Sonntage, die bis zum Schluß der offenen Zeit erübrigten, nachgeschafft werden. Ohne weitere Auseinandersetzung wurde vom Mesner einfach bedeutet, sie müsse wegen des einmaligen Aufgebotes (statt des dreimaligen, das aber noch möglich gewesen wäre) sofort zehn Kronen erlegen. So kam die ganze Sache auf 17 Kronen zu stehen: für die arme Hadernsammlerin ein Kapital; natürlich mußte sie Schulden machen. Ein anderes Paar wird sich unter ähnlichen Umständen einen solchen Schritt wohl überlegen.

Vor ungefähr fünf Jahren ging eine bereits vier Jahre im Konkubinate lebende Frau in die Pfarrkanzlei, um sich dort Rat zu holen. Als sie das Wort „Armut“ erwähnte, erwiderte ihr der Mesner: „Wir haben lauter Bettelgesindel. Sie können nicht heiraten, wenn Sie nicht 8 K zahlen.“ Die arme Frau war nicht imstande das zu tun, daher verließ sie mit dem Gedanken das Pfarrhaus: „Nun, ich komm’ zu keiner ordentlichen Ehe mehr.“ Da wurde sie beim Vorübergehen auf das Schild einer Kanzlei aufmerksam; sie trat ein, wurde liebevoll empfangen, alles konnte ihr umsonst beschafft werden — jetzt ist sie glücklich und hat bereits selbst zwei andere Paare dem Verein zugeführt.

Man glaubt kaum, wie viele Anstrengungen, Gänge, wiederholte Besuche, freundliches und ernstes Zureden es manchmal braucht, bis diese Unglücklichen, die der böse Feind durch alle Mittel in der Sünde festzuhalten sucht, sich zum Empfang des heiligen Ehesakramentes entschließen können, sehr oft nur abgeschreckt durch die grenzenlose Armut. Wie doppelt bitter dann, wenn sie in der Kanzlei von einem wenig höflichen Mesner zu hören bekommen: „Das geht uns nichts an. Wenn Sie nicht zahlen können, so können Sie auch nicht heiraten.“

Noch schwerer wird die Sanierung, wenn die betreffenden Personen trotz ihrer wirklichen Armut doch den Schein der Mittellosigkeit vermeiden und daher eben aus Armut sich nicht zur Sanierung bewegen lassen wollen. Doch die christliche Liebe weiß auch hier Rat. Ein liebevoller Herr Pfarrer Wiens hörte von einem solchen Falle, wo der Bräutigam sagte: „Zahlen kann ich nicht und umsonst heirate ich nicht.“ Der gute Hirt fand diesen Ausweg: „Damit der Mann meine, er zahle sich die Trauung selbst, so geben Sie ihm das Geld zur Bestreitung der Taxe, nach derselben gebe ich Ihnen das Geld wieder zurück.“

Zum Schlusse dieser Arbeit sei noch ausdrücklich bemerkt, daß der hochwürdige Klerus Wiens in seiner weitaus größten Mehrzahl, was Kreigebigkeit und freundliches Entgegenkommen beim Sanieren der wilden Ehen angeht, sehr große Güte bekundet. Besonders unterstützen Seine Eminenz Kardinal Dr. Gruscha und Generalvikar Exzellenz Dr. Marschall durch Rat und Tat das Werk aufs angelegentlichste. Der Heilige Vater zeigte sein Wohlwollen dadurch, daß er der verdienstvollen Präsidentin das Ehrenkreuz „pro Ecclesia et Pontifice“ verlieh, im Mai 1909 allen Fürsorgedamen den heiligen Segen sandte und seine ganz besondere Freude über das Wirken derselben ausdrückte.

* * *

Konfubinate und zwar in größerer Zahl als man es vielleicht glaubt, dürften sich in allen größeren Städten finden; man mache nur einmal einen Rundgang durch die Arbeiterviertel! Möge daher das Beispiel dieser eifrigen Wiener Sodalinnen in allen größeren Industrieorten Nachahmung finden! Ein seeleneifriger Priester, der durch sein Pfarramt die Dokumente als Dienstsache besorgt und den Damen durch seinen Rat an die Hand geht, eine Dame, der die Aufgabe zufällt, die notwendigen Dokumente zu beschaffen und die anderen schriftlichen Mitteilungen zu erledigen, eine zweite, die in den Häusern der Armen diese wilden Ehen ausfindig macht und den Leuten liebevoll zuredet — nach dem Urteile der Wiener Fürsorgedamen die leichteste und dankbarste Arbeit, — eine dritte endlich, welche abgelegte Kleider und Almosen sammelt, eine kleine Kanzlei, die für einige Stunden der Woche den Damen zur Verfügung steht, das ist alles, was erfordert wird — und welch eine apostolische Arbeit kann dann geleistet werden zur größeren Ehre Gottes und zum Heile tausender unseliger Seelen. Jede marianische Frauenkongregation sollte eine Sektion „zur Sanierung wilder Ehen“ gründen. Es wäre dies nur nach dem Sinne des III. Allgemeinen Sodalentages (Wien, 3.—5. September 1909), der in einer eigenen Resolution, die P. Heinrich Abel S. J. anregte, den Mitgliedern der marianischen Kongregationen empfiehlt: „ein besonderes Augenmerk auf die Sanierung wilder Ehen zu richten“. Vielleicht geben diese Zeiten Anstoß zur Gründung einer Reichsorganisation des Vereines, einer Lieblingsidee der unermüdblichen Präsidentin.

Erzählungen für Kranke.

2. Für ganz reife Jugend und Erwachsene.

Von Johann Langthaler, reg. Chorherr und Stiftshofmeister in St. Florian (Oberösterreich).

(Schluß.)

Volks- und Jugendschriften von Otto v. Schachning. 14 Bd. mit 1 Titelbilde. G. J. Manz in Regensburg, 8°, jeder Band 150 bis 200 S. gbd. M. 1.35. 1. Kreuz und Ring. 2. Der Glockenhof. 3. Der Geächtete. 4. Zwei Waffenbrüder. 5. Simba, der Suaheli.

6. Jennerwein, der Wildschütze. 7. Das Bildnis der Mutter. 8. Der Geigenmacher von Mittenwald. 9. Der ewige Jude. 10. Der verrückte Junker. 11. Das Mädchen von Domremy. 12. Zarenkrone und Sklavenketten. 13. Die Pestsalbe. 14. Auf Rußlands Eisfeldern.

Geschichten aus dem Volke. Für das Volk und die reifere Jugend erzählt von Otto v. Schaching. Mit 2 Photogravüren nach Originalzeichnungen von Fr. Bergen. Inhalt: Traudl, die Sängerin. Die Sefflleut'. Der Prohnsepp. Das Mädchen von Spinges. G. J. Manz. gbd. M. 4.—.

Waldesrauschen. Geschichte aus dem Volke. Von Otto von Schaching. Mit zwei Photogravüren nach Originalzeichnungen von Fr. Bergen und Bildnis des Verfassers. Inhalt: Der Geist von Hailsberg. Der böhmische Feilenhauer. G. J. Manz. gbd. M. 4.—.

Geschichten aus alter Zeit. Von Otto v. Schaching. Drei Erzählungen: 1. Meier Helmbrecht. 2. Peter Buchwald. 3. Leben und Abenteuer des Simplicius. G. J. Manz. gbd. M. 4.—.

Ueber den Verfasser können wir nur Günstiges sagen: Er schreibt katholisch, populär, spannend. Viele seiner Erzählungen sind der Geschichte entnommen.

Hoch hinaus. Eine soziale Erzählung von M. Lehmann. Frd. Pustet in Regensburg. 8°. 1895. brosch. 80 Pfg.

Zwei weniggleich eng befreundete Geschäftsmänner gehen verschiedene Wege: der eine ist strenggläubig und geschäftlich solid, der zweite ist gerade das Gegenteil: religionslos, geschäftlich ein Schwindler und macht in Sozialismus. Sein Weg führt zum Ruin: das Unglück öffnet ihm die Augen, er bekehrt sich, nimmt die Denk- und Handlungsweise seines Freundes an und kommt wie dieser zu besserem Lebensglücke. Lehrreich.

Die Jakobiner und ihre Lehrmeister. Ein Spiegelbild aus der Vergangenheit für die Gegenwart. Dem christlichen Volke zur Mahnung und Warnung. Von Aug. Birle. Kranzfelder in Augsburg.

Das Buch zeigt die heillose Saat, welche von den kirchenfeindlichen Parteien ausgeht. Väter und Lehrmeister dieser finsternen Mächte sind die Freigeister und Geheimbündler, welche sich in Frankreich zum Sturze der Religion und der staatlichen Ordnung zu Ende des 18. Jahrhunderts verbunden haben. Das Buch ist für den gemeineren Mann berechnet als eine heilsame Warnung.

Pater Damian, der Apostel der Aussätzigen auf Molotai. Von Hedwig Schätti. Mit 4 Abbildungen und 1 Karte. Herder in Freiburg. 8°. 85 S. gbd. M. 1.40.

Das Buch bringt dem Leser nicht bloß die größte Bewunderung des Heldenmutes bei, mit dem Pater Damian sich der Pflege und Seelsorge der Aussätzigen und einem frühen Tode geweiht hat, es gewährt viele religiöse Anregungen und flößt Mut ein für kommende Leiden.

Als erbauliche und fesselnde Lektüre empfehlen wir die folgenden Werke von Ferdinand Böhner (Verlag des kathol. Preßvereins in Linz): 1. **Florianus**, Erzählung aus der ersten Zeit des Christentums. 8°. 166 S. brosch. K 1.40, gbd. K 1.80. 2. **Severinus** oder: Ein Kampf ums Kreuz. Geschichtsbild aus den Zeiten des Apostels der Donaulande. Ein Seitenstück zu „Florianus“. 8°. 220 S. brosch. K 1.90, gbd. K 2.60. 3. **Der Engel von Augsburg**. Erzählung aus dem Mittelalter. 8°. 90 S. brosch. 80 h. Geschichte der mit Herzog Heinrich III. vermählten Agnes Bernauer von Augsburg.

Ben Hur. Eine Erzählung aus den Tagen des Messias von L. Wallace. Aus dem Englischen von H. v. Eder. J. Habel in Regensburg. 8°. 946 S. gbd. M. 2.—.

So ziemlich allgemein wird Ben Hur den besten Romanen beigezählt, der Inhalt ist spannend, die Lebensgeschichte des göttlichen Heilandes ist mit hineinverflochten und zwar in einer ganz geschickten und würdigen Weise, so daß der Erhabenheit des Gegenstandes kein Eintrag geschieht.

Daß für gebildete Kranke das „unsterbliche“ Werk des Kardinals Nikolaus Wisemann: **Fabiola** oder die Kirche der Katakomben bestens empfohlen werden muß, ist selbstverständlich. Ausgabe von G. J. Manz in Regensburg. Aus dem Englischen von R. B. Reiching, 13. Aufl. mit Abbildungen eleg. gbd. in Lwd. M. 2.90. Desgleichen bildet eine gute Krankenlektüre: **Fabiolas Schwestern**, die christlichen Heldinnen. Ein Seitenstück zu Wisemanns Fabiola. Nach dem Französischen. 5. Aufl. G. J. Manz. Mit Titelbild und Textbildern, eleg. in Lwd. gbd. M. 3.70.

Beim goldenen Abendsonnenschein. Erzählungen für die katholische Jugend. Nach dem Englischen übersetzt von Karl Niederhofer. Kirchheim in Mainz. 1900. 261 S. brosch. M. 2.20.

28 Legenden und Erzählungen, in echt katholischem Geiste geschrieben; sie ergreifen das Gemüt des Lesers und spornen zu eifriger Nachahmung an. Die Darstellung ist klar, einfach, lebenswahr.

Im Tirol drinn'. Neue Geschichten aus den Bergen von Sebastian Rieger (Pseud. Reimmichl). Preßverein in Brigen. 1900. 8°. 374 S. brosch. K 1.80. Kostbare Gaben! Kleinere Erzählungen aus dem Tiroler Volksleben, die einen voll lustigen Humors, die anderen ernst und ergreifend.

Sehr guter Tendenz sind die folgenden Erzählungen von Josef Hecher. Verlag C. A. Seyfried & Comp. in München: 1. **Dietslinde Trozza**. Erzählung aus Bayerns Urgeschichte. 12°. 262 S. gbd. M. 1.20. 2. **Die Perle von Rom**. Erzählung aus dem dritten Jahrhundert. (Geschichte der heiligen Cäcilia). **Durch Nacht zum Lichte**. (Geschichte der Königin Adelhaid, der Gemahlin des Königs Lothar). 8°. 144 S. gbd. M. 1.20. 3. **Via**. Erzählung aus dem Geburtsjahr Christi. 8°. 224 S. gbd. M. 1.20.

Aus dem Buche des Lebens. Novelle von M. Herbert. W. J. Manz in Regensburg. 8°. 267 S. gbd. M. 3.20.

Neue Novellen, deren Vorzüge sind: meisterhafte Schilderung, echt christlicher Geist.

Geführt. Originalroman von Emma v. Brandis-Zelion. Junfermann in Paderborn. 1885. 8°. 260 S. eleg. gbd. M. 4.50.

Franz Wallner will Maler werden, der Bischof läßt ihn ausbilden. Das erste Bild, so gelobt es Franz, soll zur Ehre Gottes gemalt werden. Aber es kam anders: Eine glaubenslose, vornehme Dame lockte ihn in ihre Netze, seine brave Braut Rosa und sein Versprechen wurden vergessen — sein erstes Werk widmete der verblendete, junge Mann seiner Verführerin. In der größten Gefahr fand er einen rettenden Freund, die Mutter des Künstlers und seine Braut halfen mit Gebet und in jeder Weise, so wurde der junge Mann gerettet; es folgt eine entschiedene Umkehr und nun schaffte er ein Kunstwerk zur Verherrlichung Gottes. Eine herrliche Erzählung ohne sittlichen Anstoß.

Das Haus Tempo. Ein Zeitgemälde aus modernen Tagen. Von Max Steigenberger. Michael Seiz in Augsburg. 1900. 8°. 232 S. brosch. M. 1.80.

Der junge, reiche Kaufmann Ferdinand Tempo ist ein Kind der modernen Zeit. Er ist religiös indifferent, kommt in die Lage, nimmt mehr und mehr eine feindliche Haltung gegenüber der katholischen Kirche ein; seine Frau ist kindlich fromm, leidet 12 Jahre lang Unsägliches ob der Verirrung ihres Mannes. Endlich greift Gottes Hand ein. Die Treulosigkeit der Freunde, ein Unfall, der Zuspruch eines Missionärs bringen die Gnade der Bekehrung und damit das eheliche Glück.

Der Senne vom Hoxberg oder: Undank und Edelmut. Eine Erzählung aus den Vogesen. Von F. M. Kobischung. W. J. Manz in Regensburg. 1896. 8°. 207 S. gbd. M. 4.—.

Der Senne Konynus Edel ist ein gutherziger Mensch, sein Weib eine echte Kantippe, von der besonders ein vom Manne aufgenommenes armes Knäblein zu leiden hat. Und gerade dies Kind wird später der rettende Engel für die Familie. Schlicht, einfach, erbaulich erzählt.

Der Letzte seines Stammes. Historische Erzählung aus der Zeit der Katholikenverfolgungen des 16. Jahrhunderts in England. Bearbeitet von Karl v. Raesfeld. Breer & Thiemann in Hamm, Westfalen. 8°. 180 S. gbd. M. 3.—.

In Form eines spannenden Romanes erhalten wir ein getreues Bild der unerhörten Grausamkeit, mit der Königin Elisabeth von England gegen die Katholiken wütete, aber auch des bewunderungswürdigsten Heroismus auf Seite der verfolgten Katholiken. Der Inhalt der Erzählung ist folgender: Walther, der letzte Sprosse eines alten Adelsgeschlechtes, kommt nach dem Tode seines Vaters unter

die Vormundschaft eines fanatischen Apostaten. In einem Jesuiten-Kloster des Auslandes erzogen, hält Walther fest an seinem katholischen Glauben; wegen dieser religiösen Haltung wird ihm die Hand einer adeligen Dame, um die er wirbt, verweigert, er muß fliehen, kehrt nach einiger Zeit als opferfreudiger Missionär in seine Heimat zurück, wirft vieles zur Stärkung seiner Glaubensgenossen — natürlich unter beständiger Lebensgefahr, fällt endlich den Häschern in die Hände, wird den schrecklichsten Qualen überantwortet und erringt die Märtyrerkrone. Eine treffliche Lektüre.

Stella. Von Julie Gräfin Quadt. Nicht Seitz in Augsburg. 1902. 8°. 190 S. gbd. M. 2.40.

Stella ist fürstlicher Abstammung; bald nach der Geburt stirbt die Mutter, der Vater ist, wenn man es von einem Fürsten sagen darf, ein rechter Lump, moralisch und finanziell herabgekommen derart, daß er als Landstreicher herumvagiert. Das einzige Kind kommt in die Obforge der nächsten Anverwandten, die es im Kloster erziehen lassen. Dort suchten die Schwestern die besten Grundsätze in das jugendliche Herz zu pflanzen. Stella entwickelt sich zur reizvollen Jungfrau, so daß sie, in die Welt gehend, aller Augen auf sich zieht. Sie muß an Bällen teilnehmen, wird in die Salons eingeführt, die männliche Jugend drängt sich um sie. Wie verhält sich Stella? Anfangs ist sie schüchtern, zurückhaltend, die Mahnungen der Klosterfrauen kommen ihr noch oft in den Sinn — aber nicht lange, so findet das junge Blut mehr und mehr Gefallen an den Schmeicheleien und Umwerbungen, der leichten, schlüpfrigen Ton, den sie in den vornehmen Zirkeln hört, stößt sie nicht mehr ab, sie findet sich so hinein, daß sie es nicht besser macht, als die anderen. Daß sich Verber um ihre Hand finden, ist selbstverständlich. Der eine kriegt sie nicht, weil er zu arm ist. Mit einem zweiten treibt sie ein mutwilliges Spiel und endlich, noch zu rechter Zeit, ehe sie in diesen großen Gefahren Ehre und Tugend preisgibt, kommt die Zeit der Einsicht, des ernstlichen Nachdenkens über die Wertlosigkeit des bisherigen Lebens, der genossenen Vergnügungen — sie fängt an zu beten. Ihre kindliche Liebe trägt einen herrlichen Sieg davon: sie findet nämlich ihren Vater in gänzlicher Verwahrlosung — sie muß sich entscheiden, ob sie ihren Vater verlassen oder auf die Hand eines edlen, reichen Mannes verzichten soll. Sie schenkt sich ihrem Vater, pflegt ihn mit rührender Selbstaufopferung, gewinnt seine Seele für Gott; da bleibt auch der Segen des 4. Gebotes nicht aus. Herr von Alton, ein reicher Mann mit edelster Gesinnung, wird Witwer und bietet die früher leichtfertig zurückgewiesene Hand Stella an. Diese Inhaltsangabe ist zugleich das beste Lob für die lehrreiche Erzählung.

Aus ganzer Seele. Der Roman einer Modistin. Von Rene Bazin. Genehmigte Uebersetzung von A. Wolbe. Bachem in Köln. 8°. 332 S. gbd. M. 5.

Hoch interessant und ganz zeitgemäß. Die handelnden Personen sind fast nur aus den arbeitenden Ständen einer Großstadt genommen. Die Heldin der Geschichte ist eine Modistin; sie überragt ihre Umgebung nicht bloß durch Geschicklichkeit und körperliche Vorzüge, sondern weit mehr noch durch ihren moralischen Wert. In einer sittlich verdorbenen Menschenklasse lebend, erhält sie sich unverfehrt und wirkt, anfangs einem unbestimmten Drange folgend, später angefeuert durch christliche Liebe zum Besten der Mitmenschen. Rührend ist die Liebe, die sie einem aus der Fremde gekommenen Mädchen von blendender Schönheit zuwendet. Leider ist es gerade der Bruder Henriettens, der diesen ihren Schützling verführt. Die Unglückliche stirbt bald, aber vor ihrem Hinscheiden bekehrt sie sich und Henriette ist wieder der tröstende Engel in ihrem letzten Augenblicke. Lange hofft ein junger, braver Fischer, das edle Wesen für sich zu gewinnen und ehelichen zu können, im entscheidenden Augenblicke opfert Henriette alles, um ihrem Berufe, Gott zulieb für die Menschen zu wirken, sich ganz hingeben zu können. Eine der schönsten Erzählungen für Erwachsene und ganz reife Jugend. Der Leser sieht, wie man in jedem Stande tugendhaft leben, und wie auch der Niederste zum zeitlichen und geistlichen Wohle der Mitmenschen beitragen kann.

Magdaleneus Erinnerungen. Roman von M. A. Parr. 2. Aufl. Bachem in Köln. 8°. 308 S. brosch. M. 3.—

Aus dieser in jeder Hinsicht gediegenen Erzählung weht ein kindlich frommer Geist, begeisterter Patriotismus, sie erhält den Leser in Spannung von Anfang bis zum Ende: die Sprache ist so edel und gewählt, wie man dies selten trifft. Inhalt: Magdalena ist fein gebildet, besonders eine vortreffliche Sängerin; sie lernt einen berühmten Musiker, Castelli, kennen; beide lieben und heiraten sich, doch ihr überaus großes Glück erleidet eine arge Störung durch die Treulosigkeit Castellis, den eine berühmte Tänzerin in ihre Netze gelockt hat — die Beiden fliehen. Castelli wird der reinste Sklave der Tänzerin; für sie musizierend und komponierend muß er jahrelang in der Welt herumziehen. Die verlassene Gattin muß, aller Mittel entbößt, als Gesellschafterin sich verdingen, ihre Herrin ist ein Teufel, voll Hochmut und Härte, der Religion ganz entfremdet, in Konspiration mit den Revolutionären des Jahres 1848, während ihre Tochter ein wahrer Engel voll Liebe, voll christlicher Weisheit, voll Hingebung, voll Gehorsam und Demut gegen die Mutter ist, wenngleich sie bei ihr kein Herz findet. Die Tochter opfert sich Gott auf für die Bekehrung der Mutter. Daß Gott dies Opfer angenommen, beweist der heiligmäßige Tod der Tochter und die Wirkung dieses heroischen Opfers ist die über die Mutter von Gott verhängte unheilbare Krankheit, in der ihre Seele ernüchtert und ihre Bekehrung erwirkt wird. Magdalena erlebt noch das Glück der reinigen Rückkehr ihres Mannes.

Für gebildete Kranke bilden sicher die **Erzählungen von Ida Gräfin Hahn-Hahn** eine nützliche Lektüre. Sie wurden von uns

schon in der Quartalschrift Jahrgang 1903, 3. und 4. Heft, ausführlich besprochen und empfohlen. Die Verlagsfirma J. Habbel in Regensburg hat eine billige Neuausgabe der ehemals im Kirchsteinschen Verlage in Mainz erschienenen Werke der Gräfin veranstaltet. Diese neue Ausgabe kommt nur auf ein Drittel der bisherigen Kosten. 1. Serie: Romane und Gedichte. 30 Bände gbd. M. 45.—. Die 2. Serie enthält in 15 Bänden „Apologetische und historische Schriften“, gbd. M. 22.50.

Charakter. Weihnachtserzählung mit lebenden Bildern aus dem Volke. Von P. Johann Droste S. J. Friedr. Pustet in Regensburg. 1898. 8°. 143 S. gbd. M. 1.20.

Ein kleines, aber außerordentlich lehrreiches Buch. Der Verfasser schildert die Licht- und Schattenseiten der gesellschaftlichen Verhältnisse in den verschiedenen Klassen des deutschen Volkes in Form einer gar lieblichen und spannenden Erzählung. „Rotkehlchen“, ein Zigeunermädchen, hat sich glücklicherweise verirrt in eine christliche Kaufmannsfamilie, findet dort liebevolle Aufnahme und eine christliche Erziehung. Die unruhige, widerspenstige Zigeunernatur haftet ihr an, ungehorsam traut sie einem jungen Manne, der sie durch schlüpfrige Lektüre verdirbt, dann verführt, nach der Heirat verläßt und dem größten Elende preisgibt. Die große Bedrängnis führt sie zu Gott, nach Wiederaufnahme vonseite des alten Ziehvaters wird sie wieder glücklich.

Novellen. Von Johannes B. Diel S. J. 6. Aufl. Mit Zeichnungen von Fritz Bergen. Herder in Freiburg. 1902. 8°. 419 S. brosch. M. 3.60, gbd. M. 4.80.

Der Inhalt des schmucken Buches sind sieben Novellen, deren Handlung sich in den verschiedensten Zeitperioden abspielt: im Mittelalter, im 30jährigen Kriege, in der Gegenwart; sie sind durchaus religiös, ohne Ueberspannung, reich an fesselnden Naturschilderungen.

Der Roman der Arbeiterin. Preisgekrönter Roman aus dem Pariser Leben. Von Charles de Witis. 2. Aufl. Bachem in Köln. 8°. 463 S. gbd. M. 6.—.

Eine Zierde der katholischen Romanliteratur. Ein adeliges Fräulein, Germaine d'Orchamps, verliert durch harte Schicksalsschläge alles: Vater, Mutter, Bräutigam, Vermögen. Auf Anraten eines Abbes nimmt sie im Arbeiterviertel in Paris Wohnung und Arbeit; mit harter Anstrengung muß sie sich ihr Brot verdienen. So lernt sie die harte Lage, die Bedürfnisse der Arbeiter kennen, voll Nächstenliebe sucht sie zu helfen, wo sie helfen kann. In diesem segensreichen Wirken lernt sie ein junger Mann adeliger Abkunft kennen, nach zweijähriger Beobachtung nimmt er Germaine zur Frau. Diesem Roman wurde mit Recht der Preis zuerkannt, er ist vom Anfang bis zum Ende spannend, behandelt ein gutes Stück der sozialen Frage ohne trockene Erörterung, hat eine eminent religiöse und sittliche Bedeutung, schildert Verhältnisse und Personen ganz nach dem Leben

Für gebildete Patienten bildet eine rechte Lehrschule das Buch: **Margaret Morus Tagebuch.** 1522—1535. Deutsch von Dr. Adolf Baumeister. 5. Aufl. Mit Einleitung und Anmerkungen von J. J. Köhler. Schöningh in Paderborn. 1893. 12°. 214 S. brosch. M. 2.—.

Eine genussreiche Lektüre. Mit historischer Treue und in anziehender Form wird ein Bild des großen Lordkanzlers von England, Thomas Morus, entworfen: wir lernen seine Tätigkeit kennen in der Zeit vor dem Eintritte in den königlichen Dienst, sein Familienleben, sein liebes Verhältnis zu den Kindern, den Verkehr mit seinen Freunden, seine innige Frömmigkeit, den überlegenen Geist, mit dem er seines hohen Amtes als Lordkanzler waltete, seine innige Liebe zur katholischen Kirche. Was über die Verfolgungen und Leiden, über die Seelengröße und den Heldenmut des großen Mannes, mit dem er dem Tode entgegenging, gesagt wird, ist geradezu von tragischer Wirkung.

Das selige Martyrlein Andreas von Rinn. Von Josef Praxmayer. 2. Aufl. Verlag der Marianischen Vereinsbuchhandlung in Innsbruck. 1902. 8°. 232 S. brosch. K 1.50.

Die Geschichte vom kleinen Andreas, der 1462 von seinem Vater an die Juden verkauft und von diesen in grausamer Weise förmlich abgeschlachtet worden ist. Mit lebendiger Darstellung geschrieben.

Vergischwalben. Geschichten von Sebastian Rieger (Reimichl). Mit 12 Lichtdruckbildern. H. Schwicks Hofbuchhandlung in Innsbruck. 1902. 8°. 243 S. gbb. K 4.50.

„Der Schmied von Talgau“, „Die verhezte Ziege“, „Wie der Großjocher seine Frau befehrt hat“, sind launige Humoresken; die übrigen acht Erzählungen sind ernsten, mitunter erschütternden Inhaltes.

Die Blume der Einsamkeit. Novelle von Amalia Rossi. Nach dem Italienischen. Bonifaziusdruckerei in Paderborn. 1901. 8°. 199 S. brosch. M. 1.50.

Zwei Mädchen, grundverschiedene Charaktere, sind in treuer Freundschaft verbunden. Erminia ist die fröhliche, elegante Welt dame, sie sucht das glanzvolle Gesellschaftsleben und in diesem ihr Lebensglück. Maria, schön und reich verlobt, ersieht ihr Glück im trauten stillen Familienleben. Doch das Geschick der beiden gestaltet sich wider alles Vermuten. Maria verliert Vermögen, Freunde und den Geliebten, die ganze Freude und Seelenfriede, die sie erst zurückgewinnt durch Gebet in stiller Zurückgezogenheit. Ihre Freundin Erminia rettet sie aus dem Weltgetriebe.

Anna, oder: Gottes Reich bauet Hauses Glück. Von C. Köhler. Schöfried & Comp. in München. 168., 169., 170. Bändchen der „Katholischen Volksbibliothek“. 8°. 157 S. brosch. 30 Pfg.

Bei jeder Gelegenheit kommen wir auf diese Erzählungen gern zurück, weil wir sie als eine sehr nützliche Lektüre erkennen und schätzen. Sie zeigt, wie sich wahres Glück nur dort erwarten läßt, wo Religion und Tugend die Grundlage bildet. Inhalt: Zwei Mädchen

heiraten zu gleicher Zeit; des Rosenwirtes Kunigunde brachte in die Ehe einen schweren Beutel mit Geld, eine „feine Bildung“, ein hochmütiges Wesen, ein von der Welt eingenommenes Herz, das sich Gott entfremdet hat; die zweite Braut war arm, ihr Heiratsgut war ein vom Verderbnis der Welt unberührtes, Gott liebendes Herz, ein paar feste Arme, die an die Arbeit gewohnt waren — ihr Auserwählter war ein einfacher Tischler, aber nicht minder brav, wie seine Braut. So begannen beide Paare ihren Ehestand — aber wie so ganz verschieden gestalteten sich die Verhältnisse. Die Kunigunde wurde es bald inne: wo der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute umsonst. Sie fand kein Glück, geriet in materielle und moralische Verkommenheit und wäre gewiß ganz zugrunde gegangen, wenn nicht schließlich die fromme Anna ihr Schutzengel geworden wäre. Wie ganz anders verlief Annas Ehestand. Ihr Walten und Wirken als Frau und Mutter, ihr Familienleben, die Tage des Glückes und der Heimsuchung — alles ist so schön und ergreifend geschildert, so lehrreich, daß wir sagen müssen: das Büchlein ist ein Katechismus, ein Lehrbuch für alle, besonders für Eheleute.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir Krankenhäusern, denen an der Erwerbung billiger und guter Erzählungen gelegen ist, die „**Katholische Volksbibliothek**“ von C. A. Seyfried in München bestens empfehlen. Jedes Bändchen hat zirka 60 Seiten und kostet 10 Pfg. Es sind 160 Bändchen erschienen.

Auch machen wir wieder aufmerksam auf die vortrefflichen **Bücher der St. Josef-Bücherbruderschaft in Mägenfurt**. Sie gibt jährlich fünf Bücher heraus; jedes mit zirka 200 Seiten, darunter gute Volkserzählungen, Kirchengeschichtliches, Gebetbücher und dergleichen. Der hiefür zu zahlende Jahresbeitrag: K 2.40 — ein Spottpreis für so viel Gediegenes.

Billig und gut ist auch die Sammlung: **Kleine Bibliothek**. Breer & Thiemann in Hamm, Westfalen. Jedes Bändchen kostet 30 Pfg. Diese Bibliothek bringt vorwiegend populäre Erzählungen von bekannten Autoren z. B. Kolping, Conscience, Alice Salzbrenn, Tsjm. Bis jetzt sind mindestens 100 Bändchen erschienen.

Als Muster einer volkstümlichen, besonders vom Landvolke mit Liebe aufgenommenen Erzählung führen wir noch an: **Valentin und Gertraud**. Von P. Megidius Jais. Otto Manz in Regensburg. 1879. 8°. 130 S. Kartoniert M. 1.—.

Eine erbautliche Geschichte, die zeigt, wie Eheleute ihren Stand christlich antreten, ihre Pflichten gegen Gott, gegen einander und gegen die Kinder und sonstige Mitmenschen gut erfüllen können und sollen.

Kranke brauchen notwendig auch Aufheiterung. Der Erreichung dieses Zweckes dienen Bilderbücher mit erheiterndem Inhalte. Unstreitig leisten die „**Fliegenden Blätter**“, besonders auch die älteren Jahrgänge, gute Dienste. — Aus dem Verlage Braun & Schneider

in München, der die „Fliegenden Blätter“ herausgibt, können wir noch folgende lustige Bilderbücher empfehlen:

Zur Genesung. Ein lustiges Handbuch für Aerzte und Patienten beiderlei Geschlechtes und sonst jedermann. Herausgegeben von einer Masse Mediziner. 9. Aufl. 8°. 200 S. brosch. M. 2.—. — In Bild und Text urkomisch.

O diese Dackel! Allerlei Lustiges aus dem Leben unserer kleinen krummbeinigen Freunde. Gewidmet allen Dackelbesitzern. Mit Bildern von E. Harburger, Th. Heine, A. Hengeler, A. Oberländer, E. Reinicke, A. Röseler usw. 11. Aufl. 4°. 96 S. brosch. M. 1.50. — Das Buch macht viel Spaß und ist ganz harmlos.

Sehr belustigend ist: **Petermanns Jagdbuch.** Skizzen und Abenteuer aus den Jagdzügen des Herrn Petermann und seiner Freunde. Mit Illustrationen. Von E. Fröhlich, L. von Nagel, A. Oberländer, E. Reinicke, Fr. Steub usw. 7 Teile in einem Bande gbd. M. 22.—.

Schnurrdiburr oder: Die Vienen. Von Wilhelm Busch. 10. Aufl. Mit 135 Holzschnitten. M. 3.—.

Snaken und Schnurren. Von Wilhelm Busch. 3 Teile. Fol. 31, 34, 31 S. Kartoniert. Braun & Schneider in München. Preis jedes Teiles M. 2.50.

Die kühne Müllerstochter. Der Schreihals. Die Priese. Von Wilhelm Busch. Eduard Hallberger in Stuttgart. 4°. 21 Blätter. M. 2.—.

Lustige Bilder und Scherze von Anno Dazumal. Mit 124 Illustrationen. Von A. Hengeler, A. Oberländer, E. Reinicke, A. Röseler, H. Stockmann usw. 2. Aufl. Karton. M. 2.—.

Wenn's regnet. Zur Unterhaltung. 112 Seiten mit 133 Illustrationen. gbd. M. 1.80.

Nachträge.

Von dem Habbelschen Verlage in Regensburg kam uns ein Werk zu, dessen Besprechung wohl nicht in den Rahmen unserer jetzigen Arbeit paßt; wegen seiner Bedeutung möchten wir die aus der Feder des hochwürdigen Chorcherrn, Professors und Bibliothekars Franz Menstorfer in St. Florian stammende Begutachtung als Nachtrag bringen.

Scheglmann, Dr. Alfr. M. **Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern.** 1. Band 297 S. M. 3.20, gbd. M. 4.20. 2. Band 456 S. M. 5.60, gbd. M. 6.80. 3. Band 1. Teil 929 S. M. 9.—, gbd. M. 11.40. 3. Band 2. Teil 820 S. M. 8.—, gbd. M. 10.40.

Zu den angeführten Bänden wird noch ein 3. Teil des 3. Bandes kommen, der die Aufhebung der Kollegiatstifte, Damenstifte und Nonnenklöster schildern wird, während ein 4. Band über die Säkularisation im Jahre 1804 und im folgenden Jahrzehnt

berichten soll. In den bereits erschienenen Bänden hat uns der Verfasser eine Vorgeschichte der Säkularisation gegeben (1. Band) sowie den Verlauf und das Ergebnis der Säkularisation in Kurpfalzbayern im Jahre 1802 erzählt (2. Band). Die 3 Teile des 3. Bandes sind der Geschichte der Säkularisation in den 1803 definitiv bayerisch gewordenen oder gewordenen Gebieten gewidmet.

„Das Jahr 1803 brachte den Höhepunkt der Säkularisation, sowohl rücksichtlich der Zahl und Bedeutung der Objekte, als rücksichtlich der mitunter bis zum Fanatismus gesteigerten Intensität des an sein Werk gegangenen Antiklerikalismus“, sagt der Verfasser, und seine Darlegungen beweisen es. Ohne Schonung gegen Personen, die durch Alter und Verdienste für Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaften ehrwürdig waren, ohne Schonung der Kunst- und Literaturwerke, ohne Rücksicht auf den materiellen Schaden, welcher der Umgebung erwuchs, wurde vorgegangen. Die Bischöfe wurden ihrer Besitzungen beraubt, die Ordenspersonen vertrieben, vielfach ins Elend verstoßen, die schönsten Heiligtümer wurden verkauft oder niedergedrückt, die Klostergebäude verschleudert, verwahrloßt, in Brauhäuser, Kasernen, Strafhäuser oder in Unterrichtsanstalten verwandelt. Werke der Malerei und Bildhauerei und des Kunstgewerbes gingen vielfach zu Grunde, die Schätze der Bibliotheken kamen teilweise an die königliche Hofbibliothek oder an andere Bibliotheken, teilweise wurden sie nach dem Gewichte an Krämer verkauft oder zu anderen Zwecken, z. B. zur Verbesserung von Wegen mißbraucht. Zuerst fielen die armen Mendikantenklöster diesem Vandalismus zum Opfer, dann kamen die reichen Fürstbistümer, die gefürsteten und ständischen Abteien an die Reihe. Der Haß der Aufklärer gegen die katholische Kirche und ihre Einrichtungen, vor allem gegen die Orden und die Habgier und Gier nach den Reichtümern der Klöster waren die Triebfedern dieser kultur- und kirchenfeindlichen Tätigkeit. Ersterer erreichte sein Ziel. Die alten, verdienstreichen Ordensfamilien wurden so gründlich zerstört, daß z. B. im Bistum Passau kein einziger infullerter Abt sich findet, daß die jetzt bestehenden Klöster den Mühen und Opfern kurz vergangener Zeiten ihre Existenz oder Restauration verdanken. Der materielle Gewinn hingegen, den die damaligen Regierungsmänner dem Staate zu verschaffen trachteten, war verschwindend klein, in keinem Verhältnisse zu dem Schaden, den das geistige und leibliche Volkswohl erlitten hatte. Die Klöster standen in bezug auf Disziplin und Tätigkeit in Seelsorge und Unterricht, in Wissenschaft und Wirtschaft auf der Höhe der Zeit. Die einzelnen Ausnahmen lassen die Tüchtigkeit der anderen noch mehr hervortreten.

Da der Verfasser die Aufhebung jedes einzelnen Bistums oder Klosters separat schildert, wohl aber im Zusammenhang mit den gleichartigen Ordensfamilien (Benediktiner-, Zisterzienser-, Prämonstratenser-Abteien, Augustiner-Chorherren-Propsteien u. s. w.), so ist

damit zugleich der Lokalgeschichte, gerade so wie der Kunstgeschichte, der Geschichte der Bibliotheken u. s. w. gedient. Wirken die Massen von Einzelheiten beim Lesen etwas ermüdend, so geben sie doch eine echte und rechte Charakteristik, beschämend und betäubend für die Vergangenheit, belehrend für die Zukunft. Mit außerordentlichem Fleiße hat der Verfasser, gestützt auf Chroniken, Literatur und mündliche Berichte, die Grundlage gelegt, auf die mit Hilfe der Akten und anderen Quellen und unter Herbeiziehung weiterer Literatur sicherlich noch manches zur Ergänzung und Erläuterung aufgebaut werden kann. Schon durch das bisher Gebotene hat sich der Verfasser unsere Anerkennung und unseren Dank, aber auch einen zahlreichen Leserkreis verdient.

Die katholische Verlagsanstalt J. Steinbrenner in Winterberg, die sich durch enorme Verbreitung ihrer katholischen Kalender-Literatur große Verdienste erwirbt, machte uns aufmerksam auf ihren **Feierabend-Kalender** und sandte uns den vom Jahre 1909 zu. (21. Jahrgang.) 4°. 360 Seiten, die gewöhnlichen Ausgaben der Kalender: Genealogie des Kaiserhauses, Post- und Telegraphen-, Markt-Kalender usw. ungerechnet. Der Druck ist sehr groß. Preis des Jahrganges **K** 2.50.

Der ganze, volkstümlich gehaltene Inhalt dient der Belehrung und Erbauung kranker und solcher Personen, die alt und gebrechlich sind und nicht mehr den Gottesdienst besuchen können. Allen diesen ist der dickleibige Kalender ein Lehrer und Prediger, der auch mit vielen erbaulichen Geschichten aufzuwarten hat — auch an trostreichen, hübschen Bildern fehlt es nicht, so vom heiligsten Herzen Jesu, vom heiligen Antonius, das große kolorierte Bild von Maria, der Königin der Märtyrer usw. Beantragt ist der Inhalt für das gläubige Landvolk, es dürfen sich seiner auch andere mit Nutzen bedienen.

Gottes Wille geschehe! Vorbereitungen auf kritische Tage für Alte, Kranke und Gesunde. Von P. Karl Hünner S. J. Herausgegeben von P. Wenzel Verch S. J. Mit Druckerlaubnis des hochwürdigen Bischofs von Chur und den Ordensoberen. Benziger & Comp. in Einsiedeln und Waldshut. 1908. 8°. 650 Seiten. gbd.

Das Buch war uns von Anfang an sympathisch; wir kennen ja den Herausgeber P. Verch als einen vom größten Seeleneifer erfüllten, an seelsorglicher Erfahrung reichen Missionär, von dem man nur Gutes erwarten kann, dessen zahlreiche asketische Schriften große Verbreitung gefunden haben und überall Segen stiften. Unsere Erwartungen fanden wir beim Durchlesen des Buches vollkommen bestätigt: überzeugend und eindringlich wirken seine Belehrungen über Leben und Gesundheit, über die Armutseligkeiten des Alters, über den Nutzen der Krankheit, über die ausdauernde Geduld, über die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung und deren Wirkung, über die willige Hinnahme des Todes, über Sterbekreuz und Sterbeschmuck, über den Augenblick des Abscheidens, über Sterbepatrone, über Be-

gräbnis und Wiedersehen. Von Seite 479 an Gebete und Andachtsübungen für Kranke und Sterbende; es ist nicht denkbar, daß der Gebrauch dieses Buches ohne nachhaltige Wirkung bleiben könnte. Zum Vorlesen und noch besser zum Selbstgebrauch für Alte, Kranke und Gesunde. Der Druck ist groß, viele und schöne Illustrationen.

Schluß.

Die Aufgabe, die uns vor mehr als 30 Jahren gestellt wurde von der Redaktion der Quartalschrift, für die verschiedenen Altersklassen, für das gewöhnliche Volk und auch für gebildete Stände zu deren Belehrung und Unterhaltung hinreichende Literatur zusammen zu stellen, deren Benützung in religiöser und sittlicher Hinsicht keinen Schaden bringt, sondern bildend und veredelnd wirkt, glauben wir, soweit dies unsere schwachen Kräfte zuließen, erfüllt zu haben. In den vielen Artikeln, welche die Quartalschrift im Laufe der langen Jahre gebracht hat, glauben wir so ziemlich allen Bedürfnissen Rechnung getragen zu haben. Der „Wegweiser in der katholischen Volks- und Jugendliteratur“ kann am Schlusse der langen und oft ziemlich mühevollen Arbeit nicht scheiden, ohne der verehrten Redaktion zu danken für die großen Opfer, die sie zur Förderung dieser Aufgabe gebracht — großer Dank gebührt Gott und den hochw. Mitarbeitern, ohne deren Hilfe die Ausführungen der Arbeit unmöglich gewesen wäre. Es muß anerkannt werden, daß nicht wenige Verlags-handlungen sich entgegenkommend verhalten haben. Wenn Gott noch Kraft und Zeit schenkt, so will sich ab und zu Schreiber dieses mit Nachträgen einfinden.

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. (Vermögensübertragung erlaubt oder nicht?)

Anfrage: Longinus erklärt sich zahlungsunfähig. Infolgedessen wird auf Klage der Gläubiger hin vom Gerichte der öffentliche Verkauf der Habseligkeiten des Longinus angeordnet. Auch die Ehefrau desselben hat eine Forderung von 100 fl. an ihn. Da diese jedoch bei der öffentlichen Güterversteigerung nicht zu ihrem Rechte kommen würde, so wird sie von Longinus vorab heimlich befriedigt. Wird hierdurch eine Ungerechtigkeit begangen und eine Ersatzpflicht begründet?

Antwort: Hat Longinus die Zahlung an seine Gattin geleistet zu der Zeit, wo ihm die freie Verfügung über seine Habseligkeiten schon gerichtlich entzogen war: dann lag in dieser Zahlung eine sachliche Ungerechtigkeit gegen die übrigen Gläubiger, weil alle, mit Einschluß der Frau, ein Anrecht auf Zahlung pro rata hatten; übrigens konnte alsdann jene volle Auszahlung an die Gattin nur durch trügliche und lügenhafte Mittel erfolgen. Die Gattin ist in diesem Falle mitschuldig an der sachlichen Ungerechtigkeit

und den einzelnen Gläubigern in der Höhe des hierdurch erlittenen Verlustes haftbar. — Leistete jedoch Longinus die volle Zahlung an seine Gattin zur Zeit, wo er zwar seine Zahlungsunfähigkeit bezüglich der anderen Gläubiger voraussah, aber noch gesetzlich freies Verfügungsrecht über seine Habseligkeiten besaß: dann kann wenigstens die Gattin, die bona fide die Zahlung in Empfang nahm, nicht als der Ungerechtigkeit mitschuldig verurteilt werden; selbst von seiten des Longinus ist die Ungerechtigkeit der Handlungsweise zweifelhaft, da verschiedene Autoren verschiedentlich die Frage entscheiden, ob der ärmere, der dem Schuldner nächststehende oder auch der zunächst um Zahlung einkommende Gläubiger vor den anderen befriedigt werden könnte. (Vgl. S. Alphons. lib. 3 n. 690 ff.; Lugo, De iustitia et iure d. 20 sect. 7.)

Balkenburg (L.) Holland.

Aug. Lehmkühn S. J.

II. (Dem Kleriker verbotene negotiatio?) Ein Leser der Zeitschrift hat folgende Fragen zur Beantwortung vorgelegt:

1. Ist es dem Geistlichen erlaubt auf das Steigen und Fallen von Wertpapieren zu spekulieren?

2. Ist dem Geistlichen überhaupt jede Börsenoperation verboten?

3. Ist es ihm auch nicht erlaubt, Wertpapiere, die sich in seinem Besitze befinden und gegenwärtig hoch in Kurs stehen, mit anderen von niedrigem Kurs zu vertauschen und so einen Gewinn zu machen?

Nach dem kanonischen Rechte ist dem Geistlichen jede negotiatio quaestuosa (im Gegensatz zur negotia oeconomica) verboten. Unter negotiatio quaestuosa versteht man jedes Geschäft, durch welches Sachen zur Erreichung eines Gewinnes anderswo gekauft und wiederverkauft werden und zwar entweder unverändert oder verändert durch fremde, gedungene Arbeit. Es darf also der Kleriker Dinge, die er selbst besitzt, oder für seinen eigenen Gebrauch gekauft hat, wieder mit Gewinn verkaufen, auch wenn sie ihm nicht überflüssig sind. Ebenso ist es dem Kleriker erlaubt, von anderen Dingen zu kaufen und sie verändert oder verbessert teurer zu verkaufen, wenn nur der ganze Geschäftsbetrieb überhaupt des Klerikers nicht unwürdig ist. Er darf aber nicht durch andere die Sachen verändern und verbessern lassen und dann teurer verkaufen, weil er dann durch andere ein Geschäft betreiben würde.

Das Verbot trifft die Kleriker, wenn sie in höheren Weihen stehen, die Benefiziaten, auch wenn sie nicht in den höheren Weihen stehen, und die Ordensleute. Es ist im allgemeinen schwer verpflichtend, läßt aber Geringfügigkeit des Gegenstandes zu, so daß sicher bloß lässlich gesündigt wird, wo bloß kleine und unbedeutende Geschäfte derart abgewickelt werden. Schwere Sünde aber ist es selbst dann nicht, wenn jemand einmal oder auch das eine oder andere Mal ein bedeutenderes Geschäft macht.

Eine von den Autoren vielfach behandelte Frage ist es, ob es dem Kleriker erlaubt sei, sich an Aktiengesellschaften, an Börsenoperationen u. dgl. zu beteiligen.

Es ist nun 1. sicher erlaubt, sich Staats- und Städteobligationen zu kaufen und Zins davon zu beziehen, denn das heißt ja nichts anderes, als sein Geld auf Zins ausleihen. 2. Es ist sicher erlaubt, Obligationen und Pfandbriefe von Aktiengesellschaften zu nehmen, weil auch in diesem Falle nichts anderes vorliegt, als ein Darlehen gegen Zins. Höchstens könnte die Mitwirkung in Frage kommen bei einer Gesellschaft, die schlechten Zwecken dient. 3. Ob es dem Kleriker erlaubt sei, eigentliche Aktien zu nehmen von Aktiengesellschaften, ist eine viel umstrittene Frage. Manche halten Aktiennehmen schlechthin und in jedem Falle für unerlaubt, weil der Kleriker damit ein gewinnbringendes Geschäft betreibe. Andere unterscheiden zwischen industriellen Unternehmungen und Handelsgesellschaften. Aktien von Handelsgesellschaften zu nehmen, halten sie für unerlaubt, Aktien von Industriegesellschaften zu nehmen, halten sie für erlaubt, so von Bergbau, Eisenbahnen und Trambahnen. Es kann aber wenigstens bei verschiedenen Industrieaktien die doppelte Schwierigkeit entstehen, einmal, daß man in diesem Falle durch einen anderen ein Geschäft betreibt, dann, daß diese Industriegesellschaften meistens doch auch als Handelsgesellschaften anzusehen sind. So hält z. B. Wernz (III. n. 219) eine Uhrenfabrik für eine Handelsgesellschaft. Doch sind hier manche Entscheidungen des S. C. Off. zu beachten. Nach Dekret vom 17. November 1875 ist der Ankauf von Aktien bei Eisenbahn- und anderer ähnlicher Gesellschaften (also etwa Trambahn, Dampfschiffahrt, Kanalbauten) gestattet. Eine Entscheidung vom 1. April 1857 hatte den Bischöfen die Vollmacht gegeben, die Erlaubnis dazu zu erteilen: „*de propria persona tantum*“; damit war natürlich ausgeschlossen, daß etwa Stiftungsgelder dazu verwendet würden, wohl auch, daß der Kleriker Geld als Darlehen aufnehme, um sich Aktien zu kaufen. Was die Bankaktien angeht, so hat eine Entscheidung vom 15. April 1885 erklärt: „... *non esse inquietandas personas ecclesiasticas si emanant actiones seu titulos mensae nummulariae, dummodo paratae sint stare mandatis S. Sedis et se abstineant a qualibet actione dictarum actionum seu titulorum et praesertim ab omni actu, qui dicitur dei giuochi di borsa.*“ Der Kleriker darf also Bankaktien besitzen, aber sich nicht an dem Geschäftsbetrieb, den Generalversammlungen usw. beteiligen. Bedenken liegen hier insofern vor, als verschiedene Banken an den Börsenspielen sich beteiligen oder sonst unerlaubte Manipulationen vornehmen.

Aktien einer Versicherungsgeellschaft zu nehmen, ist erlaubt, vorausgesetzt, daß sie keinem unerlaubten Zwecke dienen. Ebenso ist es gestattet, Aktien zu nehmen einer Gesellschaft für Erbauung eines katholischen Vereinshauses, einer katholischen Zeitung, weil hier gar

nicht der Gewinn, sondern Förderung des guten Unternehmens der Zweck ist. 4. Börsenspiel ist dem Kleriker verboten, wie schon aus der letztangeführten Entscheidung hervorgeht. Also Wertpapiere einkaufen und verkaufen mit Spekulation auf deren Steigen und Fallen, besonders bei Termin- und Differenzgeschäften, um einen Gewinn zu erzielen ist *negotiatio quaestuosa* und deswegen verboten.

Was nun die gestellten Fragen angeht, so ist es

1. dem Kleriker nicht erlaubt, im eben angegebenen Sinne Spekulationen in Wertpapieren zu treiben, weil sie eben Börsenspiel sind.

2. Es ist nicht jede Börsenoperation, wohl aber Börsenspiel verboten.

3. Er darf sicher Papiere, die jetzt hoch in Kurs stehen, veräußern und sich solche kaufen, die niedrigeren Kurs haben, um dadurch einen Gewinn zu machen; oder auch mit seinem Gelde Papiere, die jetzt niedrig stehen, kaufen, in der Hoffnung auf Kurssteigerung. Das alles ist noch nicht Börsenspiel. Uebrigens tut der Kleriker gut daran, nur solide Wertpapiere zu kaufen, um nicht seine Ersparnisse zu verlieren, und das aus Kirchengut gewonnene Vermögen, das er ja wieder guten Zwecken zuzuführen hat, aufs Spiel zu setzen.

Würzburg.

Dr. Goepfert, Univ.-Professor.

III. (**Jurisdictio suppleta.**) Ein Weltpriester, der die gewöhnliche Diözesanjurisdiktion ad triennium besitzt, aber keine weitere seelsorgerliche Stellung versieht, wird zugleich mit mehreren anderen Beichtvätern als *confessarius* in einem Studenten-Institut angestellt. In der sicheren Meinung, die erteilte Jurisdiktion sei noch nicht erloschen, hört er eine Anzahl Beichten und gewahrt erst einige Tage später seinen Irrtum, da die Jurisdiktion tatsächlich schon seit mehreren Wochen zu Ende gegangen war.

Frage: Waren die erteilten Absolutionen gültig?

Antwort. Ohne Zweifel liegt hier der Fall vor, wo die *jurisdictio suppleta* eintritt und zwar in *errore communi cum titulo colorato*. Da weder die Zöglinge des Institutes von der zu Ende gegangenen Beichtjurisdiktion eine Ahnung haben konnten, noch sonst jemand davon wußte, herrschte gewiß ein *error communis*; aber auch die zweite Bedingung des *titulus coloratus* lag vor. *Titulus* im allgemeinen besagt für die Beichtjurisdiktion die Uebertragung eines Amtes, mit welchem die Tätigkeit als *confessarius* wesentlich verbunden ist z. B. die Verleihung einer Pfarrei; umsomehr die direkte und förmliche Bestellung als Beichtvater. Wenn nun die wirklich vollzogene Uebertragung eines solchen Amtes entweder null und nichtig war wegen eines geheimen Fehlers (*Simonie*) oder später verloren ging z. B. durch Widerruf des Obern, so entsteht der *titulus coloratus* zum Unterschiede von dem *titulus exstimatus*, der von der zuständigen kirchlichen Autorität überhaupt nicht übertragen wurde, sondern nur bei den Gläubigen als vorhanden galt z. B. die im Wege der Staatsgewalt erfolgte Einsetzung eines Pfarrers.

Da nun der besagte Weltpriester vom bischöflichen Ordinariate direkt und formell als Beichtoater des Instituts angestellt wurde, supplierte die Kirche seine Jurisdiktion auf den *titulus coloratus* hin, den ihm die kirchliche Autorität selbst übertragen hatte; viele Autoren dehnen diese Supplierung der Jurisdiktion auch auf den *titulus existimatus* aus.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand hinsichtlich jener Pönitenten, die vielleicht nur eine *materia libera* (läßliche oder schon gebeichtete schwere Sünden) beichteten. Es ist zwar seit dem Dekrete Innozenz XI. „*Cum ad aures*“ vom 12. Februar 1679 sicher unerlaubt, ohne Approbation und Jurisdiktion von nur läßlichen Sünden zu absolvieren, aber die Gültigkeit einer solchen Absolution wird auch jetzt noch zum mindesten als *speculative probabilis* angesehen. Nach allgemeiner Lehre der Theologen suppliert aber die Kirche in *casu jurisdictionis speculative probabilis* sicher die etwa fehlende Jurisdiktion.

Einz.

Dr. Joh. Gföllner.

IV. (Pflicht des Almofengebens.) Unter den Predigten über das siebente Gebot und die soziale Frage der Gegenwart, die in den Blättern f. Kanzelb. XXIX. Bd. S. 10 veröffentlicht werden, findet sich auch eine mit dem Thema: „Der Vermögende ist aus christlicher Gerechtigkeit verpflichtet, den Armen zu Hilfe zu kommen.“ Die folgende Predigt trägt den Titel: „Der Vermögende ist aus christlicher Nächstenliebe verpflichtet, den Armen zu Hilfe zu kommen.“ Der Prediger bezeichnet also ausdrücklich, wie dies auch aus mehreren Stellen der Predigt erhellt, die christliche Gerechtigkeit als Grundlage der Pflicht des Almofengebens. Arme und Reiche wird es stets geben; letztere sind Gott dem Herrn gegenüber nur Verwalter ihrer Güter, sie haben nur ein bedingtes Eigentumsrecht. Der Reiche soll durch Gaben und der Arme durch Geduld in seiner Not und durch dankbares Empfangen in den Himmel kommen. Der Reiche soll dem Armen von seinem Ueberflusse mitteilen, damit er nicht darbe und so unfähig sei seinen Lebenszweck auf Erden zu erfüllen. Deshalb, so fährt der Prediger mit besonderer Betonung fort, ist es eine strenge Pflicht der Gerechtigkeit, daß der Wohlhabende dem Notleidenden helfe, die ungleiche Austeilung der Glücksgüter nach seinen Kräften ausgleiche. Es werden dann die gewöhnlich angeführten Stellen der Heiligen Schrift zur weiteren Begründung herbeigezogen.

Es ist gewiß richtig, daß der Prediger die Pflicht des Almofengebens allen Ernstes betont, daß er auch darauf hinweist, daß in unserer Zeit wohl die mittleren Stände und die ärmeren Klassen noch viel christliche Liebe üben, daß aber gerade die Reichsten ihre Pflicht am wenigsten tun. Es ist ferner richtig, daß der Reichtum von Natur aus schon wie rechtliche Schranken so auch sittliche Pflichten hat. Der Reiche ist Gott dem Herrn gegenüber nur Verwalter seiner Güter, er hat nur ein bedingtes Eigentumsrecht, er muß

seinen Besitz nach dem Willen des Schöpfers verwalten und gebrauchen zur Ehre Gottes, zum eigenen Heile und zum Wohle der Mitmenschen; der Reiche ist nur Pächter der Güter Gottes, er muß an Gott und seine Stellvertreter, die wahrhaft Bedürftigen, Pacht zahlen in der Form des Almosens. Es darf aber anderseits auch nie außeracht gelassen werden, daß jeder Mensch den Mitmenschen gegenüber ein absolutes, unantastbares Eigentumsrecht über alle seine rechtlich erworbenen Güter hat, ein Recht, das Gott der Herr in zwei Geboten des Dekalogs schützt. Wenn jemand in äußerste Not geraten ist, kann er sich wohl überall so viel nehmen, als notwendig ist, um sein Leben zu erhalten; doch diese äußerste Not wird nicht eintreten, wenn der Minderbemittelte seine Pflicht zu arbeiten und zu bitten erfüllt, und wenn die Wohlhabenden ihrer Pflicht gerecht werden, die wahrhaft Bedürftigen nach Möglichkeit, Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit zu unterstützen.

Diese Unterstützungspflicht ist aber nicht Pflicht der Gerechtigkeit, sondern der Liebe. Der heilige Thomas behandelt in seiner Summa theol. 2. 2. qu. 31 a 1 die Frage: *Utrum dare eleemosynam sit actus charitatis*. Er sagt dort: „*Exteriores actus ad illam virtutem referuntur, ad quam pertinet id, quod est motivum ad agendum huiusmodi actus: motivum autem ad dandum eleemosynas est, ut subveniat necessitatem patienti; unde quidam eleemosynam definientes dicunt, quod eleemosyna est opus, quo datur aliquid indigenti ex compassione propter Deum: quod quidem motivum pertinet ad misericordiam . . . Unde manifestum est, quod dare eleemosynam proprie est actus misericordiae . . . Et quia misericordia est effectus charitatis . . . ex consequenti dari eleemosynam est actus charitatis misericordia mediante.*“ Nach dem heiligen Thomas und dem heiligen Alphons behandeln alle Autoren die Pflicht des Almosengebens im Anschlusse an die Pflichten der christlichen Nächstenliebe, die ja gerade so wie die Gerechtigkeit unter Umständen schwer verpflichten kann.

Auch dort (l. 2. t. 3. d.), wo der heilige Alphons mit älteren Autoren der strengeren Ansicht (Betreffs der probabilitas externa dieser Ansicht vergl. Gury-Ballerini-Palmieri Comp. th. m. ¹³ nr. 227 und 228) huldigt, daß es nämlich schwere Pflicht sei, auch dem gewöhnlichen Armen aus dem reinen Einkommen Almosen zu geben, führt er zu deren Begründung nicht deren Rechtsanspruch an, sondern den Umstand, daß, wenn die Reichen nicht diese Verpflichtung hätten, die gewöhnlichen Bettler in ihrer Not von allen verlassen würden. Daß dieser Grund in den meisten Staaten mit ihrer gesetzlichen Armenfürsorge nicht mehr stichhältig ist, ist bekannt. Die Existenz des Menschen, auch des Armen, die Befreiung von schwerer und besonders von äußerster Not ist staatlich sichergestellt. Welch große Summen müssen die einzelnen Länder oder Gemeinden aufbringen, um eben diese Armenlasten bestreiten zu können. Alle Besitzenden

die Steuer zahlen, müssen auf diese Weise für die Armen sorgen und erfüllen so wenigstens materiell das Gebot des Almofengebens. Daß neben der staatlichen Armenfürsorge auch die Privatwohlthätigkeit noch ein weites Arbeitsgebiet hat, wird niemand leugnen. Garantiert so-
zu-
lagen der Staat für die leibliche Existenz des Bedürftigen, so haben die Privaten, einzeln oder in Genossenschaften, die Aufgabe, den wirklich Armen geistig und leiblich zu heben, ihm zu einer wahrhaft beglückenden Selbstthätigkeit und Selbständigkeit zu verhelfen. Wenn man berücksichtigt, was heutzutage öffentliche und Privatwohlthätigkeit leistet, wenn man beachtet, wie die gewöhnlichen Bettler vielfach es recht gut verstehen, den Schutz des Gesetzes auszunützen, wird man wohl sagen, daß fast nie der Fall eintreten wird, wo nach den Worten des heiligen Thomas (2. 2. 9. 35. a. 5.) jemand, der Ueberfluß hat, durch Verweigerung des Almofens schwer jündigen würde, nämlich *cum apparet evidens et urgens necessitas nec apparet in promptu, qui ei subveniat.*“

Recht zweckmäßig dürfte es sein, auf das erste und letzte Wort in der vom heiligen Thomas gebrauchten Definition des Almofens nachdrücklichst hinzuweisen: *opus . . . propter Deum*. Das Almofengeben ist eine Handlung, eine persönliche Liebestat; die Gabe oder Hilfe ist nur der äußere Beweis der echten christlichen Nächstenliebe, die den Wohlhabenden mit dem Dürftigen verbindet. Wegen Gott liebt der Reiche den Armen, in demütiger Anerkennung des Obergüterrechtes Gottes teilt der Besizende von seinen Gütern mit, von Gott hofft er dafür Belohnung, durch rechte Verwendung der zeitlichen Güter will er sich den Himmel erkaufen.

Die Grundsätze, welche eine vernünftige Volkswirtschaftspolitik betreffs des Almofengebens aufstellt, sollen auch von der katholischen Moral und deren Verkündern berücksichtigt werden. Conrad J. stellt sie in seinem Grundriß zum Studium der politischen Oekonomie 2. Teil ⁶ S. 590 also zusammen:

1. Es ist Aufgabe für Staat und Gesellschaft, vor allem vorbeugend zu wirken, damit nur in Ausnahmefällen zu dem Almofen ge-
ri-
ssen zu werden braucht. Denn Almofennehmen erschläft die Schaffenskraft, stumpft das Ehrgefühl ab, und wirkt demoralisierend.

2. So weit irgendwie möglich, soll die Unterstützung nur gegen eine, wenn auch minimale Gegenleistung in Arbeit gewährt werden. Es ist die zweckmäßigste Art der Privatwohlthätigkeit, für Beschäftigung Bedürftiger Sorge zu tragen.

3. Bei der Gewährung der Unterstützung ist fortdauernd pädagogisch vorzugehen. Eine genaue Untersuchung der Verhältnisse des Bittstellers ist notwendig. Zu dieser Tätigkeit sind diskrete Frauen sehr geeignet.

4. Im allgemeinen ist nur das Nötigste zu gewähren, um den Almofenenpfänger nicht besser zu stellen als den für sich selber Sorgenden.

5. So viel als möglich ist die Unterstützung in Geld zu vermeiden. So weit irgendwie durchführbar, muß das Nötigste in der Form gewährt werden, in welcher das Bedürfnis zutage tritt, tunlichst in Naturalien.

6. Durch genaue Kontrolle muß Bürgschaft dafür geleistet werden, daß das Gewährte auch im Sinne des Spenders verwerthet wird.

7. Das planlose Almosengeben der Privatwohlthätigkeit ist mit allen zulässigen Mitteln zu bekämpfen, weil nichts so schädlich wirkt als die Unterstützung Unwürdiger.

8. Die Hilfe ist in einer solchen Weise zu gewähren, daß sie nicht entwürdigend und deprimierend wirkt, sondern es muß dabei gesucht werden, den Heruntergekommenen zu heben, den Unglücklichen aufzurichten und ihm möglichst wieder zur Selbständigkeit zu verhelfen.

Daß jeder, der von Gott die notwendigen Geistes- und Körperkräfte erhalten hat, dieselben zur Arbeit benütze für sich und für andere, das ist die erste Pflicht des Menschen. Kann er das nicht leisten, würde er ohne die Hilfe Anderer zu Grunde gehen, dann ist es Liebespflicht der Vermögenden, seinem Unvermögen abzuhelpen, seine Tätigkeit zu unterstützen oder zu ersetzen. So sollen Reiche und Arme wie Kinder eines Vaters leben und einander helfen in dem Streben nach ewigen, den himmlischen Gütern.

St. Florian.

Prof. Ufenstorfer.

V. (**Beichtiegel.**) Ein Advokat legt einem ihm bekannten Geistlichen folgenden Fall vor: Vor einiger Zeit starb eine gewisse Anna, die in ihrem Testamente all ihr Vermögen einem Bauer vermachte, bei dem sie längere Zeit hindurch liebevolle Pflege fand. Ihre Verwandten hat sie im Testamente übergangen. Nun sechten die Verwandten das Testament an und sagen, die Anna sei schwachsinnig gewesen und unfähig, ein Testament zu machen. Der Bauer aber, der frohe Erbe, jagt: „Die Anna ist nicht ganz schwachsinnig gewesen, sie ist ja doch oft zur Beichte und zur heiligen Kommunion gegangen. Sie dürfen nur ihren Beichtvater, den hochwürdigen Herrn Pfarrer fragen!“ — „Ich habe die Gültigkeit des Testamentes zu vertreten“, jagt der Advokat, „und bin nun im Zweifel, ob ich den Herrn Pfarrer als Zeugen vorladen soll oder nicht. Es wäre mir zuwider, wenn er vor Gericht die Aussage unter Berufung auf das Beichtiegel verweigern würde. Was würden Sie tun?“ fragt er den Geistlichen. Der antwortet nach kurzem Zögern: „Ich würde vor Gericht jede Antwort verweigern, die sich auf die Beichte bezieht.“

Hat der Geistliche mit seiner Ansicht recht?

Nach Müller Theol. mor. III. § 169, *Sigillum sacramentale generatim omnia comprehendit in confessione manifestata, quorum revelatio cederet in odium Sacramenti et gravamen poenitentis.* Also dürfte der Priester nie offenbaren die gebeichteten Sünden, auch nicht die Umstände der Sünde, auch nicht ihre Ursachen, auch nicht die auferlegte Buße, ja nicht einmal natürliche Veranlagungen zum Beispiel Skrupulosität oder natürliche Gebrechen des Pönitenten, die dem Priester nur aus der Beicht bekannt sind. Das Faktum der Beicht, d. h. die Tatsache, daß ein Pönitent bei einem bestimmten Priester die Beichte abgelegt hat, kann doch nicht unter das Beichtgeheimnis fallen; sonst dürfte der Beichtvater zur österlichen Zeit auch keine Beichtzetteln ausstellen. Nur dann dürfte der Priester nicht einmal dies Faktum der bei ihm abgelegten Beichte bestätigen, wenn

aus dieser Bestätigung auf eine Sünde, die der Pönitent gebeichtet hat, geschlossen werden könnte. Das ist aber in unserem Fall nicht zu befürchten. Da soll nicht auf bestimmte Sünden, sondern nur auf die Intelligenz der verstorbenen Pönitentin geschlossen werden.

Wie aber, wenn der Richter den Pfarrer direkt fragen würde:

„Was haben Sie für ein Urtheil über die Anna gewonnen? Halten Sie dieselbe für schwachsinzig oder für zurechnungsfähig?“

Der Pfarrer soll also bezeugen, ob er die Anna auf Grund ihres Sündenbekenntnisses für fähig gehalten habe, Sünden zu begehen, und für capax losgesprochen zu werden.

Er könnte wohl auch diese Frage, ohne irgend ein Geheimnis zu verlegen, mit „Ja“ beantworten, weil er ihr ja auch die heilige Kommunion erlaubt hat. Diese Erlaubnis hätte er aber nie gegeben, wenn er sie wegen Schwachsinnes nicht hätte lossprechen können.

Eine derartige Aussage würde also das Beichtiegel nicht brechen, würde auch der verstorbenen Pönitentin kein Schade sein. Der früher erwähnte Geistliche sagt aber, er würde vor Gericht nichts aussagen, was sich auf die Beichte bezieht. Für diese seine strenge Ansicht könnte er höchstens den Grund anführen, daß eine bejahende Aussage des Pfarrers vielleicht indirekt „in odium sacramenti cedere“ könnte, insofern nämlich, als die Gegenpartei, die die Gültigkeit des Testaments bestreitet, vielleicht in Folge der Aussage des Pfarrers den Prozeß verlieren könnte.

Sie könnte vielleicht sagen: „Ja, wenn der Pfarrer schon vor Gericht das Beichtgeheimnis nicht hält, dann — gehe ich nicht mehr beichten.“ Solche ungerechte und böshafte Bemerkungen über das Beichtinstitut könnte man vielleicht nachträglich hören.

Wären aber derartige Bemerkungen nicht zu befürchten, dann könnte der Pfarrer *tuta conscientia* seine Aussage machen.

Könnte aber der Geistliche zur Aussage vom Richter gezwungen werden? Nein. Denn es schützt ihn § 151 der Strafprozeß-Ordnung vom 23. Mai 1873, in dem es heißt: Was einem Geistlichen (in der Beicht) oder sonst unter dem Siegel geistlicher Amtsverschwiegenheit anvertraut wird, ist unverlegliches Amtsgeheimnis und kann er darüber nicht vernommen werden.

Petrus Dolzer.

VI. (Kommunion an Kranke, die nicht mehr nüchtern sind.) Im zweiten Hefte dieser Zeitschrift für das verflossene Jahr finden sich Seite 361 zwei Pastoralfälle besprochen, in denen das *Decretum de communione infirmis non ieiunis* danda zur praktischen Anwendung kommt. Die Lösung des ersten casus ist wohl ohne Zweifel richtig, anders scheint es beim zweiten zu sein. Auf diesen ist das genannte Dekret nach unserer Meinung nur unter einer bestimmten Einschränkung richtig angewendet. Der Fall ist kurz dieser: der Kooperator Commodus wurde zu einem Kranken gerufen, den er jedoch nicht mehr versehen kann, reicht die heilige Kommunion einer fränklichen Nachbarin, die öfter devotionis causa kommuniziert, obwohl

sie heute bereits etwas Milch getrunken hatte, mit der Begründung, daß die Kranke von der Begünstigung des oben zitierten Dekretes Gebrauch machen konnte. Allein da bleibt doch zu untersuchen, ob das Dekret auf derlei Personen angewendet werden kann.

Die Person, um die es sich handelt, scheint gar wohl nüchtern bleiben zu können, und bei den anderen Kommunionen, die sie devotionis causa empfing, auch tatsächlich nüchtern gewesen zu sein; sonst ist der ganze Fall heute eine Selbstverständlichkeit. Nun spricht aber unser Dekret von aegrotis diuturno morbo laborantibus — qui naturale ieiunium in sua integritate servare nequeant. Auf diese allein findet es seine Anwendung. Gehört also jene Person, der Commodus die heilige Kommunion reicht, nicht zu dieser Art von Kranken, die nicht nüchtern bleiben können, so kann sie auf keine Begünstigung Anspruch erheben. Der Grund scheint übrigens ganz einleuchtend. Denn sicher wollte die Kirche mit der neuen Bestimmung über die Krankenkommunion nicht das Gebot des ieiunium naturale aufheben, sondern bloß den Kranken, die dieses nicht halten können, die heilige Kommunion ermöglichen. Hier treffen also zwei Gebote zusammen, das Gebot, beziehungsweise der Wunsch der Kirche, recht oft die heilige Kommunion zu empfangen, und das Gebot der Nüchternheit; wo aber zwei sich berührende Gebote nebeneinander bestehen können, sind beide zu beobachten. Nur wo das nicht möglich ist, da muß das eine weichen, in unserem Falle das ieiunium naturale. Für die übrigen Fälle bringt das neue Dekret keinerlei Aenderung, es wird vielmehr ausdrücklich auf die Bestimmungen des *Rituale romanum* verwiesen und diese zu halten befohlen.

Oder wer wagte es, dem Koopera'or Commodus Recht zu geben, wenn er anstatt einer fränklichen Person einem robusten Knechte, der sich beim Holzfällen den Fuß gebrochen und jetzt schon mehrere Monate das Bett hüten mußte, die heilige Kommunion gereicht hätte? Solchen „Kranken“ mit Umgehung des ieiunium naturale die Kommunion zu ermöglichen, kann doch niemals im Sinne der Kirche liegen. Der Grund ist aber bei beiden wesentlich derselbe. Freilich darf bei Beurteilung der Unmöglichkeit nüchtern zu bleiben nicht ängstlich rigoristisch vorgegangen werden, sonst wird das Dekret, das doch eine Erleichterung bringen sollte, vielfach nutzlos und nur eine Quelle von Skrupeln.

Fl. R.

VII. (Kommunion am Karjamstag.) An einem Karjamstag früh wird der Pfarrer Petrus zeitlich aus den Federn geholt mit der Begründung, ein ganz fremder Herr möchte gern beichten. Der Pfarrer geht eilends in die Kirche und nimmt die Bichte des Fremden auf. Weil der Seelsorger sonst niemand bei seinem Beichtstuhl stehen sieht, schickt er sich an, wieder nach Hause zu gehen. Da tritt der Pönitent, der jedenfalls mit den Rubriken des Karjamstags nicht am besten vertraut war, zum Priester und bittet ihn auch um die heilige Kommunion.

Der Pfarrer, ein in rubrizistischer Hinsicht wohl versierter Mann, weiß genau, daß am Karfreitag die heilige Kommunion erst nach dem Hochamt¹⁾ oder unter dem Hochamt nach der Kommunion des Zelebranten, aber auch nur dort, wo die Gewohnheit besteht,²⁾ ausgeteilt werden dürfe. Auf diese Vorschrift macht er den Fremden aufmerksam und fügt hinzu, daß in seiner Pfarrei eine solche Gewohnheit überhaupt nicht existiere; er müsse sich also bis zehn Uhr gedulden, dann könne er ihn abspeisen. Der Herr erwidert, er müsse mit dem nächsten Zug weiterfahren, es sei dann sehr zweifelhaft, ob er in der österlichen Zeit überhaupt die heilige Kommunion werde empfangen können.

Hier ist der Entschluß leicht gefaßt. Auf der einen Seite das strenge Gebot der Osterkommunion, das quoad substantiam ein göttliches ist und in Bezug auf die Zeit ein allgemeines Kirchengebot, auf der anderen Seite Kongregationsentscheidungen.

Doch — siehe da! — wie der Pfarrer in die Sakristei hineingeht um Rochet und Stola, um den fremden Herrn „abzuspeisen“, kniet sich eine ältere Frauensperson auch mit hin zur Kommunionbank. Sie hat es genug gewußt, daß in dieser Kirche am Karfreitag nie abgespeist wird.

Was soll der Priester in diesem Falle machen?

Ich denke mir die Lösung folgendermaßen: Die Frau einfach zu übergehen, wie man sagt, zu tun, als ob sie gar nicht dortkniete, ist eine sehr heikle Sache. Einmal liegt nahe, daß sich die Leute ohne Aufklärung denken: Schau, der feine, elegante Herr wird abgespeist und die arme Frau nicht. Zum zweiten geht es nicht an, die Frau, vielleicht gar im Aerger, zurechtzuweisen. Dazu ist der Ort und namentlich die Gelegenheit, nämlich die Spendung der heiligen Kommunion, viel zu heilig. Auch das etwa anwesende Volk und damit die besagte Frau zu belehren und auf die kirchlichen Vorschriften aufmerksam zu machen, zu erzählen, daß der Fremde eigens ersucht, welche Gründe er ins Feld geführt habe . . . , wäre etwas ganz außergewöhnliches und nicht zu empfehlen.

Es handelt sich hier um Entscheidungen der heiligen Ritenkongregation, die man selbstverständlich respektieren wird, die aber so gut wie andere Gesetze per epikiam ihre verpflichtende Kraft verlieren können. Die oben aufgezählten Gründe, denen sich noch ein oder der andere anreihen ließe, machen eine Epikie zum mindesten probabel.

Der Pfarrer soll auch der Frau die heilige Kommunion reichen, die Wiederholung eines solchen Zwischenfalles aber für die Zukunft durch entsprechende Aufklärung hintanhalten!

Stift St. Florian.

—γ—

¹⁾ S. R. C. die 7. Sept. 1850. — ²⁾ S. R. S. die 22. Mart. 1806, die 23. Sept. 1837.

VIII. (Welche Landespatrone sind die Regularen in Böhmen zu feiern verpflichtet?) Wohl die meisten Ordensfamilien bedienen sich im Chore und beim heiligen Messopfer kraft päpstlicher Bewilligung eines eigenen Kalendariums. Die Gründe, warum sich hier der Regularklerus von der Weltgeistlichkeit unterscheidet, lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen: a) Um eine möglichst vollkommene Gleichförmigkeit der Liturgie unter den Gliedern derselben Familie herzustellen, b) damit an Stelle der unterbliebenen Offizien andere im Direktorium angeordnet werden, welche dem Geiste des betreffenden Institutes, dem besonderen Zwecke der Familie, wohl auch der Geschichte derselben mehr entsprechen.

Nicht den Orden im strengen Sinne allein, auch den religiösen Kongregationen gesteht Rom einen besonderen Kalender zu. In jedem einzelnen Falle muß jedoch die Bewilligung desselben klar dargelegt werden, da ja eine *communicatio privilegiorum* in unserem Gegenstande unzulässig ist (*Decr. auth. S. Rit. C. n. 2034*). Fehlt etwa die römische Verleihung, so müssen sich die Ordensleute gänzlich an den Diözesankalender halten: „*additis officiis particulariter concessis Regularibus in illa dioecesi commorantibus*“; so die Ritenkongregation am 22. Juli 1848, *Decr. auth. n. 2964*.

Es wäre jedoch unbillig, würde sogar ein nicht geringes Aufsehen beim Volke erwecken, wenn sich die Ordenspriester nicht an den spezifisch lokalen Feierlichkeiten beteiligen würden. Deshalb enthalten die päpstlichen Verleihungsdekrete bestimmte Ausnahmen und geben Feste an, welche auch die Regularen in ihre Kalender aufnehmen müssen. Es sind folgende: *Festum Dedicationis Cathedralis ecclesiae*, *Titularis ejusdem*, et *praecipui Patroni*. Das Fest *Dedicationis* verpflichtet jedoch den Regularklerus der Bischofsstadt allein.

Uns handelt es sich hier allein um die genaue Umschreibung der Pflicht, die Hauptpatrone zu feiern. Sie heißen in den Urkunden *patroni praecipui* oder auch *patroni principales*. Welche Heilige sind denn als solche zu betrachten? Die Antwort auf diese Frage muß das Diözesandirektorium geben, welches genau anmerkt, ob der Heilige ein *patronus civitatis* oder *dioeceseos*, oder *regni* sei. In jedem einzelnen Falle die römische KonzeSSION des Titels zu verlangen, wäre zu viel verlangt, da ja leicht eine unvordenkliche Gewohnheit Rechtskraft erlangen kann. Von den Hauptpatronen sind übrigens die *patroni secundarii* zu unterscheiden, diejenigen nämlich, denen der Titel *patronus principalis* mangelt.

In Bezug auf die Festfeier der Hauptpatrone erließ von der Ritenkongregation am 9. Juli 1895 ein wichtiges Dekret (*Decr. auth. n. 3863*): „*Festum praecipui Patroni loci vel dioecesis, si particularis non habeatur, celebrandum esse ab omnibus et singulis de clero, ad illas canonicas obligatis, qui eodem in loco degunt, sub ritu duplici primae classis, a saecular*

cum octava, a Regulari vero sine octava. Quod si plures habeantur in loco Patroni aequae principales, ad singula eorundem festa, praefato celebranda ritu, omnes ut supra similiter tenentur: si vero de eodem Patrono plura sint festa in loco instituta, unum tantum solemnius, id est natalitium, dicti Regulares recolent, nisi sub utroque praecepto sint observanda; tunc enim ad illa ipsimet Regulares adiguntur.“ Folgende Vorschriften enthält demnach das angeführte Gesetz:

a) Regularen, die im Orte wohnen, d. h. in der Gemeinde, in der Diözese oder innerhalb der Landesgrenzen, sind gehalten das Fest des Hauptpatrons jenes Gebietes zu begehen.

b) Der Ritus ist auch für die Orden duplex primae classis, jedoch ohne Oktav, worin sie sich vom Säkularklerus unterscheiden.

c) Die Anzahl der Hauptpatrone pflegt zwar nicht groß zu sein. Gibt es trotzdem mehrere patroni principales, so sind alle auch von den Regularpriestern festlich zu begehen.

d) Im Falle, daß einem und demselben Heiligen mehrere Feste angesetzt sind (Joannes der Täufer, St. Paulus), so sind die Orden nicht gehalten, beide oder alle in das Direktorium aufzunehmen, sondern nur das Hauptfest, es sei denn, daß das Nebenfest ein gebotener Festtag wäre.

Jetzt können wir endlich an die Beantwortung der oben gestellten Frage herantreten. Was gilt nun auf Grund der bestehenden Vorschriften in Böhmen? In der Prager Provinz, demnach im ganzen Königreiche Böhmen, gelten als patroni aequae principales: SS. Cyrillus et Methodius, Vitus, Venceslaus, Adalbertus, Joannes Nep., Procopius, Ludmilla. Es folgt klar aus dem Reskript der Ritenkongregation vom 17. November 1864 (Acta S. Sedis 33, p. 184) und vom 2. Mai 1900 (ebenda p. 185). In dem genannten Dokumente wird ferner bestimmt:

a) In der Oratio „A cunctis“ dürfen, müssen jedoch nicht, an einer dem Landespatrone geweihten Kirche alle übrigen Hauptpatrone eingelegt werden, so zwar, daß der Kirchenpatron gleich den Namen der Apostelfürsten angereicht werde, die übrigen aber in der Reihenfolge der Allerheiligenlitanei nachfolgen.

b) Um die bedeutende Anzahl der Oktaven zu vermindern, dispensierte der Heilige Stuhl von deren Feier bezüglich der Heiligen Procopius, Cyrillus und Methodius und der heiligen Ludmilla. Aus dem bisher Gesagten folgt zur Genüge, daß die Ordensleute der böhmischen Diözesen alle acht Hauptpatrone des Landes in ihre Kalender aufzunehmen verpflichtet sind, die Oktavfeier allein ausgenommen. Dagegen brauchen sie auf Grund der geltenden Vorschriften die Sekundarfeiern Translatio S. Venceslai, Translatio S. Ludmillae nicht anzunehmen. Ebenso wenig gelten für sie die

Patroni regni secundarii: S. Sigismundus, Benedictus cum fratribus, Norbertus, Cosmas et Damianus, Agnes Boh.

Als gänzlich falsch muß demnach die Ansicht derjenigen bezeichnet werden, welche meinten, das Gesetz verpflichte die Regularen bloß hinsichtlich jener Ortspatrone, deren Fest ein gebotener Feiertag ist. Auf eine ähnliche Anfrage erhielt denn auch eine geistliche Genossenschaft am 1. September 1838 zur Antwort: „Dummodo SS. sint Patroni praecipui vel Regni vel Dioecesis, de ipsis sine octava recitandum est officium juxta alia decreta pro Regularibus.“

Es taucht jedoch die Frage auf, ob sich die Ordensleute beim Chorgebete sowohl als in der heiligen Messe dem Formulare der Diözese anzupassen haben, oder ob sie das Officium de communione nehmen dürfen, die Lektionen des II. Noct. ausgenommen? Die Antwort liegt auf der Hand, wenn wir erwägen, daß den Orden bezüglich der Hauptpatrone, außer dem Oktavennachlaß, keinerlei Freiheiten zustehen. Zudem hat Rom die Frage zu Gunsten des Diözesanformulars entschieden. Auf die Anfrage der polnischen Carmeliten: „Utrum officium proprium de eodem S. Stanislao cum suis Antiphonis, Lectionibus, Responsoris etc., quod recitatur a clero saeculari et aliis, etiam a Patribus Carmelitis in Polonia recitari debeat idem officium proprium?“ antwortete die Kongregation der Riten am 26. März 1755: Affirmative (Decr. auth. n. 2444 ad 2).

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die Beobachtung der angeführten Vorschriften unter die besondere Obhut der Bischöfe gestellt ist. Die Einsicht in das Direktorium kann dem Ordinarius nicht verweigert werden. Exemption hilft da gar nichts. Nach Trid. Decretum de observandis et evitandis in celebratione missae (Sessio 22) sollen die Bischöfe etiam ut delegati Sedis Apostolicae darüber wachen: „ne sacerdotes . . . ritus alios aut alias caeremonias et preces in missarum celebratione adhibeant.“ Das Dekret schließt mit den Klauseln: „non obstantibus privilegiis, exemptionibus, appellationibus ac consuetudinibus quibuscumque.“

P. Josef Pejška C. Ss. R.

IX. (Priesterbeichten.) Das kleine Referat „Priesterbeichten“ im I. Hefte S. 32 der Vinzer Quartalschrift 1909, über das kritisierende oder ergänzende Artikel gewünscht wurden, wird allen aus dem Herzen gesprochen sein. Wie soll es aber anders werden? Zwei Punkte sind dazu nach unserer Ansicht vor allem von großer Bedeutung: Der Ort, wo die Beichten der Priester gehört werden sollen und offene Aussprache des Pönitenten dem Beichtvater gegenüber.

Nehmen wir zuerst die offene Aussprache. Vertrauen erzeugt wieder Vertrauen. Was von Herzen kommt, geht auch wieder zu Herzen und erweckt die richtigen Gefühle und die rechten Worte. Es

ist nicht jedem gegeben, sich leichten Sinnes anderen gegenüber auszusprechen, wenn es auch der Beichtvater ist. Einmal hütet jeder gern die Geheimnisse seines Innern, sodann wird die Aussprache um so schwerer, je vertrauter und häufiger man sonst mit seinem Beichtvater verkehrt. Und doch ist sie nötig, wenn beide mit Erfolg und Zufriedenheit arbeiten wollen. Wir wünschen und wollen dasselbe ja von unseren Beichtkindern. Was soll man einem Pönitenten sagen, der immer nur die eine oder andere Kleinigkeit hat, worüber er sich anklagt, und meistens noch Dinge, die noch zweifelhafter Materie sind. Zur Tugend anleiten? Dafür sind sie oft unempfänglich. Sie leben mehr einfältig und schlicht, tun nichts Böses, aber auch nichts besonders Gutes. Wird es nicht ähnlich mit einem Priester sein, der sich stets und immer wieder anklagt über unandächtiges Gebet, kleine Fehler bei der Verwaltung der Sakramente, eitle Gedanken, aber nichts weiß von Eifersucht und Neid gegen seine Konfratres, Vernachlässigung wichtiger Standespflichten, wie Unterlassung des Studiums, Gleichgültigkeit gegen Schule und Lehrer, Mangel an Eifer im Religionsunterricht und anderes mehr? Der Beichtvater würde schon einen Punkt zur Aussprache finden und zur Ermahnung, wenn er offene, vertrauensvolle Aussprache sähe. Damit soll nicht gesagt werden, daß die Priester sich im allgemeinen schlecht auf die Beicht vorbereiten, wohl aber, daß sie durch die Gewohnheit in manche Mängel und Fehler fallen können, die sie zuletzt kaum mehr beachten, wenn sie es nicht gewohnt sind, ein offenes Herz darzulegen. Und wenn ein Priester, wie es sein soll und wie es in der Regel auch sein wird, in allen wichtigen Punkten „ein getreuer Knecht“ und ein sorgfamer „Verwalter“ ist, gibt es da nicht noch vieles zu vervollkommen und zu veredeln? Wie mancher mag im Grunde seiner Seele wohl Reigung und Liebe spüren, diese oder jene Tugend zu üben, diese oder jene Abtötung sich aufzuerlegen! Warum sagt er nicht seinem besten Freunde und Ratgeber im Beichtstuhle, was er möchte und wünschte? Das würde wieder ein Anknüpfungspunkt für treffende und erfolgreiche Ermahnungen sein. So müßte die Beicht nicht bloß ein Läuterungs-, sondern im hohen Maße ein Heiligungsmittel werden. Es soll nochmals zugegeben werden, daß diese Aussprache nicht leicht ist. Eine heilige Theresia und in neuerer Zeit die schon bekannte Schwester Maria vom göttlichen Herzen Dorothea zu Vischering beweisen es uns.¹⁾ Die Nachfolge Christi ist aber wohl zum großen Teil von diesem Umstande bedingt. Denn nicht leicht kann sich einer selbst zur Vollkommenheit führen. Der Mensch muß vom Menschen geleitet und geführt werden. Wie oft haben wir das anderen gesagt. Darum heißt es bei uns: Arzt, heile dich selbst! Was du anderen rätst, tue selbst! Man denke sich einen Arzt, der gleich Rezepte verschriebe, nachdem er kaum den Kranken

¹⁾ Louis Charle: Schwester Maria vom göttlichen Herzen Dorothea zu Vischering. Freiburg 1907, Herder. Sehr empfehlenswerte Lektüre für Priester.

erforscht! Will er Erfolge erzielen, so muß er in vielen Fällen erst genaue Diagnose stellen und den Patienten veranlassen, ihm den Grund und den Herd seiner Krankheit aufzudecken. Der Beichtvater kann manches dazu beitragen, einem Konfrater, der zaghaft zu sein scheint, Mut einzuflößen, damit er nicht nur gut beichte, sondern auch wirksam und mit bestem Erfolg. Dann werden von selbst alle flauen und nichtsagenden sermones fortfallen, auf die der Pönitent kaum achtet oder bei denen er sich verwundert fragt: Was soll das alles?

Um eine offene Aussprache herbeizuführen und eine ebenso gute Belehrung, Ermunterung und Ermahnung zu bewirken, kommt sehr viel darauf an, wo man beichtet. Ein junger Geistlicher erzählte noch kürzlich, wie er und sein Freund es machten. Es war in einer großen, stark gemischten Stadt. Alle zwei, drei oder vier Wochen gingen sie zu einem Pastor einer anderen Kirche. Der wußte meistens schon was sie wollten und ging in ein Nebenzimmer. Dann kam der eine und beichtete. Darauf der zweite. Ermahnungen, Zurechtweisungen, Belehrungen gab es nicht. Gleich nach der Beicht rief er sein Hausmädchen, bestellte eine oder zwei Flaschen Wein und ein langer, gemüthlicher Plausch folgte der kurzen Beicht. Es kann aber auch umgekehrt sein. Ein geistlicher Freund kommt zu seinem Freunde in der Absicht zu beichten. Der Gastgeber lädt seinen Gast ein, Platz zu nehmen, sie sprechen über dies und jenes, rauchen eine Zigarre, trinken ein Gläschen Wein oder ein Täßchen Kaffee oder Tee und wie sie Abschied nehmen wollen, sagt der eine zum anderen: „Ich möchte noch wohl eben beichten.“ „Bist du vorbereitet?“ „Ja, nur einen Moment noch, bitte.“ So geht es nicht immer; so geht es aber oft. Darum wähle man nicht das Zimmer des Geistlichen zur Beicht, sondern gehe zur Kirche oder in die Sakristei. Was schadet es, wenn Leute in der Kirche sind? Sie mögen ruhig sehen, daß die Geistlichen beichten. Es sind schwache Menschen wie sie, und wenn sie ihre Fehler und Sünden dem Stellvertreter Gottes offenbaren, so gereicht es sicher allen, die es sehen, zur Erbauung. Mag man das aber nicht, so wähle man die Sakristei. Im Seminar mußten wir sowohl als Alumnen, wie auch als junge Priester jede Woche inmitten des Volkes beichten, zur selben Stunde und am selben Orte wie das Volk. Der eine oder andere war wohl unwillig darüber, aber es geschah. Sicher nicht ohne Nutzen. Viele Priester beichten nun ja in der Kirche oder in der Sakristei und dann liegt der Mißerfolg der Beicht wohl in den meisten Fällen am mangelnden Vertrauen und fehlender Offenherzigkeit. Andere jedoch, die das nicht tun, mögen sich aufrichtig prüfen, ob nicht der untaugliche Ort bei ihnen manches Gute hindert. Nach der Beicht handle dann jeder nach seinem Geschmacke. Dem einen sagt es zu, einige Zeit in stiller Sammlung vor dem Tabernakel zu verweilen und dann sein eigenes Heim wieder aufzusuchen, ohne das Haus seines Beichtvaters be-

treten zu haben. Das wird vielleicht oft der Fall in der Stadt sein oder in einem Dorfe, wo mehrere Kirchen und Geistliche sind. Der andere verrichtet seine Dankagung in der Kirche und fühlt das Bedürfnis, noch einige Zeit mit seinem Freunde zu verkehren. Warum soll er das nicht tun? Besonders wenn er aus der Nachbarschaft gekommen, einen weiteren Weg gemacht und einer Erfrischung für Leib und Seele bedarf.

In einer Zeit der Verflachung und der Verweltlichung müssen wir Priester vor allem darnach streben, „gutes Salz“ zu bleiben. Daß die Kraft im Salze bleibt, dazu hilft sicher auch die gute Weicht des Priesters.

X. (Wann ist die missa votiva „Rorate“ lecta erlaubt?) Zu den populärsten Andachten gehört bekanntlich die sogenannte Roratemesse im Advent. Die Kirche hat der Vorliebe des gläubigen Volkes für diese Messe dadurch Rechnung getragen, daß sie dieselbe weitgehend privilegierte; sei es dadurch, daß ihr der Ritus der missa votiva solemnitas zuerkannt wurde, oder auch dadurch, daß sie als votiva privata cantata an den weitaus meisten Tagen des Adventes gefeiert werden kann. Darüber geben die einzelnen Diözesandirektorien klaren Aufschluß. Nicht so klar sprechen sie sich dagegen bezüglich der Roratemesse aus, die bloß gelesen, nicht gesungen wird. Und doch kann man wohl in die Gelegenheit kommen, eine solche zu halten. So z. B. in Kirchen oder Kapellen klösterlicher Genossenschaften, wo Gesang während der heiligen Messe nicht üblich ist, in Krankenhäusern, bei Privatmessen ad petitionem dantium oder ex devotione propria usw.

Wann darf also innerhalb des Adventes die missa Rorate lecta genommen werden?

Die stille Roratemesse ist an sich nicht privilegiert. Daher gelten für sie zunächst die Gesetze über die Votivmessen, welche durch das Dekret der Ritenkongregation vom 30. Juni 1896 (Decr. auth. Nr. 3922, Bd. III, S. 311—314) neu erlassen wurden. In dem erwähnten Dekrete (ein decretum generale) heißt es nun unter III, 2: Missae votivae sive privatae (etiamsi dicantur pro aliqua causa gravi), sive solemnes (nisi pro re gravi) sicut et missae privatae pro defunctis, omnino prohibentur in Vigiliis et per octavas Nativitatis et Epiphaniae Domini, Feria IV. cinerum, a Dominica Palmarum usque post octavam Paschae, in Vigilia Pentecostes et per octavas Pentecostes et Corporis Christi; nec non in Dominicis per annum et in Festis Duplicibus, etiam non de praecepto; quacunque consuetudine non obstante.

Damit sind die allgemeinen Grenzen gezogen. Zu dem Texte selbst könnte etwa bemerkt werden, daß die Fassung „per octavas Nativitatis et Epiphaniae Domini et in Vigiliis earum“ noch deutlicher gewesen wäre als die oben zitierte, obwohl schließlich in der letzteren die Schreibweise (Vigiliae mit großem Anfangsbuchstaben gegenüber

dem kleingeschriebenen *octavae*) einen vernünftigen Zweifel so ziemlich ausschließt. Zu den allgemeinen Einschränkungen kommen dann bezüglich der *votiva* *Korate* *lecta* noch die speziellen, durch die sogenannte „*identitas obiecti*“ gegebenen; daher muß die *Korate* durch die ganze Oktav der Unbefleckten Empfängnis dem Formulare des Festes selbst weichen; die Vigil des Festes, sowie die einfallenden Feste der *Translatio Almae Domus* und der *Exspectatio Partus* B. V. (7. 10. 18. Dezember) kommen des Ritus (*duplex*) wegen für die gelesene *Koratemesse* nicht in Betracht. Bezüglich der Oktavwoche der Unbefleckten Empfängnis ist übrigens wiederum das neue Dekret vom 30. Juni 1896 anzuwenden, welches für eine Messe *loco votivae* de B. V. innerhalb der Oktav eines Marienfestes unterschiedslos die Festmesse selbst, und zwar stets mit *Gloria* und *Credo* verlangt, wogegen bis zu dem genannten Dekrete, beziehungsweise seiner Erneuerung mit dem Dekrete vom 12. Mai 1905 der Grundsatz galt, daß das *Credo* nur zu nehmen sei, wenn das *Officium* de B. V., in unserem Falle also de *Immaculata Conceptione* einfiel.¹⁾ Da nun am 11. Dezember, als am Tage des heiligen Papstes Damasus, ein *semiduplex* eintritt, stünde nichts im Wege, für eine gewünschte „*Korate*“ *lecta* die Festmesse vom 8. Dezember zu nehmen, und zwar mit *Gloria* und *Credo*, wobei als *Kommemorationen* zu nehmen wären: als erste die von Damasus, als zweite die der *Feria*. Freilich entsteht auf diese Weise ein *rubrizistisches* Zwitterding; doch es ist ja die am 11. Dezember fantierte *Korate* im Grunde ebenfogut ein solches.

Ein weiterer Zweifel bezüglich der Erlaubtheit der *Korate* *lecta* erhebt sich in Ansehung der Tage vom 17. bis 23. Dezember. Da an diesen Tagen *Votivoffizien* ausgeschlossen sind, ist man vielerorts der Meinung, auch die *missae votivae* seien es, näherhin also auch die *Korate* *lecta*. Die Ansicht ist aber wohl irrig. Denn erstens sind in den oben angegebenen für *Votivmessen* ausgeschlossenen Tagen die Tage vom 17. bis 23. Dezember nicht einbegriffen, und zweitens dürfen an diesen Tagen, soweit sie *Ferien* sind, die *missae de requiem cotidiana* gelesen werden, die sonst immer ganz analog mit den *Votivmessen* verboten sind. Uebrigens ist — wobei ich freilich gerne zugebe, daß positiven Rechtsbestimmungen gegenüber bloße Gefühls-

¹⁾ Es liegt auf der Hand, daß das genannte Dekret eine „bedeutende Vereinfachung der bezüglichen Rubriken mit sich brachte. Dem *Decretum generale* vom 1896 kann das Verbot des *Seer.* Nr. 1497 nicht entgegeng gehalten werden, da es sich in letzterem um *Votivmessen* B. V. innerhalb der Oktav eines Marienfestes handelt; hier tehet aber die Festmesse *loco votivae* wieder und es ist kein Grund ersichtlich, nach dem sie verboten sein könnte: nicht durch das *semiduplex* des Tages s. *Damasus C. P.* und nicht durch die Oktav als solche; denn die Oktav der Unbefleckten Empfängnis gehört nicht zu den privilegierten. Ebenowenig kann *Deer.* Nr. 3586 angezogen werden, das nur die *Periolverung* des *Votivoffiziums* statt dessen *Officium de infra octavam* verbietet; denn sonst könnten *infra octavam non privilegiatam* ja auch keine *missae quotidianae de requiem* gelesen werden, die ja auch den unprivilegierten *Votivmessen* gleichstehen.

argumente ohne Belang sind — auch nicht zu vergessen, daß sich die missa Rorate und gerade sie ausgezeichnet in die Stimmung fügt, welche die Kirche in uns eben durch die Betonung der Ferielloffizien an diesen Tagen und durch das Verbot der doch immerhin von der Weihnachtsstimmung abliegenden Botivoffizien rege erhalten will.

Um zum Schlusse zu kommen: Nach den obenstehenden Ausführungen ist die missa votiva Rorate lecta erlaubt:

An allen Tagen des Adventes bis zum 23. Dezember einschließlich, ausgenommen folgende:

1. alle Sonntage;
2. alle Tage mit dem Ritus duplex und höherem Ritus;
3. die bezüglichlichen Tage innerhalb der Oktav der Unbefleckten Empfängnis.

An den Tagen bei 1. und 2. ist die Tagesmesse zu nehmen, an den dies infra oct. Immac. Concept., die nicht durch ein festum duplex besetzt sind, wird die Messe des Festes von der Unbefleckten Empfängnis loco votivae gelesen. Es ist leicht ersichtlich, daß nicht gerade viele Tage des Advents für die missa Rorate lecta frei sein werden; es müßte denn der Fall eintreten, daß für einzelne Kirchen oder Personen bestimmte Privilegien erteilt wären. Um des Privatwunsches eines Laien willen ist aber eine private Roratemesse an von den Rubriken verhinderten Tagen unstatthaft, denn non sunt violandae rubricae imperitorum laicorum causa, wie es in Decr. auth. II, 101 (Nr. 2417 ad 6) heißt.

Anhangsweise sei noch bemerkt, daß auch in der neuesten, recht sorgfältig ergänzten Ausgabe von Ph. Hartmanns bekanntem „Repertorium Rituum“ (11. Auflage, Schöningh-Paderborn 1908) die stillen Roratemessen eine Besprechung erfahren, die nicht jeden Zweifel vollständig ausschließt. Es heißt dort nämlich Seite 307: „Für die Rorate-Stillmessen gibt es kein Privileg. Es darf daher und muß (wenn solche Roratemessen gestiftet sind) die Botivmesse Rorate nur an den Ferien und an den Festen semiduplex genommen werden, wofür infra octavam conceptionis die Festmesse de conceptione immaculata eintritt. An den Festen duplex muß die betreffende Tagesmesse genommen werden. Mit Rücksicht auf den oben erwähnten, weitverbreiteten Irrtum bezüglich der Tage vom 17. bis 23. Dezember hätte es sich empfohlen, statt „an den Ferien“ zu schreiben „an allen Ferien bis zum 23. Dezember einschließlich.“ Dann wären die lichtvollen Ausführungen Hartmanns geradezu ideal deutlich.

XI. (Ein Domizilekasus.) Am 26. Oktober 1892 wurden in Paris in der Pfarre zum heiligen Martin Alphons E. und Anna R. kirchlich getraut. Alphons wohnte in einem Hause der Pfarre St. Elisabeth, Anna lebte bei ihren Eltern in der Pfarre St. Antonius. Die Trauung fand in der Pfarre zum heiligen Martin statt, weil Alphons in dieser Pfarre ein Haus gemietet hatte, um nach der Heirat darin zu wohnen.

Von dieser Wohnung machten die Brautleute dem Pfarrvikar Mittheilung, der sie dann, ohne anderweitige Delegation, traute.

Die Getauten wohnten nun durch zwei Jahre in dem genannten Hause in der Pfarre St. Martin. Es entstanden hierauf Uneinigkeiten zwischen ihnen, und die Frau kehrte in das Haus ihrer Eltern zurück. Man versuchte eine Wiederveröhnung, aber vergebens, ja die Frau begab sich ins Ausland. Jetzt ließ Alphons sich von ihr bürgerlich scheiden und wünschte auch die kirchliche Scheidung. Er theilte dies dem Pfarrer mit, und dieser gab ihm, nach reiflicher Prüfung des Falles, Hoffnung auf Ungültigkeitserklärung seiner Ehe, da sie nicht nach Vorschrift des tridentinischen Dekretes geschlossen sei. Auf das hin verlangte Alphons von der Kurie in Paris die Nichtigkeitserklärung seiner Eheschließung.

Die Kurie veranstaltete einen genauen Prozeß und erklärte am 18. März 1902 die Ehe für ungültig, weil nicht *coram proprio parcho* geschlossen. Der Verteidiger des Ehebandes aber appellierte an den Heiligen Stuhl. Die Angelegenheit wurde am 18. August 1906 in der Konzilskongregation verhandelt, und endigte mit der Bestätigung des Urteils der Pariser Kurie.

Gründe: a) Nach dem Tridentinum (sess. 24 cap. 1. de ref. matr.) muß die Ehe, um gültig zu sein, vor dem *proprius parochus* der Brautleute oder mit seiner Delegation geschlossen werden, vorausgesetzt, daß das betreffende decretum Trident. dort in Kraft ist.

b) *Proprius parochus* ist jener, in dessen Pfarrbezirk wenigstens eines der Brautleute das eigentliche Domizil oder ein Quasidomizil hat.

c) Das eigentliche Domizil ist der Ort, wo jemand ständig wohnt. Das Quasidomizil, wo jemand den größeren Teil des Jahres oder wenigstens sechs Monate sich aufhält.

d) Damit der Aufenthalt an einem Ort das eigentliche Domizil oder Quasidomizil begründe, sind zwei Bedingungen erfordert:

1. Die faktische Niederlassung an dem betreffenden Ort und 2. der Wille, ständig oder den größeren Teil des Jahres dort zu bleiben.

e) Wer weder ein eigentliches noch ein uneigentliches Domizil hat, heißt *vagus*, und ein solcher kann vor jenem Pfarrer gültig die Ehe schließen, in dessen Pfarre er sich eben befindet.

f) Zur Konstituierung eines eigentlichen oder uneigentlichen Domizils genügt also weder der bloße Aufenthalt noch der bloße Wille. Wer an einem Orte auch lange wohnt, aber ohne den Willen, wenigstens während des größeren Theiles des Jahres da zu bleiben, erwirbt kein Domizil. Desgleichen erwirbt ein solches nicht, wer mit dem Willen, ständig an einem Orte zu bleiben, dort Haus und Gut angekauft, aber sich noch nicht zum wirklichen Aufenthalt dorthin begeben hat.

g) Im oben angeführten Falle war bewiesen, daß der faktische Aufenthalt in der Pfarre zum heiligen Martin zur Zeit der Trauung noch nicht angefangen war. Die Brautleute konnten auch nicht als vagi betrachtet werden; denn die Braut hatte, als noch minderjährig, ihr Domizil bei den Eltern in der Pfarre zum heiligen Antonius; der Bräutigam hatte sein Domizil noch in dem früher bewohnten Haus in der Pfarre zur heiligen Elisabeth. (Er hatte nämlich zur Zeit der Trauung diese seine frühere Wohnung noch nicht aufgegeben, indem er noch einen Teil seiner Einrichtung dort hatte und auch den Schlüssel zu jener Wohnung noch bei sich trug.) Da nun die fraglichen Brautleute in der Pfarre zum heiligen Martin ohne Delegation, weder von Seite des Pfarrers des Bräutigams noch von Seite jenes der Braut, kopuliert wurden, so wurde ihre Ehe mit Recht als ungültig erklärt.

[Aus dem „Monitore ecclesiastico“ 1906 fasc. 7.]

XII. (Wann genügt die Kontrition statt der Beicht ad sacra?) Der Priester Tullius ist öfters von heftigen Gewissenszweifeln gequält und bedauert, da er Priester ist, keinen Konfrater bei sich zu haben, bei dem er vor jeder Zelebration oder Sakramentspendung, wenn ihn gerade ein Skrupel quält, beichten könnte. — Was soll ein gewissenhafter Beichtwater, dem er sich anvertraut, ihm raten?

1. Solange er sich eines mortale nicht mit moralischer Sicherheit schuldig weiß, genügt immer, selbst vor der heiligen Messe, die Kontrition selbst ohne den Voratz zu beichten.

2. Bei einem leichten Zweifel ist er nicht einmal strenge zur Kontrition verpflichtet.

3. Zweifelt er, ob es ihm trotz ernstster Bemühung gelungen sei, sie zu erwecken, so hat er sich zu beruhigen; es rechtfertigt ihn dann die contritio existimata mit dem Empfange des heiligen Sakramentes, und mindestens wäre keine heilige Funktion ein formelles Sakrileg, da er über den wiedererlangten Gnadenstand, den er etwa verloren hatte, eine certitudo coniecturalis hatte, die genügt.

4. Zur Spendung aller heiligen Sakramente genügt die contritio saltem existimata selbst dann, wenn eine copia confessarii vorhanden wäre und sein mortale ein sicheres wäre.

5. Sämtliche Funktionen außer der Zelebration und Sakramentspendung sind, in mortali vorgenommen, keine schweren Sünden; — bei welchem auch eine lässliche Sünde zu erkennen ist, darüber gehen in einigen Punkten die Meinungen auseinander, z. B. Rezitation des Brevieres, private Erteilung des priesterlichen Segens, besonders ohne Paramente. — Bestimmt ist die etwa vorgenommene Eheassistenz keine schwere Sünde.

6. Die Spendung eines Sakramentes im Falle der höchsten Not, z. B. der Taufe, Provisuren, wenn die Zeit so sehr drängt, daß der Priester kaum mehr die Kontrition erwecken kann, ist nicht

einmal eine läßliche Sünde; die gegenteilige Sentenz ist nicht stichhaltig.

7. Die Austeilung der heiligen Kommunion wird zwar von St. Alphonsus, Gury und Marc als schwere Sünde betrachtet, Lugo und andere halten sie aber aus sehr triftigem Grunde nur für eine läßliche Sünde, weshalb man ihnen ohne großes Bedenken folgen kann. Denn da die bloße tractatio Sanctissimi von sehr vielen, auch rigoroseren Autoren als veniale betrachtet wird, selbst die immediata, so ist nicht einzusehen, weshalb dies nicht auf die Spendung selbst auszudehnen ist. — Auch die Spendung der übrigen Sakramente in mortali ist ja, streng genommen, nur aus dem Grunde schwer sündhaft, weil sie in mortali konfiziert werden in dem Augenblicke der Spendung.

- Bei der Eucharistie aber ist die Konsekration (Wandlung) von der bloßen Spendung auseinanderzuhalten.

8. Vor der heiligen Messe muß der Zelebrant beichten, wenn er moralisch sicher ist, schwer gesündigt zu haben. Dies ist (analog für die Laienkommunion) nach der richtigeren (?) Meinung nicht bloß ein kirchliches, sondern ein gottmenschliches Gebot. — Gründe, bei fehlender copia confessarii mit contritio (saltem existimata) zu zelebrieren, können nur in einer Notwendigkeit gelegen sein; so zum Beispiel confectio viatici, infamia, scandalum; sacrum die de praecepto, si sacerdos ad id tenetur; ist der Priester aber zur Pflichtmesse nicht vi muneris verpflichtet, so kann ihn nur eine im Unterlassungsfalle zu befürchtende infamia zur Zelebration berechtigen.

— Eine bloße admiratio entschuldigt ihn nicht, wohl aber die damit fast immer verbundene infamia, sinistra locutio, selbst an den gewöhnlichen Tagen des Jahres. Die paupertas sacerdotis läßt Marc mit Recht nicht als entschuldigend gelten, außer die „valde gravis“ (Inst. mor. A. II. p. 102 n. 1550 in ed XIII.). Das Vorhandensein vieler fundata usw. entschuldigt noch nicht. — Erinnert sich der Priester unter der heiligen Messe an eine schwere, nach der letzten Beicht begangene Sünde, so wird er in praxi kaum jemals vor der Wandlung unterbrechen, oder einen der etwa dienenden Assistenten beichten können, obschon, wenn die Umstände dies ausnahmsweise ermöglichen, dies Vorschrift wäre (s. die Messrubriken.)

Die copia confessarii ist so auszulegen, daß ein sacerdos iuvenis affinis usw. nicht einem „Fehlen der copia“ gleichzuachten ist und darum von der Beichtpflicht nicht enthebt. Ob aber eine verecundia, die nicht an sich mit der Beicht einer Todsünde verbunden ist, sondern aus rein äußerem Grunde entsteht und gravis ist, entschuldigt, ist kontrovers, z. B. wenn ein Onkel zu einem priesterlichen Nessen gehen müßte (cf. Noldin, Th. mor. III. nr. 141). Die mildere Ansicht ist probabel. Ähnlich läge der Fall, wenn der einzige Priester, der zu Gebote stünde, betrunken wäre, oder so ungern die Beicht eines Mitbruders abnähme oder in einem so sehr gespannten Verhältnisse mit ihm lebt, daß man die confessio kaum

urgieren könnte oder der Pönitent sich gerade durch die Beicht bei ihm, wenn selbe nicht geheim geschehen kann, einer infamia aussetzen müßte. — Auf die Anfrage eines Beichtvaters, ob ein Priester, der schwer gesündigt hat und bei der Beicht sich nicht entschließen kann, den festen Vorsatz zu machen, im Falle eines relapsus bei dem einzigen zu Gebote stehenden Priester vor der Zelebration zu beichten, absolviert werden könne, hat die Pönitenziarie geantwortet: „Dilata“ und damit wohl indirekt die ausnahmsweise Möglichkeit entschuldigender Gründe zugegeben.

9. Hat Tullius wegen einer Notwendigkeit ohne Beicht zelebriert, so ist er durch das conc. Trid. verpflichtet, dieselbe sobald als möglich zu verrichten. Die Autoren verstehen darunter gewöhnlich drei Tage. -- Will er aber nächsten Tag wieder zelebrieren, so darf er selbstredend nicht drei Tage warten, sondern muß vor der Zelebration beichten. Hat er in necessitate ohne Kontrition zelebriert, so halten St. Alphons und Marc ihn zur baldigst möglichen Beicht für verpflichtet, andere sprechen ihn mit mehr Grund frei, da der Zweck des kirchlichen Gebotes schon zum größten Teil vereitelt ist. — Hat er ohne Notfall zelebriert und mithin offenbar sakrilegisch, so ist er nach der tridentinischen Vorschrift zur sofortigen Beicht bestimmt nicht verpflichtet, solange er nicht neuerdings zelebrieren will.

10. Dieses Gebot gilt in analogen Fällen nicht für Laien, die im Notfall mit oder ohne Kontrition kommuniziert haben; sie könnten also an sich bis zur nächsten Osterbeichte warten, -- probabilius; denn das Trid. spricht nur vom Priester, der zelebrieren will.

11. Daß schließlich Tullius nicht etwa wegen Sünden, die er zu beichten vergessen, die heilige Messe unterlassen muß, ist selbstredend. -- Von seinem Gewissenszustande hängt es auch ab, ob die für Skrupulanten geltenden Regeln auf ihn Anwendung finden.

12. Es sei noch darauf hingewiesen, daß die Rubriken des Missale, im Falle die begangenen Sünden eine pollutio graviter culpabilis, auch etwa ex nimia crapula entstand, die Zelebration für den folgenden Tag „ad iudicium confessarii“ verbieten, (das selbe gälte natürlich von einer copula). Die Uebertretung dieser Vorschrift ohne Dispense des Beichtvaters wäre nur eine läßliche Sünde und darum im Notfalle von selbst erlaubt.

Aus all dem Gefagten mag Tullius sich sein Gewissen formieren.
Fels. Rett.

Literatur.

A) Neue Werke.

- 1) **Der Galilei-Prozeß** (1632—1633) nach Ursprung, Verlauf und Folgen dargestellt von Adolf Müller S. J., Professor der Astronomie und höheren Mathematik an der Gregorianischen Universität und

Direktor der Sternwarte auf dem Janiculus zu Rom. Freiburg und Wien. 1909. Herder. 8°. VIII u. 205 S. = K 432.

Dieses Heft bildet mit dem im vorigen Jahrgang S. 644 besprochenen ein Ganzes und behandelt die Zeit von 1616 bis zum Lebensende Galileis im Jahre 1642. Das Hauptaugenmerk ist hier ebenso wie im ersten Heft auf die wissenschaftliche Beurteilung der Galileischen Schriften gerichtet. Unter diesen ragt weitans hervor der „Dialog über die zwei wichtigsten Weltssysteme“, nicht wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung, sondern weil Galilei wegen dieses Werkes in Rom verurteilt wurde. An wissenschaftlichen Wert standen die „Mechanischen Dialoge“, veröffentlicht 1638, viel höher.

Der Dialog über die Weltssysteme ist in vier „Tage“ eingeteilt, deshalb spricht man auch öfters im Plural von Dialogen. Man hat sich darüber gewundert, daß ein Werk, welches ein doppeltes „Imprimatur“ geistlicher Behörden aufwies, prozessiert werden konnte. Wie P. Müller weitläufig darlegt, ist Galileis Vorgehen bei Erwerbung der Druckerlaubnis nicht einwandfrei. Das römische „Imprimatur“ des Palastmeisters (Oberzensors: dürfte Galilei rechtmäßig gar nicht vordrucken, weil dieses an Bedingungen geknüpft war, die er nicht erfüllt hat. Das „Imprimatur“ des Inquisitors in Florenz bestand zwar der Form nach zu Recht und Galilei konnte es seinem Werke vordrucken lassen, es beruhte aber auf einem Irrtum. Der Palastmeister gab in einem Briefe an den Inquisitor in Florenz die Weisung, daß nie die absolute Wahrheit der Copernicanischen Lehre zugegeben werden dürfe, sondern nur ihr hypothetischer Charakter. Dieser Weisung wurde in Florenz nicht entsprochen, sei es aus zu geringer Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Werkes, sei es aus zu weitgehender Rücksicht auf den dortigen Hof oder aus irgendwelch anderen Gründen. Die Oberbehörde in Rom war durch das Fehlurteil der Unterbehörde in Florenz nicht gebunden.

Wohl findet sich in dem gedruckten Werke hier und da die Bemerkung, daß man nur hypothetisch spreche; aber der Zusammenhang und die Haltung des Ganzen zeigt unzweifelhaft, daß diese Worte nicht der Absicht des Verfassers entsprechen, sondern nur äußerer Rücksichten halber eingeschoben sind. An vielen Stellen des Dialoges werden die Gründe für das neue Weltssystem als hinreichend, überzeugend, zwingend bezeichnet. Schließlich werden sie noch einmal zusammengefaßt in der Behauptung, es seien für die Lehre des Copernicus vollkommen durchschlagende Beweise (*dimostrazioni concludentissime*) für die des Ptolemäus nur nichtslagende Gründe (*ragioni nulla concludenti*) vorgebracht worden. (Müller S. 132 f.).

Man wirft ein, daß Galileis Werk nicht von Fachastronomen beurteilt wurde, sondern von Theologen, die zu einem Urteil hierüber nicht befähigt waren. Das ist nicht ganz richtig, in Rom beauftragte der Palastmeister den P. Visconti, öffentlichen Lehrer der Mathematik, mit der Revision (Müller S. 82), vom Revisor in Florenz ist wohl der Name angegeben (ebd. 84), aber nicht dessen Fachwissenschaft. Das sei nur eine nebensächliche Bemerkung, wichtiger ist eine andere Erwägung. Galilei hat nicht wie Copernicus und Kepler für Fachastronomen geschrieben, sondern für Leser von durchschnittlicher Hochschulbildung; sein Werk war nicht fachwissenschaftlich, sondern populärwissenschaftlich. Ueberdies war ja in den philosophischen Kursen die Gelegenheit geboten, sich mit den Anfangsgründen der Astronomie bekannt zu machen. Zum Verständnis der Dialoge waren nicht viel astronomische Vorkenntnisse notwendig; zur Beurteilung der Gründe, die Galilei für das neue Weltssystem vorbrachte, war aber eine gute Schulung im logischen Denken sehr notwendig, und daran fehlte es den Beteiligten nicht. Endlich haben ja die beteiligten Theologen in Rom leicht Gelegenheit gehabt, sich um das Urteil von Fachmännern zu erkundigen und sich so sicher zu stellen. Es liegen z. B. über Kardinal Bellarmín, der im Prozeß von 1616 eine wichtige Rolle spielte, sichere Nachrichten vor, daß er sich um die Meinungen der Astronomen und Mathematiker am römischen Kolleg erkundigte. Aber abgesehen von all dem, fragen wir nur: Hat etwa die spätere Zeit den Gründen Galileis Beweisraft zuerkannt? Keineswegs, Müller führt sie für S. 125 ff. viele Zeug-

nisse an. Wer heute mit den spezifisch Galileischen Gründen das Copernicanische Weltssystem beweisen wollte, würde sich nur lächerlich machen.

Gehen wir noch etwas mehr in Einzelheiten des Dialoges ein. Der erste „Tag“ beschäftigt sich mit Fragen, die abseits liegen; „Von dem, was der Titel anzeigte, findet sich herzlich wenig, ja fast gar nichts“ (Müller S. 91). Der zweite „Tag“ ist gehaltvoller, obwohl auch da wieder viele Abschweifungen vom eigentlichen Gegenstand vorkommen. Darin wird in populärer Weise die Unhaltbarkeit des alten Trägheitsbegriffes nachgewiesen und ein neuer dafür eingeführt. Jener alte Begriff sagte aus, daß die Bewegung sogleich aufhört, wenn die bewegende Ursache aufhört unmittelbar einzuwirken; Galilei zeigt, daß sie auch dann noch fortbauert und nur durch entgegenwirkende Bewegungshindernisse zum Stillstand gebracht wird. Auf Grund des berechtigten Begriffes widerlegt er sodann jene physikalischen Schwierigkeiten, welche im alten Trägheitsbegriff wurzelten und als „evidente Beweise“ gegen jede Bewegung der Erde angesehen wurden. Es waren aber damit noch nicht alle Gegenbeweise abgetan, an Ueberzeugungskraft dürften sie jedoch infolge dieser Lösungen alle etwas eingebüßt haben. Es mag dahin gestellt bleiben, wie viel vom Inhalt Galileis alleiniges Eigentum ist und wie viel er aus Schriften anderer entlehnt hat; unstreitig ist, daß er alles in eine glatte und sehr populäre Form gebracht hat. — Die Lösung mehrerer Gegenbeweise war an und für sich noch immer kein direkter Beweis für das neue System.

Der dritte „Tag“ handelt besonders von der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne. Darin findet sich der Beweis, welcher aus der großen Einfachheit folgt, womit die scheinbaren Planetenbewegungen in diesem System erklärt werden. Copernicus und Kepler haben diese Erklärung mathematisch durchgeführt. Galilei führt sie ohne Rechnung mit Hilfe einer sehr geschickt erdachten Figur in sehr populärer Weise durch. Dazu sei bemerkt, daß aus dem Prinzip der Einfachheit logisch korrekt nur auf Wahrscheinlichkeit und nicht auf Gewißheit geschlossen werden kann. Die Gegner haben das neue System auch als Rechenhypothese, aber nur als solche, gelten lassen und benützt.

Bei Kennern hat sich Galilei dadurch in schiefes Licht gesetzt, daß er dem System des Copernicus eine Einfachheit gab, welche diesem nicht zukam; er nimmt nämlich an, daß sich die Planeten in einfachen Kreisen um die Sonne bewegen, während Copernicus die Epizykeln zum Teil noch beibehalten hat, weil bei einfachen Kreisen Rechnung und Beobachtung nicht übereinstimmen. Kepler hat gezeigt, daß diese Übereinstimmung befriedigend ist und auch die letzten Epizykeln noch weggelassen, wenn man annimmt, daß die Planeten sich in Ellipsenbahnen um die Sonne bewegen. Damit war die Einfachheit des Systems sehr wesentlich gefördert worden. Von diesem wichtigen Fortschritt Keplers schweigt merkwürdigerweise Galilei vollständig. Hätte er diesen wenigstens erwähnt, dann wäre er berechtigt gewesen zu sagen, daß diese Ellipsen nur wenig von Kreisen abweichen, dann hätte er für seine populäre Darstellung mit Recht einfache Kreise benützen können.

Noch ein anderes auffälliges Verschweigen Galileis sei hier wenigstens kurz erwähnt. Schon vor ihm hatte Tycho Brahe gezeigt, daß das unveränderte Ptolemäische System nicht mehr aufrecht erhalten werden könne, er führte das nach ihm benannte System ein; dieses fand auch unter den Astronomen viele Anhänger und verlor seine Existenzberechtigung erst durch die Arbeiten Newtons. Galilei schwieg vollständig vom Tychonischen System; hätte er dagegen auftreten können, dann hätte er es gewiß nicht unterlassen, mit der Widerlegung des berühmten Astronomen zu prunken.

Im dritten „Tag“ ist auch der von Galilei selbst erdachte und von ihm sehr hoch geschätzte Sonnenfleckenbeweis enthalten. Bei den regelmäßig fortgesetzten Beobachtungen der Sonnenflecke fand man, daß ihre Wege über die Sonnenscheibe hin periodisch abwechselnd einmal geradlinig, dann wieder gekrümmt sind, und zwar zu gewissen Zeiten nach oben, zu anderen nach unten gekrümmt. An einer Zeichnung und noch besser an einer Kugel, auf der Parallellkreise verzeichnet

sind, lassen sich diese Erscheinungen sehr leicht anschaulich machen. Galilei leitete daraus einen, wie er vorgab, zwingenden Beweis für die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne ab. Die Gegner behaupteten demgegenüber mit Recht, daß diese Erscheinungen in den Systemen des Ptolemäus und Tycho ebenso gut erklärt werden können. Dieser Beweis Galileis war also gänzlich mißglückt.

Ebenso mißglückt war der gleichfalls von Galilei erdachte Gezeitenbeweis, der den Inhalt des vierten „Tages“ bildet. Galilei macht an geeigneten Zeichnungen das Hauptsächliche seines Gedankenganges recht gut klar. Es ist nicht notwendig näher in die Sache einzugehen, eine kurze Bemerkung genügt. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Flut an ein und demselben Ort täglich um beiläufig 48 Minuten später eintritt als am Vortage; diese Zeitverschiebung gehört zu den Hauptbestandteilen der Gezeitenercheinung. Galilei ließ sich durch seine Voreingenommenheit für die Doppelbewegung der Erde verleiten, diese Zeitverschiebung als etwas Nebensächliches und Zufälliges außeracht zu lassen. Er konstruierte dann eine Erklärung, nach welcher an ein und demselben Orte die Flut immer zur gleichen Tageszeit hätte eintreten müssen. Die Gegner antworteten: Gezeiten, wie du sie erklärst, kennen wir nicht; die wir aber kennen, erklärst du nicht.

Die drei Beweise, welche aus der Planetenbewegung, aus den Sonnenflecken und den Gezeiten abgeleitet wurden, bezeichnet Galilei am Ende seines Werkes als die triftigsten und als zwingende. Wir haben gesehen, daß der erste nicht zwingend und die zwei anderen ganz wertlos waren. Die glänzende Darstellungsgabe Galileis konnte oberflächliche Leser leicht berücken; ruhige Denker urteilten aber ganz richtig, daß diese Gründe von den noch immer bestehenden Gegengründen an Ueberzeugungskraft übertroffen werden. Das System Tycho bot einen Ausweg, auf dem man die Schwierigkeiten nicht vorfand, durch welche das streng Ptolemäische System als unhaltbar erwiesen wurde. Da Tycho System geozentrisch war, d. h. die Erde als unbeweglich voraussetzte, so blieb die bis dahin übliche Erklärung gewisser Schriftstellen unangetastet. Warum schwieg sich Galilei so vollständig über dieses System aus?

P. Müller schließt die wissenschaftliche Beiprechung des Dialoges mit der Bemerkung: „Man kann wohl sagen, daß Galilei durch voreilige Popularisierung der Frage über das Copernicanische Weltsystem, durch die Art und Weise seiner bald übertreibenden und bald vertuschenden Darstellung mehr Verwirrung anrichtete, als Gutes stiftete, zumal in den Köpfen von solchen, die sich kein selbstständiges Urteil über die Wichtigkeit und Zuverlässigkeit seiner Beobachtungen bilden konnten.“ (130).

Es war eine große Unklugheit von Seite Galileis, daß er seine wissenschaftlichen Gegner vielfach mit beißender Ironie und Sarkasmus behandelt und gelegentlich auch derbe Worte an den Kopf wirft, wie „hartnäckige Dummköpfe“, „sklavische Geister“, „hochwürdigste und untertänigste Sklaven des Aristoteles“ (134). Er äußert sich wegwerfend über die angeesehensten Astronomen jener Zeit, er spricht von der Gleichwichtigkeit Tycho, von Kindereien Keplers (dieser hatte die Flutercheinung auf die Einwirkung des Mondes zurückgeführt), von den Phantasien Scheiners. „Im ganzen wimmelt die Schrift von Ausdrücken, die dem Gegner kindische Irrtümer, größte Dummheiten, Torheit und Verrücktheit vorwerfen: unedle Beweggründe werden ihnen manchmal ohne weiteres untergeschoben.“ (135). Demgegenüber wird bisweilen ein stark betontes Selbstlob eingeschaltet. Diese Aeußerlichkeiten der Polemik konnten naturgemäß nur abstoßend wirken und Galileis Sache schädigen.

Sierauf erzählt P. Müller den Verlauf des Prozesses eingehend genug. Beim Prozeß von 1616 war die Frage zu beantworten, ob die naturwissenschaftlichen Gründe hinreichend gewichtig sind, um vom üblichen Wortsinne gewisser Schriftstellen abzuweichen. In der verneinenden Beantwortung dieser Frage lag der Grund für das damals erlassene Verbot. Beim Prozeß von 1633 lag unmittelbar nur die Frage vor, ob im Dialog das Verbot von 1616 verletzt wurde oder nicht. Da konnte nur eine bejahende Antwort erfolgen, hiemit war auch

die Grundlage für die Beurteilung gegeben. Wäre indessen die Begründung des heliozentrischen Systems im Dialog eine solidere gewesen als sie wirklich war, dann wäre wieder die erste Frage, wie sie 1616 vorlag, in den Vordergrund gerückt worden.

Es werden dann noch eine Reihe von Galilei-Tabeln widerlegt und einige römischindische Vorwürfe zurückgewiesen. — Zum Schluß sei die Anschaffung des besprochenen Werkes für Bibliotheken, welche auch von Gebildeten benützt werden, angelegentlich empfohlen. Unsere Gegner behaupten so oft, daß die Kirche der Wissenschaft feindlich gegenübersteht; den Hauptbeweis für die Feindseligkeit entnehmen sie der Galilei-Angelegenheit. Eine quellenmäßige Darstellung der Wahrheit muß daher möglichste Verbreitung finden, um unberechtigte Vorwürfe mit sicheren Gründen zurückzuweisen, übertriebene Vorwürfe auf das berechnete Maß einzuschränken.

Freinberg.

A. Pinsmeier S. J.

2) **Lehrbuch der Nationalökonomie.** Von Heinrich Pesch S. J.

II. Band: Allgemeine Volkswirtschaftslehre. 1. Teil: Wesen und Ursachen des Volkswohlstandes. Freiburg: Herder. X u. 808 S. K 19.20.

Der erste Band dieses groß angelegten Werkes stellt die Grundlagen der Volkswirtschaft dar. Mensch, Natur, Gesellschaft, die Prinzipien der Organisation und die Methode der Forschung werden dort besprochen.

Der zweite vorliegende Band ist der 1. Teil der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Er enthält:

- I. Die verschiedenen volkswirtschaftlichen Systeme in ihrer Nacheinanderfolge;
- II. Den Volkswohlstand als Ziel aller Volkswirtschaft;
- III. Die Grundlagen des Volkswohlstandes, Territorium und Volk.

Der 2. in Aussicht stehende Teil der allgemeinen Volkswirtschaftslehre (also der 3. Band) soll „den volkswirtschaftlichen Lebensprozeß“ behandeln. (Beschaffung einer entsprechenden Fülle von Sachgütern.)

Den vom Autor beobachteten Vorgang entsprechend, vom Allgemeinen zu dem Besonderen überzugehen, sollen den drei Bänden der Grundlegung und des allgemeinen Teiles, Abhandlungen über besondere Teile der Volkswirtschaftslehre mit Inbegriff der Finanzwissenschaft und der Statistik angeschlossen werden.

Leider — und mit großem Bedauern spreche ich es aus — scheint der Gesundheitszustand des so verdienstvollen gelehrten Autors derart geschwächt zu sein, daß er sich genötigt sehen wird, die Bearbeitung der besonderen Teile anderen — allerdings zum Glück auch bewährten Kräften zu überlassen. Jedenfalls wäre es von Vorteil, wenn er die Oberleitung insoweit bewahren könnte, daß die Einheitlichkeit des ganzen Werkes erhalten bleibe.

Dieser 2. Band setzt den ersten in würdiger Weise fort. Alle Anerkennung, die diesem (in dieser Zeitschrift 1908, Seite 620 ff.) ausgesprochen wurde, gilt auch für den 2. Band.

Nebst der getreuen Bewahrung der einzig richtigen Grundsätze ist auch hier dieselbe Reichhaltigkeit der einschlagenden Literatur hervorzuheben; nur tritt in diesem Bande, der Natur der Sache entsprechend, der polemische Charakter mehr zurück. In der Bevölkerungslehre wird allerdings, gewiß mit Recht, ein Hauptgewicht auf die Bekämpfung der falschen Anschauungen gelegt.

Es ist nicht möglich, alle besonders bemerkenswerten Stellen zu zitieren, der hier gebotene Platz würde nicht ausreichen.

Es ist der Geistesrichtung Peschs vollkommen entsprechend, daß er dem so vielfach verkannten, natürlichen Rechte den Menschen (s. 94) den gebührenden Platz einräumt, und daß er, immer den Menschen im Auge behaltend (127), verlangt, daß das Kapital ihm diene, nicht sein Beherrscher sei. Ganz in Uebereinstimmung damit wird auch (s. 350) bei Besprechung des Volkswohlstandes darauf hingewiesen, daß der materielle Wohlstand nur ein Mittel zur Erreichung höherer Ziele ist. Daß Pesch die unteren Klassen an den Vorteilen der zunehmenden Produktivität und Kultur mit Anteil nehmen lassen will (s. 276) entspricht seinem so richtigen Gedankengange.

Ich kann nicht umhin, die herrlichen Ausführungen (S. 678—694 und 706—730) über Christentum, Kultur, Zivilisation und die Ebenbildlichkeit der Menschen zu erwähnen. Noch weise ich auf die treffende Unterscheidung von Stand und Klasse (S. 731) hin, die gerade heute von größerer Bedeutung ist.

Es sei gestattet, einige Wünsche für die folgenden Auflagen anzuschließen.

So meisterhaft Besh es versteht, fremde Aussprüche, und zwar von den besten Autoren, fließend in den Text einzufügen, gewissermaßen mit seinem eigenen Ideengang verschmelzend, so dürfte es doch manchmal dem Leser erwünschter erscheinen, des Autors eigene Ansicht klarer ausgedrückt zu finden. Eine genauere Scheidung der Teile, die für kleinen und für größeren Druck bestimmt sind, würde die Erfüllung dieses Wunsches vorteilhaft sein.

S. 187.8 hätte der gediegene Sozial-Philosoph R. P. de Pascal gewiß verdient, unter den hervorragenden katholischen Sozial-Politikern Frankreichs genannt zu werden.

S. 192. Könnte nicht die Bezeichnung der äußeren Natur, die doch auch ohne den Menschen wirkend ist (*Due sono i produttori: P. Liberatore*) als passive Ursache, mißgedeutet werden?

S. 244. Der Satz, daß die öffentliche Wohlfahrt einen Zustand bezeichnet, durch welchen allen Gliedern der Gesellschaft eine Fülle äußerer Güter gemeinsam angeboten wird, — könnte zu falschen Auslegungen verleiten. — Sollte es nicht besser heißen: allen Gliedern der Gesellschaft die Möglichkeit geboten wird zu mindest die notwendigen Existenzmittel sich zu erwerben?

Dann wäre eine vollkommene Uebereinstimmung mit den sehr treffenden Ausführungen Seiten 248, 259 und 298 hergestellt.

S. 259 ff. Hätte wohl die Fürsorge für Ausbildung des Nachwuchses einen Platz finden können.

S. 266. Das von Besh erwähnte Gesetz über die Privatbeamtenversicherung wird wirklich schon in Oesterreich durchgeführt.

S. 368. Die Verkehrsanstalten sind wohl etwas stiefmütterlich behandelt: warum wird nicht hier wie an anderen Stellen auch Oesterreichs gedacht?

S. 328 dann 400 ff. Wenn die sehr tüchtigen Statistiker entnommenen Schätzungen der Nationalvermögen und Einkommen in den verschiedenen Ländern — nach Mays Vorgang, auf eine Geldsorte reduziert tabellarisch neben einander gebracht worden wären, würde die Uebersichtlichkeit sehr gewonnen haben. Es ist wohl bei der Korrektur übersehen worden, die Dezimalen der englischen Milliardenzahlen abzutrennen.

S. 482. Hier wäre der Hinweis auf die immer mehr ausgebreitete Verwendung des Petroleums zu Heizzwecken, namentlich als Ersatz der Kohle für Heizung der Lokomotive wohl nicht überflüssig gewesen.

S. 512. Zu: „Kulturelle Nation“ kommt zu bemerken, daß in der Türkei die Religion die Nationen schärfer scheidet, als die Sprachen es tun.

S. 524 wird „von Maurer“ nur aus zweiter Hand erwähnt. Seine Werke über Dorf- und Stadtverfassung, Fronhöfe u. sind von so großer Bedeutung, daß sie wenigstens in der Literaturübersicht hätten genannt werden sollen. Warum Elster sie übergeht, ist nicht recht erklärlich. Herders Konversationslexikon macht ihrer gebührende Erwähnung.

S. 598. Sollte auch Mario Winkblech) mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Dr. Schäffl hat sein Werk so hoch geschätzt, daß er eine zweite Auflage veranlaßt hat.

S. 605. Warum die Ehrenerklärung Walthus'? Nur seine Lehre kommt hier in Betracht, nicht seine Person.

S. 674. Die Charakterisierung der einzelnen Nation ist sehr interessant, sie beruht wohl auf gründlichem Studium; aber die Bevölkerung Italiens weist doch nicht ein gar so gleichförmiges nationales Gepräge auf. (Sizilianer und Piemontesen, Romagnolen und Neapolitaner!)

S. 727. Eine der wesentlichen Aufgaben der Arbeit — Bewahrung vor Müßiggang — ist wohl aus Versehen weggeblieben.

Noch eins. Wäre es nicht möglich, die Einteilung des Stoffes derart zu treffen, daß die Bände einen annähernd gleichen Umfang erhielten?

Einige Druckfehler:

	S.	95	soll es heißen	§ 2	anstatt	§ 5
Letzte Zeile	"	97	" " "	da se	"	de se
7. Zeile von oben	"	191	" " "	Charce	"	Charge
Oben	"	279	" " "	§ 3	"	§ 4
10. Zeile von oben	"	761	" " "	laissez	"	laisser
						(2 Mal)

Zum Schlusse der aufrichtige Wunsch: Von diesem so ausnehmend ge-
diegenen Buche mögen wenigstens Hunderttausend Exemplare abgesetzt und alle
eifrig studiert werden.

Biehofen.

Franz Gf. Ruesstein.

3) Die messianischen Weissagungen des Alten Testaments

nebst dessen Typen übersezt und kurz erklärt von Dr. theol.

Adalbert Schulte, Professor am Klerikal-Seminar in Pöplin. Pader-
born. 1908. Ferd. Schöningh. Gr. 8°. VIII und 208 S. K 4.32.

Den Zweck dieses schönen Werkes gibt der hochwürdige Verfasser (im
Vorworte) dahin an: „Nicht bahnbrechende, neue Wege suchte ich zu wandeln,
sondern die traditionelle Auffassung der messianischen Weissagungen des Alten
Testamentes kurz mit den einschlägigen Beweisgründen vorzuführen“ und teilt
zu diesem Behufe die Arbeit in acht Abschnitte mit mehreren Paragraphen
ein. 1. Einleitendes (§ 1—7); 2. Die messianischen Weissagungen im Pentateuch
(§ 8—13); 3. Die messianischen Weissagungen in den historischen Blättern
(§ 14—16); 4. Die messianischen Weissagungen in den Psalmen (§ 17); 5. Die
messianischen Weissagungen bei den vorexilischen Propheten (§ 18—23); 6. Die
messianischen Weissagungen bei den Propheten während des Exils (§ 24, 25);
7. Die messianischen Weissagungen bei den nachexilischen Propheten (§ 26—29)
und 8. Anhang (§ 30).

Mit aufrichtigem Interesse las Rezensent das vorliegende Werk und fand
bald heraus, daß es einem allgemeinen Wunsche sehr entspricht. Hat ja der
einzelne Geistliche und gebildete Laie oftmals weder Zeit noch Lust, die Be-
handlung der schwierigeren biblischen Fragen, wozu eben die messianischen Weiss-
agungen gehören, in umfangreichen, langatmigen Kompendien zu lesen: er will
bloß Resultate haben; nun denn: hier hat er sie in schöner, edler Form. Nur
auf wenig es möchte Rezensent hinweisen. S. 3 wäre Joh. 11, 50 etwas näher
zu erklären; § 3 ist recht gut; § 6 wohl kurz, aber sehr richtig. Betreffs der
Strafe der Schlange wäre auch auf Targum. hinzuweisen. Ueber „Schiloh“,
über Ps. 2, 12; 72, 10, 11; „Buchrolle“ (S. 84); „meinen Sohn“ (S. 93);
Ps. 7, 14; „Ebed Jahve“ würde eine ausführlichere Erörterung erwünscht sein.
Der messianische Charakter des Jeremias wird zu wenig gewürdigt; vielleicht
hätten zu diesem Propheten wie zu Ezechiel die betreffenden Kommentare (Wien,
Mayer u. Ko.) in dieser Hinsicht gut gedient. Der Hauptgedanke des Propheten
Zacharias ist schön und recht interessant verwendet. Tobias wird wohl richtiger
den historischen Büchern beigezählt. Für den Anhang (Die messianischen Typen
des Alten Testamentes) hätte der verehrte Verfasser das Büchlein „Synopsis
Hermeneuticae biblicae“, de sensu typico; Prag, Bellmann, recht ausnützen
sollen, um Klarheit in diese dunkle Partie der biblischen Auslegung und in
die Anwendung derselben zu bringen. — Die Ausstattung und Korrektur des
Buches ist vortrefflich; einige Versehen des Setzers (wie Lang statt Laur, Mäh-
n statt Mühn) berichtigt der Leser gern.

Möge dieses mit besonderem Fleiße und warmer Begeisterung gearbeitete
Werk eine günstige Aufnahme finden und hiedurch das große und erhabene
Ziel, welches der hochgeehrte Verfasser im Auge hat, in besonderem Maße ge-
fördert werden!

Prag.

Leo Schneedorfer.

4) **Die Vorbilder des Alten Testamentes in Beziehung auf das Neue Testament** zusammengestellt von Theod. Brenkelmann, Lehrer. Paderborn. Ferdinand Schöningh. 8°. VIII und 70 S. 90 h.

Mit großer Freude begrüßte Rezensent den Titel dieses Büchleins, da ja jede Belehrung über die Vorbilder des Alten Testamentes — diesen dunklen und sehr schwierigen Gegenstand in der biblischen Erklärungskunst — willkommen ist. Nach der Erklärung des Begriffes „Vorbild“ (S. VIII) sollte man meinen, der verehrte Verfasser behandle die eigentlichen Vorbilder (Typen): allein aus der Bemerkung: „Die Hinweisung kann aber auch so sein, daß die Erfüllung gerade das Gegentheil von dem Vorbilde ist (Vorbilder im umgekehrten Sinne)“ ersieht der Leser sogleich, daß „Vorbilder“ hier meist nur im allgemeinen Sinne des Wortes angeführt werden. Die Abhandlung wird in vier Abschnitte zergliedert: Vorbilder von Christus (S. 1—30), Vorbilder von Einrichtungen durch Christus (S. 31—62), Vorbilder von besonders heiligen Personen außer Christus (S. 63—67) und sonstige Vorbilder (S. 68—70). Schade, daß der Herr Verfasser nicht das Büchlein „Synopsis Hermeneuticae biblicae“, Wellmann in Prag, eingesehen und daselbst die Abhandlung über die biblischen Typen (S. 52—67) genauer beachtet hat; da hätte er den Unterschied zwischen „wahren Vorbildern“ und zwischen: Zeichen, Symbol, Sinnbild, Allegorie usw. herausgefunden und hienach die einzelnen Gruppen der Vorbilder in ihrer wahren Bedeutung schön darstellen können. So ist, um nur einiges anzudeuten, das Vorbild der ehernen Schlange (S. 8) im Punkte 3., 4., 6. richtig erklärt; das übrige paßt wohl weniger: wahre Vorbilder im umgekehrten Sinne gibt es nicht. Auch hätte gut hervorgehoben werden können, ob z. B. Abel, Samson, Gedeon, inwiefern Adam, David, Salomon usw. Vorbilder Christi seien. Bei der Aufstellung und in der Erklärung der biblischen Vorbilder fehlt man nämlich sehr leicht entweder durch „zu viel“ oder „zu wenig“, was eben nicht immer leicht zu vermeiden ist.

Uebrigens hat ja der geehrte Verfasser gewiß nicht so sehr den wissenschaftlichen, als vielmehr einen gläubig erbaulichen Zweck im Auge, wiewohl ein reiches Maß von wissenschaftlichen Studien hierin verarbeitet ist. Allen Freunden der Heiligen Schrift bietet dieses klare, deutliche und mit besonderer Vorliebe für den erhabenen Gegenstand verfaßte, schön ausgestattete und sehr billige Buch eine wirklich reiche Fülle praktisch erbaulicher Andeutungen, weshalb es Rezensent auch sehr gern auf das wärmste allen Lesern empfiehlt.

Leo Schneedorfer.

5) **Die Epistel des heiligen Jakobus** übersetzt und erklärt von Dr. Johannes Evang. Belser, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Freiburg und Wien. 1909. Herder. Gr. 8°. VIII u. 216 S. M. 4.50 = K 5.40; gbd. in Leinwand M. 5.30 = K 6.36.

Die Bearbeitung des Jakobusbriefes von Seite des gewiegten Tübinger Exegeten darf um so freudiger begrüßt werden, als er, wenigstens was die Auslegung betrifft, bisher ziemlich spärliche Behandlung erfahren, aber wegen seines praktischen Inhaltes, wegen seiner ersten Mahnungen zu einem werktätigen Glaubensleben, seiner Warnungen vor dem Weltdienste und „vor Zurückdrängung des übernatürlichen Lebens durch das natürliche“ für die Seelsorge der Gegenwart so große Bedeutung hat. — Auf den ersten 27 Seiten behandelt der Herr Verfasser die Einleitungsfragen. Verfasser ist Jakobus, der Bruder des Herrn und Apostel, der Sohn des Althäus und Bischof von Jerusalem. Gerichtet ist der Brief an die gesamte christusgläubige Judenheit in und außerhalb Palästina, abgefaßt ungefähr zwischen 42—44. Von wirklich

eingetretenen Bedrängnissen und Verfolgungen innerhalb des Beseftretes redet der Brief nicht, sondern nur von deren Möglichkeit; von groben sittlichen Mißständen kann gleichfalls keine Rede sein, eher von einem Wiederaufleben des vorigen jüdischen Sinnes und Geistes. In der Disposition des Briefes schließt sich Herr Verfasser eng an Gladder an (vgl. Zeitschrift f. Theologie 1904, 3 ff.). Das Thema des Briefes ist niedergelegt in 1, 26—27, wo der Apostel an die Brüder drei Hauptforderungen stellt: Zügelung der Zunge, Übung barmherziger Nächstenliebe und Selbstbewahrung vor der Welt. Die Ausführung des Themas folgt dann in umgekehrter Reihenfolge usw. Was den Lehrgehalt und die Lehrweise der Epistel betrifft, so behandelt sie Lehrfragen nirgends ex professo, von einer Polemik gegen die paulinischen Lehrrsätze über die Rechtfertigung vermag selbst das schärfste Auge nichts zu entdecken. Der Inhalt ist überwiegend ethisch. Eine kurze Erörterung über den Sprachcharakter der Epistel und Angabe der Literatur schließt diesen Abschnitt.

Der Kommentar bietet zuerst an der Spitze der einzelnen Paragraphe, in welche der Brief seinem Inhalte gemäß zerlegt wird, eine genaue und fließende Uebersetzung des griechischen Textes, an diese schließt sich eine Inhaltsangabe des zu behandelnden Abschnittes, auf die dann Vers für Vers die Wort- und Sachterklärung folgt. Diese ist ausgezeichnet durch philologische Genauigkeit und verwendet ganz besondere Mühe und Sorgfalt auf scharfe Fassung des Sinnes und auf die Aufhellung des Gedankenfortschrittes und Zusammenhanges, was bei der lapidaren und gnomischen Schreibweise des Briefes nicht selten mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden sein mochte. In den weitaus meisten Fällen dürfte das Richtige getroffen und die Zustimmung der Fachgenossen sicher sein. — In einigen Punkten erlaubt sich der Berichterstatler anderer Ansicht zu sein. Vor allem sind es teilweise die Ausführungen über die Rechtfertigung (2, 21—26) und über die Krankenölung (5, 14—16). Weder vermag er sich für die justificatio secunda bei Abraham und Rahab zu erwärmen, noch weiß er, was er sich unter der „vorläufigen“ Rechtfertigung des Abraham (Gen. 15, 16) genau denken soll. Für die Krankenölung wird zweimal (S. 197 und 200) der sakramentale Charakter mit aller Klarheit und Entschiedenheit betont; indem aber die Sündennachlassung (ἀποδοῖται αὐτῷ v. 15) der Losprechung der Presbyter zugeschrieben wird, die übrigen von Jakobus namhaft gemachten Wirkungen (τίσσει τὸν κάμνοντα, ἐγερῇ αὐτὸν ὁ κύριος v. 15, ὅπως ἰαθήτω v. 16) nur von der leiblichen Heilung erklärt werden, ist schwer einzusehen, worin nach Jakobus die unsichtbare, d. h. sakramentale Gnadenwirkung der Delung bestehe. Andere Abweichungen in der Auffassung betreffen nur Kleinigkeiten. So z. B. scheint es uns nicht recht glaubhaft, daß ἐν τῇ διαπορεῇ (1, 1) in Beziehung auf das himmlische Vaterland gesagt, und daß das griechische χαίρει „aus dem Munde des Engels an das Ohr der heiligen Jungfrau erklingen sei“. Bei 5, 7 wird mit Berufung auf die im Zusammenhange stehende Wiederkunft des Herrn für πρότερον καὶ ὕμνον die Bedeutung von Früh- und Spätfrucht vorgezogen (S. 186 f.). Sollte nicht gerade das τὸς τῆς παρουσίας τοῦ κυρίου eher für die Bedeutung von Früh- und Spätregen sprechen? Beide, Wiederkunft und Regen sind vom Himmel her zu erwarten, beider Eintritt ist unbestimmt und steht ganz außerhalb menschlicher Macht und Berechnung. bitbet daher bei Verzug eine große Geduldsprobe, beide sind nicht die Frucht oder der Lohn, sondern deren notwendige Voraussetzung. Daß zu προρρητισμῶν (5, 13) das in dieser Lage so notwendige Bittgebet keine Erwähnung gefunden, ist wohl nur Versähen.

Recht gefreut hat uns, daß die Alten, von den Griechen Chrysostomus und Theodoret, von den Lateinern Bede, Erius und Cornelius a Lapide soviel zu Worte gekommen sind. Betreffs der griechischen Zitate hätten wir allerdings im Interesse der Seelsorger, für die nach Vorwort das Buch bestimmt ist, die Beigabe einer deutschen Uebersetzung gewünscht.

Möge das in fließender und recht klarer Sprache geschriebene Buch bei Theologiestudierenden und praktischen Seelsorgern reichen Absatz und eifriges

Studium finden, der gelehrte Herr Verfasser aber, si Dominus voluerit (IV. 15) die exegetische Wissenschaft noch recht oft mit Produkten seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit fördern und bereichern.

St. Florian.

Mossl.

- 6) **Johannes, der Vorläufer des Herrn.** Nach Bibel, Geschichte und Tradition dargestellt von Dr. Nik. Heim. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Regensburg. 1908. Habel. 8°. XXXII u. 792 S. Mit Titelbild. brosch. M. 5. —, gbd. M. 6. — = K 6. —, respektive K 7.20.

Daß der Name Dr. Nikolaus Heim ein Pseudonym sei, wußte man schon geraume Zeit; wer sich aber dahinter verberge, und was es mit dieser Persönlichkeit, deren wahrer Name Josef Buis ist,¹⁾ für eine Bewandnis habe, wurde erst unlängst durch die Enthüllungen P. Bihlmayers O. S. B. bekannt. Rezensent trat an die Beurteilung vorliegenden Buches mit dem festen Vorjase, sich ganz objektiv nur von dessen innerem Wert oder Unwert ohne Rücksicht auf die Person des Verfassers leiten zu lassen. Ob es ihm durchwegs gelungen ist, wagt er nicht unbedingt zu behaupten; denn des Verfassers fortwährendes Hervorfehren und Geltendmachen seiner Rechtgläubigkeit, sowie das häufige sich Enttäuschen und Wetterern gegen die Kritiker, Rationalisten und Modernisten, wirkt im Zusammenhalt mit seiner Stellung zur Kirche anwidernd und abstoßend. — Der Inhalt des Buches setzt sich zusammen aus einer Vorrede „An den Leser“ (S. 1—XXXII), in welcher sich der Verfasser über seine Grundjlässe und Ziele verbreitet und das ihm vom Heiligen Vater Pius X zuteil gewordene Anerkennungsschreiben mitteilt, einer „Einleitung“ oder I. Teil (S. 1—124) mit den 4 Kapiteln: Der Gottmensch Jesus Christus, Was ist uns Johannes? Johannes im Lichte der Weissagung, Johannes in den Evangelien — Rationalismus und Modernismus, aus dem II. Teile „Das Leben des Vorläufers Christi“ (S. 125 bis 602) in 32 Kapiteln und dem III. Teil oder „Verehrung“ des Täufers (S. 603—710) in 7 Kapiteln. Den Schluß bilden Noten und Nachträge, das ist Verzeichnis der Belegstellen (S. 713—776) und ein ausführliches Inhaltsverzeichnis (S. 777—792).

Dem Verfasser eignet große Belesenheit, außergewöhnliche Vertrautheit mit der Heiligen Schrift, Kenntnis von Land und Leuten des biblischen Schauplazes, die er sich durch längeren Aufenthalt in Palästina erworben hat, eine gewandte Feder und große Begeisterung für seinen Heiligen; aber eine Gabe geht ihm ab: das Maßhalten. Man gewinnt bei der Lektüre den Eindruck, der Verfasser möchte bei jedem Gegenstande, der ihm in die Feder kommt, bis auf das letzte Z-Tüpfelchen alles, was er weiß, und wenn es möglich wäre, noch etwas dazu, und zwar mit möglichst großer Kraft und Schärfe niederschreiben. Dadurch wird die sachliche Behandlung vielfach weitschweifig und mit Nebensächlichem beschwert, die sprachliche Darstellung häufig überladen und schwulstig. Abgesehen von dieser Ueberladung mit Kleinkram und einigen Schiefheiten und Ungenauigkeiten (z. B. S. 111 ist der Inspirationsbegriff nicht ganz richtig gegeben) kann man mit dem Inhalte meist einverstanden sein; auch für die weniger zuzugenden Meinungen und Ansichten stehen meist nicht zu verachtende Gewährsmänner im Rücken. Der heilige Johannes tritt im ganzen Buche als uner-

¹⁾ Nach P. Bihlmayer wurde Josef Buis 1860 zu Höchstatt in Bayern als Sohn eines Tierarztes geboren, in Konstantinopel auf Grund gefälschter Papiere (ungültig) zum Priester geweiht, war einige Zeit im Heiligen Lande, wirkte dort angeblich als Missionspfarrer in Safet. In Rom wurde dann die Gültigkeit seiner Weihe beanstandet und seither zog er sich auf das Land in der Nähe von Neapel zurück als „ein mit der katholischen Kirche schon längst zerfallener, von ihr ausgeschiedener und in aktiver Opposition zu ihr stehender Presbyter der reformierten christlich apostolischen Kirche“. (Vgl. Katholik 3 N. S. 237, 4. H. S. 320, 1909.)

hütterlicher und unanfechtbarer Zeuge für die Gottheit Christi auf. Es kann daher derjenige, welcher sich durch die Persönlichkeit des Verfassers und die angegebenen Mängel des Buches nicht irre machen läßt, Belehrung und Erbauung aus demselben schöpfen.

Dr. Moisl.

- 7) **Die Schätzung bei Christi Geburt** in ihrer Beziehung zu Quirinius. Historisch-kritische Studie zu Lukas 2, 2. Von Dr. Alfons Mayer. Veröffentlichungen des biblisch-patristischen Seminars zu Innsbruck. 3. Innsbruck. 1908. Rauch (Karl Pustet.) Gr. 8°. X u. 81 S. brosch. K 1.15, gbd. K 1.80.

Mit dieser Schrift übergibt der Herr Verfasser seine vor einigen Jahren abgefaßte Doktor-Dissertation in erweiterter Form der Öffentlichkeit. Er will in ihr nicht „ganz neue Gesichtspunkte“ oder „ganz unerwartete, wissenschaftliche Resultate“ vorlegen, sondern „die fast unübersehbare Literatur über Zenius und Quirinische Statthaltertschaft kritisch sichten, den Leser mit den wichtigsten Ansichten für und gegen die Glaubwürdigkeit der Angaben des heiligen Lukas bekannt machen und aus dem Wirrwarr der Meinungen den gangbarsten Ausweg finden“ (Vorw.) Zu diesem Zwecke behandelt er nach Angabe der Literatur, kurzer Textkritik und Exegese des Textes Luk. 2, 1—5, die in demselben liegenden historischen Schwierigkeiten, die Glaubwürdigkeit des Lukas im allgemeinen, die Unmöglichkeit einer Vernechtung des hier genannten Zenius mit dem im Jahr 6 nach Christi von Quirinius abgehaltenen, verschiedene unrichtige Lösungsversuche, das Geburtsjahr Christi, das Zeugnis des Tertullian (adv. Marc IV. 9.), und schließt sich endlich der schon von Zumpt, Schanz, Belfer, Pöhlz u. a. vorgeschlagenen Lösung an, daß der von Lukas dem Quirinius zugeschriebene Zenius unter V. Saturninus 7 beziehungsweise 6 vor Christi begonnen, unter V. Varus fortgesetzt und unter S. Quirinius im Jahre 4 oder spätestens 3 vor Christi vollendet worden sei. Die Schrift, deren nicht geringsten Vorzüge Klarheit und Uebersichtlichkeit sind, verdient besonders als Erstlingsarbeit alle Anerkennung. Wer in ihr nicht mehr sucht, als der Verfasser in den eingangs erwähnten Worten verspricht, wird bei der Lektüre ganz auf seine Rechnung kommen. Sie kann daher den Theologen und sonstigen Bibelfreunden bestens empfohlen werden. Als Druckfehler begegnete uns S. 24 πολλο statt πολλοι und merkwürdiger oder komischer Weise fehlt im Namensverzeichnis der so oft genannte Quirinius.

Moisl.

- 8) **Die Perikopenstunde.** Ein Handbuch für den Unterrichtsgebrauch. Von Joh. Bendel, Rektor. Paderborn. 1909. Ferd. Schöningh. 8°. IX u. 287 S. M. 3.40 = K 4.—.

Das Buch bietet weit mehr, als man aus seinem Titel entnehmen möchte. Es enthält nämlich nicht etwa bloß Beihilfe für die unterrichtliche Behandlung sämtlicher Sonn- und Festtageevangelien des Kirchenjahres, sondern einen vollständigen Unterricht in der Liturgik (heilige Zeiten, Handlungen und Orte). Auch sehr viele Kirchenlieder sind einbezogen; die interessanten Mitteilungen, welche unter der Rubrik „Wie das Lied . . . entstanden ist,“ geboten werden, dürften zu den Spezialitäten des Buches zu rechnen sein. Bendel hat mit viel Fleiß alles, was für den liturgischen Unterricht von Belang ist, mit einer Vollständigkeit zusammengestellt, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Selbst der „Blaue Montag“ findet hier (S. 80) seine Erklärung. Originelle graphische Darstellungen bekunden den Verfasser als Praktiker des Religionsunterrichtes. — Für eine Neuauflage, die das Buch zweifellos erhalten wird, seien einige Bemerkungen gestattet. In der Definition der beweglichen Feste („ . . . sind solche, die nicht alle Jahre auf denselben Tag fallen“, S. 6) wird statt „Tag“ der Ausdruck „Datum“ zu gebrauchen sein, da ja z. B. Fronleichnam jährlich auf denselben Tag (Donnerstag) fällt und doch ein bewegliches Fest ist. — Die fünfmal wiederkehrende Angabe, der Erlöser sei „nach 4000 Jahren“ erschienen,

muß, da sie vor der wissenschaftlichen Kritik nicht standhält, fallen gelassen werden. — Mit der Begründung, der heilige Thomas werde deshalb am 21. Dezember gefeiert, weil Dunkelheit ein Sinnbild des Unglaubens und der 21. Dezember der dunkelste Tag im dunklen Advent ist (S. 19), geschieht dem Apostel doch wohl einigermaßen Unrecht. Es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß ein symbolischer Grund für die Fixierung des Thomasfestes maßgebend gewesen sei; eher ist ein historischer Grund anzunehmen. Das Bemühen, überall Symbolik zu vermuten, führt den Verfasser auch sonst manchmal zu etwas sonderbaren Ergebnissen: z. B. „Im Evangelium der dritten Weihnachtsmesse hebt sich der Evangelist wie ein Adler „hoch“ in die „Höhen“ des Himmels. Darum führt die dritte Messe den Namen „Hochamt“ (S. 23) oder „Gewöhnlich sind (beim Hauptaltar) drei Stufen, eine Erinnerung an die heilige Dreifaltigkeit“ (S. 264). Zu viel Symbolik ist im Unterricht entschieden schädlich und macht die Schüler empfänglich im späteren Leben unseren Gegnern zu glauben, daß auch Christus nur ein Symbol, bezw. die Feier der Geburt Christi symbolisch für die Sonnenwende und Ostern symbolisch für das Wiedererwachen der Natur zu deuten seien. — Bei jeder Perikopenerklärung findet sich die Rubrik „Beziehung des Evangeliums zum Kirchenjahr“. Diese „Beziehungen“ sind in vorliegendem Buche oft sehr geistreich und sinnfällig erklärt, aber das Bestreben, bei jedem Fest eine Beziehung zum einfallenden Festkreis aufzuzeigen, führt mitunter zu sehr ansehbaren Ergebnissen. S. 36 heißt es: „Stephanus war der erste Märtyrer, der für Jesus starb. Darum muß auch sein Fest das erste nach Weihnachten sein.“ Mit eben demselben oder noch größerem Rechte könnte man folgern: „Darum muß sein Fest das erste nach dem Karfreitag sein.“ Eine ebenso wenig stichhaltige Logik findet das Fest des heiligen Johannes gerade für den zweiten Tag nach Weihnachten gehörig. S. 71 wird als Beziehung des Evangeliums vom Senfkörnlein zum Pfingstfestkreis gesagt: „Das Evangelium vergleicht die Kirche mit einem Baume, der die ganze Welt bechattet. Wenn aber das Evangelium allen Völkern verkündet sein wird, dann wird das Ende der Welt eintreten. So weist also das Evangelium auf das Ende der Welt hin und paßt darum für das Ende des Kirchenjahres.“ Da erinnert man sich unwillkürlich an die Predigteinleitung: „Heute feiern wir das Fest des heiligen Joseph. St. Joseph war ein Zimmermann. Die Zimmerleute machen auch Weichtühle. Also ist es passend, daß ich am Feste des heiligen Josef vom Weichten rede.“ — Der sechste Sonntag nach Ostern wird von Bendel schon in den Pfingstkreis gerechnet und deshalb „Sonntag vor Pfingsten“ genannt, obwohl eine Berechtigung hierfür aus liturgischen Büchern nicht zu erweisen ist. — Als Kuriosum sei noch folgende Stelle (S. 103) zitiert: „Bei der Weissagung wurde der Herr „blau“ und „gelb“ geschlagen, während er sich unter den Streichen „krümmte“. Daher der Name blauer Montag, gelber Dienstag, krummer Mittwoch.“ Lucus a non lucendo, denn der Herr wurde am Montag (der Karwoche) nicht blau, am Dienstag nicht gelb geschlagen und hat sich am Mittwoch nicht unter Streichen gekrümmt. — Da die erwähnten Unstimmigkeiten der Katechet nicht nachmachen muß, das Buch aber im Uebrigen sehr gut für die katechetische Praxis verwendbar ist, so empfehle ich es aus voller Ueberzeugung zur Anschaffung und fleißigen Benützung.

Wien.

W. Fatsch.

9 Methodisch ausgeführte Katechesen über den Glauben.

I. Hauptstück des Kleinen Katechismus von Jakob Nist, Pfarrer. Mit einer Vorrede von P. M. Meschler S. J. Paderborn. 1909. Ferdinand Schöningh. 8°. IX u. 308 S. brosch. M. 3 — = K 360.

Pfarrer Nist ist kein Neuling auf dem Gebiete der Katechese; seit 22 Jahren arbeitet er „praktisch“ in der Schule, darunter zwei Jahre als Katechet in Buxarest; hervorragende pädagogische und katechetische Zeitschriften nennen ihn mit Stolz ihren Mitarbeiter; vor einigen Jahren sind die Bändchen: „Gebote“ und „Sakramente“ erschienen. Vor der Kritik haben sie glänzend bestanden; mehr als

20 Rezensionen nennen sie „ausgezeichnet“, „sehr gut“, „hervorragend“, „geradezu musterhaft“. Es steht außer allen Zweifel, daß auch das eben erschienene Bändchen den Beifall der Kritik finden wird. Vorbereitung, Zielangabe, Darbietung, Erklärung, Zusammenfassung und Anwendung, das sind die Stufen, auf denen Nist ins Kinderherz hineinsteigt. Nichts von abstraktem, trockenem Erklären, nichts von unbestandenem Wiedererkennen des Gelernten, nein! Hier ist Leben, volles und ganzes Leben. Wer seine Katechese nach Nist präpariert, wer seinem Lehrgang, seiner Methode folgt, wird staunen, wie leicht und gleichsam spielend die Kleinen begreifen; er wird staunen über das Interesse, über die Aufmerksamkeit der Schüler. Nist packt eben dort, wo gepackt werden muß; mit staunenswerter Virtuosität spricht er die Sprache der Kinder, mit bewundernswertem Eifer hat er hineingeschaut in den Ideenkreis der Kleinen; alles, was dem Kinde bekannt ist, wird verwendet, wird beigezogen und verwertet. Anschaulichkeit ist ein Hauptvorzug dieser Katechesen; und wer anschaulich im besten Sinne des Wortes unterrichtet, der hat gewonnenes Spiel, die „Anwendung“ ist überall äußerst praktisch; sie greift tief ein ins kindliche Leben und muß den Unterricht fruchtbar machen. Wie verständnisvoll ist das „Ave Maria“ behandelt beim 3. Glaubensartikel; wie lernen die Kleinen schon auf dieser Stufe die Kreuzweg-Andacht schätzen (cf. 4. Glaubensartikel). Alles in allem: es ist keine konventionelle Phrase, wenn ich von den Katechesen Nists sage: tolle, lege. Hier ist für jeden Lehrer und Katecheten dieses Wort vollständig am Platze; keiner wird die Anschaffung des Werkes bereuen; alle werden großen Nutzen daraus ziehen.

Oberotterbach (Pfalz).

Pang, Pfarrer.

10) **Sucerna.** Exerzitienvorträge und Exerzitienbetrachtungen für Geistliche.

Von P. Anastasius Josef Müller O. M. C. Verlag von Alber, Ravensburg. 2 Bde. gbb. M. 9.50 = K 11.40.

Der Kapuziner P. Anastasius Müller hat in der ausländischen Mission, auf Seelsorgsposten und als Exerzitienmeister reiche Erfahrungen im geistlichen Leben gesammelt. Wir freuen uns, daß er diese praktischen, asketischen Kenntnisse auf den Büchermarkt bringt. Denn da herrscht trotz reichlicher Zufuhr große Nachfrage nach wirklich guter asketischer Literatur, besonders auf dem speziellen Gebiete der Exerzitien. Und die Exerzitien haben ja gegenwärtig — Gott sei Dank! — bei Geistlich und Weltlich einen überraschend großen Aufschwung genommen, abgesehen von den Klöstern und Seminarien lesen wir wiederholt von neuen Exerzitienhäusern. Nach dem Grundsatz: Variatio delectat greift man immer gerne nach neuen Exerzitienbüchern. P. Anastasius bietet uns in den oben angezeigten Werken für Geistliche und Ordensleute je zwei Bände Exerzitienvorträge, respektive Exerzitienbetrachtungen. Diese Betrachtungen zeichnen sich vor allem durch wirkliche Originalität aus; sie sind nicht aus den Asketikregeln der Klosterbibliothek zusammengeschrieben, sind kein Abklatsch und keine verdünnte Suppe aus dem Ignatianischen Exerzitienbuche. Selbst gedacht, geschaut, innerlich erlebt und empfunden, bietet der hochwürdige Autor den Priestern und Klosterleuten die ewigen Wahrheiten, und zeigt ihnen ihre Standespflichten, und die Mittel zur Erreichung des angestrebten Zieles. Ein Hauptmoment dieser Originalität ist die Verwertung der Heiligen Schrift. Wir staunen über die Vertrautheit des P. Anastasius mit dem Alten und Neuen Testamente, über die treffliche, ungezwungene Ausnützung des heiligen Textes für die Exerzitienzwecke, und die überraschend geschickte und feine Anwendung auf das Priester- und Ordensleben. Das ist gesunde Lehre; solche Exerzitien sind ein wahrer Zungenbrunnen für die im Verufe schlapp gewordene, oder in äußeren Widerwärtigkeiten und inneren Konflikten ermüdete Seele.

Dem einen oder anderen mag diese intensive Verwertung der Heiligen Schrift ungewohnt sein; aber er wird sich bald hineinleben, und die reinigende, erleuchtende, und mit Gott vereinigende Kraft des Wortes Gottes an sich erfahren. *Lucerna pelibus meis. verbum tuum!* Mögen diese gediegenen Exerzitienbücher recht viele Leser finden und reichlichsten Seelennutzen stiften!

Wemding.

P. Arsenius, Franziskaner.

- 11) **Die Erziehung des Menschen.** Nach den Schriften des heiligen Augustinus dargestellt von Rudolf Verg. Von der theologischen Fakultät der Münchener Universität preisgekrönte Schrift. Verlagshandlung J. P. Bachem. Köln a. Rh. gr. 8°. 184 S. brosch. M. 2.60 = K 3.12, gbd. M. 3.60 = K 4.32.

Das Preisrichterkollegium hebt mit Recht hervor „die innige Vertrautheit des Verfassers mit den Werken des großen Kirchenlehrers und die nahezu erschöpfende Gründlichkeit“ in der Behandlung des mit Bienenfleiß zusammengetragenen und wohlgeordneten Stoffes.

Derselbe ist auf vier Abschnitte verteilt: I. Grundlage der Augustinischen Pädagogik. — Heidentum und Christentum. — Erziehung zur Gottesliebe als Ziel der christlichen Erziehung. II. Das Subjekt der Erziehung: Gott, die Kirche, die Familie. III. Das Objekt der Erziehung: Kindheit, Knabe. — Die Schule und Jünglingsalter. IV. Erziehung im besonderen: 1. Körperpflege; 2. Willensbildung; 3. Erkenntnisbildung, Unterricht. Dieser letzte Abschnitt ist naturgemäß am eingehendsten bearbeitet und umfaßt 85 Seiten. Eigentümlich ist hier die Vorliebe Augustins für die Sokratische Methode (S. 166). Er dringt überhaupt auf eigenes Denken und Verarbeiten des dargebotenen Lehrstoffes, was bei der modernen Ueberbürdung nicht leicht möglich ist, aber für eine gründliche Geistesbildung als durchaus notwendig gelten muß. Alle, die sich für Erziehung interessieren, werden die hier in reicher Fülle und gefälliger Verbindung vorgeführten Zitate aus den Werken des genialen Denkers und erfahrenen Pädagogen sehr gerne lesen, aber auch dem verdienstvollen Verfasser ihre volle Anerkennung für seine ausgezeichnete Arbeit nicht versagen, denn nur eine kundige Hand und standhafte Müheverwaltung konnte die Perlen sammeln und in eine so würdige Fassung bringen.

Einj.

Karl Friedrich S. J.

- 12) **Die Ethik des heiligen Augustinus.** Von Jos. Mansbach, Doktor der Theologie und Professor an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster. Freiburg und Wien. 1909. Herdersche Verlagshandlung. Zwei Bände. Gr. 8°. XX u. 844 S. M. 15.— = K 18.—, gbd. in Kunstleder M. 17.40 = K 20.88.

„Maecte virtute, in orbe celebraris“ schrieb Hieronymus an St. Augustin; dies Wort ist ein unsterbliches geworden. Augustin gehört zu den Säkularmenschen und ist der größte Kirchenvater, wenn wir auf die Tiefe und Kraft des Geistes, die Allgemeinheit der Spekulation, die Innigkeit und Stärke des Gefühls, auf Feuer und Macht des Willens sehen. Sein Hauptverdienst ist die tiefe Begründung der christlichen Glaubenslehren und sein heiliges Priesterleben einzig für Gott und seine heilige Kirche. Es ist daher die gläubig-gelehrige Beschäftigung mit Augustin von einer großen Bedeutung, speziell für den Akademiker. In einer Zeit, wo man an den Fundamenten aller kirchlichen Lehren rüttelt und bröckelt, ist es wichtig, ihren Ursprung, die erste Darstellung und jugendliche Entwicklung zu kennen und einen würdigeren Repräsentanten ihrer gesamten Lehre hat die junge, aufblühende Kirche von der Vorziehung nicht erhalten als im heiligen Augustinus. In seinen Schriften finden wir alle wichtigen Fragen am vollständigsten erörtert und am gründlichsten gerechtfertigt, und ihrer Lösung ganz oder fast endgültig zugeführt, da er stets bis zum Mittelpunkt vordringt und eher nicht ruht.

Ein Zurückgehen auf ihn muß daher in jeder Beziehung ein fruchtbares und höchst lehrreiches Unternehmen sein, um so mehr, je zahlreicher seine Werke in dem aktuellen Falle sind.

Unmöglich kann man aber die eigentümliche Auffassung und Darstellung der Lehre eines solchen Geistesheroen verstehen und entsprechend würdigen, wenn man nicht auch sein Leben, wenigstens in seinen Hauptzügen und Entwicklungs-

stufen ins Auge faßt. Das Leben wirkt nämlich in seiner mannigfaltigen Gestaltung häufig bestimmend ein auf Anschauung und die Bildung der Begriffe: andererseits ist das Leben bei Charakteren wie Augustin die Offenbarung, das Konkretwerden der Lehre: beide, Lehre und Leben, modifizieren sich gerade bei Augustin handgreiflich und deutlich. Somit konnte Mäusbach sein Thema nicht in Angriff nehmen, ohne das Lebensbild und die Bedeutung Augustins wenigstens in großen Zügen zu schildern. Er widmet diesem etwa $\frac{1}{8}$ des ersten Bandes. Dann geht er an die Lehre Augustins in der Weise, Augustin möglichst getreu durch ihn selbst kennen zu lernen, ihn zu verstehen und das gewonnene Resultat nach Maßgabe der theologischen Kriterien zu würdigen. Der erste Band, die sittliche Ordnung und ihre Grundlagen betitelt, behandelt die Grundbegriffe und Normen der Sittlichkeit und besonders eingehend die Stellung des großen Bischofs zum natürlichen Leben, zur Kultur und Askese. In dem zweiten Bande mit dem Untertitel: Die sittliche Befähigung des Menschen und ihre Verwirklichung, wird nach kurzer Schilderung des Kampfes Augustins gegen den Pelagianismus, die Lehre des Kirchenvaters über die Bedeutung der göttlichen Gnade, die Erbsünde, die sittliche Unfreiheit des gefallen Menschen, das sittliche Handeln außerhalb des Christentums und zuletzt über den Kampf und Sieg des Guten in der Entwicklung des Getauften zur Darstellung gebracht.

Man sieht, es werden die schwierigsten Fragen erörtert, die einen Zuhörer mit geschultem und aufmerksamen Geiste voraussetzen, um dieser Elucidation und Windation des heiligen Augustinus zu folgen. Es ist ein Streifzug fast durch die ganze Philosophie und Theologie des Heiligen und wer sich dabei einem so klaren Geiste wie Mäusbach anschließt, darf auf reichliche Ausbeute rechnen.

Um den ganzen Inhalt auch nur zu skizzieren, müßte die Besprechung zu einer Studie anwachsen, die trotzdem die Fülle des gebotenen Stoffes nicht erschöpfen und zudem an dieser Stelle einen zu breiten Raum fordern würde.

13) Der Darwinismus und sein Einfluß auf das moderne Geistesleben. Von Dr. phil. und theol. Joh. Ude, Privatdozent an der k. k. Karl-Franzens-Universität in Graz. Mit einem Titelbild. Graz und Wien. 1909. Verlagsbuchhandlung „Styria“. 8°. 171 S. K 2.—.

Der auch schon durch andere Schriften bekannte Verfasser sucht in vorliegender Arbeit auch zur Klärung der Entwicklungsfragen einen Beitrag zu liefern. In gewissen Einzelfragen wird hier wohl nur ein Naturforscher von Fach entscheiden können; die Entwicklungstheorien jedoch, wie u. a. das darwinistische System, ist aber auch eine philosophische Frage und gehört demnach als wissenschaftliches System vor das Forum der Philosophie. Hier kann wieder nur ein philosophisch geschulter Geist ein richtiges Urteil fällen. Aus Mangel an philosophischer Bildung sehen wir denn auch in unserer Zeit die Naturforscher wenigstens vielfach auf Irrwegen. Es ist da nur zu begrüßen, wenn auch von anderer Seite die Entwicklungsfrage beleuchtet wird. Dr. Ude hat dies in gegenwärtiger Arbeit in Kürze aber auch wieder auf alle Fragen eingehend geleistet. Es ist eine sehr sachliche Zusammenstellung und kann deshalb jedem, der sich auf diesem Gebiete orientieren will, warm empfohlen werden.

Rinz-Freinberg.

R. Handmann S. J.

14) The Catholic Encyclopedia. An international Work, & Ed. by Ch. G. Herbermann, & Volume V., New-York, Robert Appleten Company, 1909.

Von dieser großartig angelegten und schönen Enzyklopädie Nordamerikas wurden schon die vier ersten Bände nach ihrem Erscheinen (1907 ff.) im zweiten Heft des vorigen Jahrganges S. 419 in Kürze besprochen. Es liegt jetzt der fünfte Band des Werkes vor, vom Buchstaben D (Diocese) bis F (Fathers). Er bespricht auf 795 Seiten (Lex. 8°.), mit Tafeln, Karten und Textillustrationen

einschlägige Hauptartikel. Unter diesen können insbesondere hervorgehoben werden: Döllinger (von Prälaten Paul Maria Baumgarten in Rom), Östern (Easter), Ecclesiastes und Ecclesiasticus, Erziehung (Education), Ägypten (Egypt), England, Eucharistie, Entwicklung von D. Muckermann S. J. in Valsenburg), Exkommunikation zc. Man findet in dem Bande wieder Einzelheiten und Zusammenstellungen, die in anderen derartigen Werken umsonst gesucht werden.

Möge das schöne, wenn auch in englischer Sprache geschriebene Werk, vielfach auch in Deutschland verbreitet werden. Jedenfalls soll es in keiner größeren Bibliothek fehlen, es kann überall als Nachschlagewerk dienen, zumal auch die ausländische Literatur, wie namentlich die deutsche, vielfach angeführt wird. Ist es erlaubt, einige Bemerkungen beizufügen (etwa für einen späteren Ergänzungsband), so wäre es beim Artikel „Östern“ erwünscht, auch eine Östereiseberechnung (wie es im neuen Herberichsen Konversationslexikon geschehen ist) zu bringen. Es wurde (S. 225) ausgesprochen, die zu weite Östergrenze sei besonders für unsere Zeitverhältnisse weniger passend und bringen Unannehmlichkeiten mit sich. N. Nilles hat in seinem „Kalendarium“ mehrere wichtige Gründe angeführt, die es im Gegenteil unpassend erscheinen lassen, diese alte Östergrenze zu ändern; sie wären in Kürze zu berühren. Dem Literaturverzeichnis (f. Östern) sollte auch die neuere Arbeit Dr. Bachs „Die Zeit- und Festrechnung der Juden“ (Herder 1908) eingereicht werden.

Pinz-Freinberg.

R. H.

15) Kurzgefaßte Geschichte der Bildung und Entwicklung der Eiden wider den Zweikampf und zum Schutze der Ehre in den verschiedenen Ländern Europas von Ende November 1900 bis 7. Februar 1908. Von J. K. H. Don Alfonso von Bourbon und Oesterreich-Este, Infanten von Spanien. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen durch Marie Freiin v. Vogelshang. Wien 1909. Druck und Verlag von Josef Koller. 96 S. Elegant brosch. K 1.—

Es war im Jahre 1900, als die Katholiken des sogenannten katholischen Oesterreichs durch die bekannte Tacoli-Ledochowski Duell-Affäre in eine nicht geringe Aufregung versetzt wurden. Aber gerade dieser Zweikampf-Standal sollte auch seine guten Folgen haben. Kein geringerer als Se. königliche Hoheit Don Alfonso stellte sich an die Spitze der Antiduell-Bewegung in Oesterreich und suchte Gesinnungsgenossen zu werben, um den unsinnigen, barbarischen Duell-frevel erfolgreich bekämpfen zu können.

Welch sympathische Aufnahme der edle Gedanke des spanischen Infanten allorts — auch jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle — gefunden, beweist die Tatsache, daß in den meisten Kulturländern Europas eine Antiduellbewegung ins Leben trat. Sogar zwei gekrönte Häupter, König Alfonso XIII. und Viktor Emanuel, nahmen das Protektorat über die in ihren Ländern gebildeten Antiduell-Eigen an, ersterer am 23. Oktober 1906, letzterer am 13. Dezember 1907.

In vorliegender Broschüre bietet Se. königliche Hoheit eine kurzgefaßte Geschichte der Erfolge, welche seine Bemühungen innerhalb eines Zeitraumes von sieben Jahren zu verzeichnen hatten, mag diese Bewegung direkt oder indirekt vom spanischen Infanten veranlaßt worden sein. So sehen wir in kurzer Zeit Antiduell-Eigen entstehen in Deutschland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien, Spanien, Rumänien und Rußland.

Beigegeben sind noch einige interessante Briefe und Dokumente, welche sich auf die Antiduell-Bewegung beziehen, so z. B. der offene Brief Don Alfonso vom 26. August 1900 an den Marschese Anton Tacoli, der gleichsam das Signal zum Kampfe gegen den Duellfrevel gegeben.

Gerade aus der Broschüre ist ersichtlich, wie diese Antiduell-Bewegung sozusagen als eine erlösende Tat bezeichnet werden kann und wie alle vernünftigen

denkenden Menschen ohne Unterschied der Konfession und Nation den Zweikampf, um so mehr den Duellzwang als etwas ganz und gar Unsitthliches verwerfen.

Möge das Studium dieser Urkunden und der Geschichte der Antiduell-Bewegung die öffentliche Meinung der Katholiken, namentlich auch im sogenannten katholischen Vaterland so umgestalten, daß endlich einmal auf ihre gerechten Forderungen hin von Seiten der kompetenten Behörde dem wahrwichtigen und himmelschreienden Verbrechen des qualifizierten Duellmordes mit der nötigen Energie begegnet werde!

Dr. Josef Höller.

16) Hagiographischer Jahresbericht für die Jahre 1904–1906. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrten herausgegeben von P. Hildebrand Bihlmeyer (O. S. B. (Erzabtei Beuron). Verlag Kösel. Rempten und München 1908. VII u. 304 S. M. 5.— = K 6.—.

In der Vorrede zum zweiten Bande seiner „Christlichen Mystik“ sagt J. Görres, da er auf die Wunderwelt, die er erschließen will, hinweist: „Und alle diesen reichen Metallstufen haben offen zutage am Wege gelegen und niemand hat sich bücken mögen, um sie einzusammeln. Umsonst hat die reichste Ernte mit all ihren Aehren gewinkt; niemand hat die Sichel anzulegen sich bemüht; denn sie haben sich untereinander weiß gemacht, es sei alles eitel Verblendung und eine Spiegelfechterei des Aberglaubens, und es schide sich nicht, und mache schon lächerlich, auch nur darauf hinzusehen. So ist denn seit Menschenaltren alles vorbeigestolpert, emsig den Staubwolken nachjagend, die der Wind immer aufs neue in der Fahrstraße aufweht.“¹⁾

Görres hat es gut und ernst gemeint, auch gegenüber dem Rationalismus und Naturalismus, der selbst in gebildete katholische Kreise eingedrungen war, manche Erfolge erzielt, allein heute ist man wohl allgemein darüber einig, daß die von ihm vorgeführten Zeugnisse teilweise von ihm überschätzt wurden und daß er mitunter zu leichtgläubig war; allerdings war für das Buch von Görres auch nicht in der Art wissenschaftlich vorgearbeitet worden, wie dies heute der Fall ist. Heute würde Görres seine Mystik einwandfreier veröffentlichen und wir könnten mit den Resultaten einer solchen leichter operieren.

Seit Görres bemächtigte sich auch die protestantische und liberale Geschichtsforschung im größeren Maßstabe der hagiographischen Stoffe. Wir erinnern an die Franziskus-Biographien von Karl Hase, Ihode, Sabatier. Durch diese und ähnliche Werke wurde allerdings einerseits die Forschung weiter angeregt, anderseits aber eine Fülle irrtümlicher und schiefer Auffassungen in weitere Kreise getragen. Außer wissenschaftlich gehaltenen Werken erschienen Jahr für Jahr nicht wenige Bücher, Broschüren und Aufsätze, die mit mehr oder weniger Geschick die für unsere katholische Sache so außerordentlich wichtigen mystischen Gebiete berühren. — Für die Jahre 1900–1902 verzeichnet P. Seander Helmling insgesamt nicht weniger als 398 hagiographische Editionen.²⁾

Manches treffliche Werk wird nun in der Fülle der sich drängenden Buchhändlerzeugnisse unbeachtet gelassen, manches minder glücklich geratene Büchlein zum Spott und Kampf gegen die Kirche benützt.

Der Brüsseler Hollandist P. Delehaye hat in seinen „Hagiographischen Legenden“ (Rempten und München 1907) weitere Kreise auf die Erfordernisse neuzeitlicher, hagiographischer Schriftstellerei aufmerksam gemacht und indirekt gezeigt, in welche Irrwege Mangel an Kritik führen kann. — Der Tübinger Professor H. Gunkel hat in seinen „Legendenstudien“ (Köln 1906) leider allzu einseitig dem „apokryphen, schematischen Heiligkeitstyp“ nachgespürt und durch die Sammlung von viel Negativem und Unerfreulichem, ohne demselben positiv Erfreuliches gegenüberzustellen, nicht nur zu berechtigtem Widerspruch angeregt,

¹⁾ Die Christliche Mystik von Josef von Görres, 2. Band, S. III. — Verlag Georg Josef Manz, Regensburg. — ²⁾ Hagiographischer Jahresbericht für die Jahre 1901 u. 1902. Rempten 1903.

sondern bei unerfahrenen und nicht fachmännisch gebildeten Lesern Beängstigung, Depression und Zweifel erweckt.

Daß reinigende, kritische Arbeit von uns Katholiken selbst besorgt werden muß, ist umso notwendiger, als den rationalistischen Gelehrten, die sich mit Vorliebe auf mystische Stoffe verlegen, alles Verständnis für die katholische Religion abgeht. Wie kann z. B. jemand, der an Gott nicht glauben will, richtig über Wunder urteilen. Wie kann jemand, der die Göttlichkeit der katholischen Kirche im vorhinein ausschließt, gerecht die Eiferer für das Haus des Herrn behandeln? Vorurteil und Voreingenommenheit schaffen eine Menge der abstoßendsten Karikaturen, die dann den Broschüren- und Traktatenschreibern als Quellen dienen.

So kann ein H. Hafner den heiligen Papst Gregor VII. „hirnverbrannt“ nennen, so werden die größten Heiligen und Propheten „Suggestiv-Therapeuten“ und sind einem Pastor (S. Eugen) all die zahlreichen, vom heiligen Johann von Capistran gewirkten Wunder nur ein „Abgrund von Aberglauben, von Lug und Trug.“¹⁾

Wo soll sich aber der heutige asketische Schriftsteller, der Prediger und Katechet, der Apologet und Geschichtschreiber, der Gebildete überhaupt in der Unmasse literarischen Lesestoffes, den ihm jeder Tag auf den Tisch wirft, rasch und zuversichtlich orientieren? Wer gibt ihm sachkundig Bescheid, daß er nicht in dieser heißesten der heißen Materien entweder rationalistischen Irrtümern oder unkritischer Leichtgläubigkeit zum Opfer fällt? Wer schützt auch seine Geldbörse vor Ausgaben für überflüssiges und wertloses Zeug?

Schon vor Jahren haben die Beuroner-Benediktiner mit Hilfe von Mitarbeitern sich die Aufgabe gestellt, durch hagiographische Jahresberichte zu orientieren, zu sichten, zu warnen, anzuregen. In den Jahren 1900 bis 1903 leitete die Arbeit P. Leander Helmeling in Emaus-Prag und nun liegt der hagiographische Jahresbericht für die Jahre 1904—1906 vor, herausgegeben von P. Hildebrand Bihlmeyer (Erzabtei Beuron) unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrten. Der neue Herausgeber hat das Programm in internationalem Sinne erweitert und neben der deutschen hagiographischen Literatur auch die Publikationen in lateinischer, griechischer, syrischer, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache beigezogen. Daß man von der ausländischen Literatur nur das wirklich Bedeutende und auch für den deutschen Leser Interessante herbeizieht, wird sich nach unserer Auffassung durch die Umstände allein als notwendig ergeben.

Das vorliegende Werk unterrichtet in reichlicher und gedrängter Art über Inhalt und Wert der methodologischen und kritischen, ferner über die philosophisch, theologisch und religionsgeschichtlich gehaltenen hagiographischen Werke, über die Quellen-sammlungen, über literaturgeschichtliche Werke und solche über Reliquienkunde und Ikonographisches wie auch über hagiographische Gebetbuchliteratur und Werke mit gelegentlich hagiographischem Material. Der weitaus größte spezielle Teil (S. 59—286) bringt die Besprechung der hagiographischen Literatur über Einzelheilige in alphabetischer Reihenfolge. Wegen 400 Heilige sind hier genannt, bei manchen ist allerdings nur kurz die betreffende Edition erwähnt, über andere jedoch werden sehr instruktive längere Ausführungen gebracht. Ueber den heiligen Franz von Assisi sind in den Jahren 1904—1906 etwa zehn, zum Teil sehr bedeutende Biographien erschienen, die Besprechung derselben gibt einen guten Überblick. Ähnlich reichhaltig sind die Abschnitte über den heiligen Augustin, heiligen Paulus, heiligen Bernhard, heiligen Gregor, heiligen Heinrich, heiligen Johann Chrysostomus.

In wenigen Zügen erfährt man z. B. den Stand der St. Expeditusfrage, der St. Afraforschung usw.

Wer da weiß, daß manche Zeile des Buches tagelanges Studium erforderte, wird das Geleistete um so mehr schätzen. Das Buch enthält viel mehr als man vermutet, dennoch möchten wir wünschen, daß es noch mehr als jetzt

¹⁾ Hagiogr. Jahresbericht 1903, S. 190.

zu einer Apologetik der Heiligen erweitert wäre. Wir besitzen heute Jahrbücher der Geschichte, der Naturwissenschaft, der Länderkunde etc., wäre ein Jahrbuch der Heiligen nicht ein besonderes Bedürfnis? In demselben könnte, da es jährlich erschiene, den spezifisch apologetisch wertvollen Stoffen ein breiterer Raum gelassen werden; man merkt es mitunter beim hagiographischen Jahresbericht, daß die Rücksicht auf den Raum gerade dort innehalten mußte, wo für den Leser noch sehr interessante Details zu erwarten waren. Ein Jahrbuch der Heiligen, welches nicht der Fachwissenschaft allein, sondern dem Wahrheitsstreben der ganzen gebildeten Welt entgegenkäme, würde bei richtiger Auswahl zweifellos auch eine unverhältnismäßig größere Verbreitung finden, als die hagiographischen Jahresberichte in der jetzigen Form.

Zweifellos werden diese hagiographischen Jahresberichte die katholisch-hagiographische Literatur in wohlthätigster Weise beeinflussen, dadurch aber auch die populäre, erbauliche Literatur von dem vielen Winderwertigen reinigen, Kritik, Aus- und Unterscheidung auf der Kanzel und in der Katechese fördern.

„Wo immer“, — schreibt richtig P. Veander Helmling, — „eine, wenn auch noch so kurze Lebensskizze eines Heiligen Aufnahme findet, sei es als „erster Teil“ in einem Gebetbuch oder als ein Artikel in einer der religiös populären Zeitschriften oder in einem Kalender, in allen Fällen muß sie das Resultat gewissenhafter, geschichtlicher Studien sein. Auch in den kürzesten Artikeln kann und muß der eine oder andere charakteristische, erbauliche Zug aus dem Leben des Heiligen genannt werden; dann entfallen von selbst die nichtsagenden, allgemeinen Phrasen und „Gemeinplätze“. Dieses Vorgehen erfordern die hohen Idealgestalten unserer Heiligen; dies ist die Aufgabe aller, die an der Belehrung und Erziehung des Volkes vor allem in religiöser Beziehung mitzuarbeiten berufen sind. Die sich findenden Bemerkungen in den Vorreden: „Das Buch will kein kritisches sein“ u. dgl. mehr, können nur insoweit Berücksichtigung verlangen, als der Verfasser von der Beigabe des „gelehrten Apparates“ absieht, aber nie und nimmer, daß bezüglich Geschichte, Legende und Sagen gleichberechtigt nebeneinander und asketische Ungereimtheiten weiter fortgeführt werden.“¹⁾

Wie viel bleibt uns aber noch zu wünschen übrig! Unter den hagiographischen Gebetbüchern sind von P. Hildebrand 29 vorgeführt. Das Urteil über dieselben ist beschämend. „Mit wenigen Ausnahmen sind sie der Beachtung kaum wert, da ihnen großzügige geschichtliche Auffassung und tieferes liturgisches Verständnis abgeht. Sie sind eben zum großen Teil echte Zeiteinder, kleinlicher Frömmigkeitspflege und manchmal wohl auch geschäftmäßiger Spekulation entsprungen.“²⁾

Doch auch bei den speziellen Heiligenbiographien findet sich unter manchem Musterheften noch viel Dilettantenhaftes, Unbeholfenes, Wertloses.

Wir empfehlen den hagiographischen Jahresbericht besonders allen jenen, die sich schriftstellerisch betätigen, dann aber den Priestern und Seelsorgern überhaupt.

17) Das Dekret über die tägliche Kommunion und die Pflichten der Prediger und Beichtväter. Aus dem Französischen des P. Julius Vintelo S. J. von P. Josef Finster S. J. Mit bischöflicher Druckgenehmigung. Saarlouis. Hansen & Co. 8°. 48 S. brosch. 60 h. — **Die öftere und tägliche Kommunion der Schüler** von P. Julius Vintelo S. J. Nach dem Französischen von Bernhard Marx S. J. Mit bischöflicher Druckgenehmigung. Saarlouis. Hansen & Co. 8°. 48 S. brosch. 60 h.

Man kann den Uebersetzern obgenannter Broschüren des P. Julius Vintelo S. J. über die öftere und tägliche Kommunion nur sehr dankbar sein, da

¹⁾ Hagiogr. Jahresbericht 1901, 1902, S. 9. — ²⁾ Hagiogr. Jahresbericht 1904—1906. S. 58.

durch deren Arbeit nun auch in deutschen Gegenden die Gedanken und Wünsche des Heiligen Vaters bezüglich der öfteren und täglichen Kommunion, welche in P. Vintelos Schriften, wie der Kardinallegat B. Vanutelli auf der eucharistischen Versammlung zu Mex erklärte, am besten wiedergegeben werden, klar und zweifellos auferscheinen. Mögen diese Uebersetzungen dazu helfen, die da und dort tief eingewurzelten Vorurteile gegen die oftmalige heilige Kommunion zu verschuchen, damit die hochheiligste Eucharistie sich in der Tat als das beste Heilmittel der Schäden unsrer Zeit erweise, wie Leo XIII. in seinem herrlichen Rundschreiben über die hochheiligste Eucharistie sich ausdrückte.

In der ersten der beiden übersehten Broschüren findet der Priester als Prediger, Beichtvater und Seelenführer aebigene Pastoralwinke bezüglich der Durchführung des Dekretes „sacra Tridentina Synodus“, während die zweite Abhandlung über „Die öftere und tägliche Kommunion der Schüler“ im ersten Abschnitte diesbezügliche Winke für Erziehungsanstalten gibt, im zweiten Abschnitte Aufklärung erteilt über die oftmalige heilige Kommunion während der Ferienzeit und im dritten schließlich einerseits die gewöhnlichen Befürchtungen und Vorurteile gegen die öftere Kommunion der Schüler und Zöglinge als grundlos nachweist und anderseits nochmals Priestern und Erziehern mit warmen Worten die heilige Pflicht nahelegt, für die oftmalige Kommunion der Jugend zu eifern.

Linz.

H. W.

18) **Staatslexikon.** Der zweite Band des Staatslexikons der Görresgesellschaft (Verlag von Herder in Freiburg) ist erschienen. Er reicht vom Worte „Eltern“ bis „Kant“. Halbfrzbd. M. 18. — = K 21.60.

Zu den allbekannten Namen der zweiten Auflage und den schon im ersten Band der Neuauflage verzeichneten mehr als 20 neuen Mitarbeitern sind im vorliegenden Band wiederum 15 neue Mitarbeiter getreten, darunter neben einer Anzahl tüchtiger jüngerer Gelehrter erste Größen der deutschen Wissenschaft. Genannt seien nur der Wiener Völkerrechtslehrer Lammasch, bekanntlich einer der Vertreter Oesterreich-Ungarns auf der zweiten Haager Friedenskonferenz und Mitglied des Haager internationalen Schiedsgerichtshofes; der Philosoph E. Baeumker, der Theologe Mausbach, der Historiker G. Schnürer, die bekannte Vorkämpferin in der katholischen Frauenbewegung Elisabeth Gnauck-Kühne.

Neu aufgenommen wurden die Artikel: Finanzwissenschaft (Sacher), Fortbildungsschule (Kosloff), Gewerbe- und Berufs-zählung (Chrler), Grundrente (H. Koch S. J.), Heilsarmee (Fassbender), Imperialismus (E. Baumgartner), Innere Mission (Fassbender), Internationaler Arbeiterschutz (Aug. Pieper), Internationale Schiedsgerichtsbarkeit (Lammasch), Jugendfürsorge und Jugendschutz (Aug. Pieper).

Vollständig neu bearbeitet wurden u. a. die Artikel: Eltern (F. Keller), Familie (F. Keller), Fichte (E. Baeumker), Frauenfrage (Gnauck-Kühne), Fürst und Fürstenrecht (E. Baumgartner), Gallikanismus (P. A. Kirsch), Garantien, staats- und völkerrechtlich (E. Baumgartner), Gehorsam, staatsbürgerlicher (Mausbach), Gerichtsbarkeit, kirchliche (Ebers), Gesandte (E. Baumgartner), Gesellschaften, geheime (H. Gruber S. J.), Gewissensfreiheit (Bohle), Hausindustrie (H. Koch S. J.), Heerwesen (Gröber), Hilfskassen (Sacher), Hörigkeit (E. Baumgartner), Inquisition (G. Schnürer), Kanäle (Am Jahnhoff).

Wieder andere Artikel haben wesentliche Ergänzungen und Erweiterungen erfahren, so bringt z. B. der Artikel Enteignung (Jul. Pachem) einen besonderen Abschnitt über die Enteignung aus politischen Gründen, der Artikel Gefinde (Menzinger) dankenswerte Ausführungen über die wirtschaftliche Lage und die Organisation der Dienstboten, der Artikel Gewerksvereine (Aug. Pieper) einen sehr willkommenen Zusatz über die Arbeitervereinsbewegung, der Artikel Grundsteuer (Sacher) einen besonderen Abschnitt über die heute neben der Wert-

zuwachssteuer im Vordergrund des Interesses stehende Grundwertsteuer. Der Artikel Haftpflicht (Karl Bachem) berücksichtigt nicht nur, wie in der zweiten Auflage, die Haftpflicht bei gewerblichen Unfällen, sondern auch die Haftpflicht bei Automobilunfällen und die Haftpflicht des Staates, der Artikel Israeliten (Kost) geht auch auf die Stellung des Judentums im modernen Kultur- und Wirtschaftsleben ein. — Nicht unerwähnt bleiben dürfen auch die ganz vortrefflichen Uebearbeitungen der Artikel Hegel und Kant durch Professor H. Baumeister, des Artikels Görres durch Zul. Bachem, des Artikels Fürsorge-Erziehung durch Landgerichtspräsident L. Schmitz, bekanntlich eine der ersten Autoritäten auf diesem juristisch-pädagogischen Spezialgebiet, des Artikels Intervention durch Spahn, des Artikels Kaiser durch Gröber, des Artikels Gleichgewicht, politisches, durch Lentner, des Artikels Gefängniswesen durch H. Meißner.

Bei den Länderartikeln (Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Japan, Italien) ist noch mehr als früher, entsprechend der Aufgabe des Staatslexikons, auf das Verhältnis zwischen Kirche und Staat Rücksicht genommen und auch auf die staatsrechtliche und wirtschaftliche Seite besonderer Nachdruck gelegt worden. In statistischer, legislatorischer und zeitgeschichtlicher Hinsicht stehen die Länderartikel vollständig auf der Höhe der Zeit. Die tief einschneidende neue Veresreform und die verwickelte Organisation der Lokalverwaltung in Großbritannien, das französische Trennungsgesetz, die neueste italienische Schulverordnung über den Religionsunterricht in den Volksschulen, die finanzielle Lage Japans infolge seines Eintretens in die Reihe der Weltmächte, alles dieses finden wir im neuen Band des Staatslexikons bei dem betreffenden Landesartikel schon berücksichtigt. Sehr wertvoll sind auch die Literaturzusammenstellungen am Schlusse der Länderartikel; sie haben in keinem deutschen oder fremdsprachlichen Werk ein Gegenstück.

19) Bericht über das k. und k. höhere Weltpriester-Bildungs-Institut zum heiligen Augustin (Frintaneum) in Wien im Studienjahre 1908 bis 1909.
V. Jahrgang. Wien. 1909. Im Selbstverlage des Institutes, I. Angustinerstraße 7.

Seit 1904 läßt das höhere Weltpriester-Bildungs Institut in Wien Jahresberichte erscheinen. Der Bericht über das Jahr 1908—09 bringt in seinem ersten Teil aus der Feder des Direktors Hr. Ernst Seydl einen Artikel über: Pleg' „Neue theologische Zeitschrift“. Josef Pleg' († 1840), dessen Bildnis der berührten Abhandlung vorangestellt ist, war Studiendirektor des Frintaneum und später Obervorsteher desselben. Die von ihm gegründete und hingebungsvoll geleitete Zeitschrift trat an Stelle der „Theologischen Zeitschrift“, die Frint herausgegeben hatte,¹⁾ und bestand von 1828—40. Zu den Mitarbeitern zählten auch die Linzer Professoren Pritz aus dem Stift St. Florian und Währer²⁾, welcher letzterem im 6. Band der Zeitschrift ein ehrender Nachruf gewidmet ist. Der 2. und 3. Jahrgang enthalten u. a. eine eigene Abhandlung über den Hirtenbrief des Linzer Bischofes Gregorius Thomas Ziegler vom Jahre 1827, ein späterer Fastenhirtenbrief desselben Bischofs ist im 12. Band abgedruckt. Bezeichnend für den Geist, der Pleg' Zeitschrift befeelte, ist nicht in letzter Linie die Bemerkung, daß „der Erfahrung zufolge die Missachtung der von der Kirche dem Klerus auferlegten Pflichten des täglichen Breviergebetes ziemlich allgemein ist“.

Der zweite Teil des Jahresberichtes gewährt Einblick in das arbeitsfrohe Streben, das im Institute herrscht. Die sehr fleißig benützte Institutsbibliothek erfuhr wieder einen Zuwachs von 120 Bänden.

Linz.

Dr. Karl Fruhstorfer.

¹⁾ Behandelt im Berichte 1907—08 von Dr. E. Seydl. ²⁾ Franz Pritz war 1819—55 k. k. Professor des Bibelstudiums des alten Bundes zu Linz. Dr. Franz Währer verah ebendort die Professur des Kirchenrechts von 1824—32. Wgl. J. Kettenbacher, das bischöfliche Priesterseminar der Diözese Linz. Linz 1907, S. 11 f.

20) **Epitome ex Editione Vaticana Gradualis Romani, quod hodiernae musicae signis tradidit.** Von Dr. Franz Matthias. Approbiert vom Ordinariat Regensburg. Regensburg, Verlag Fr. Pustet. brosch. K 4.80 = M. 4.—, gbd. K 6.72 = M. 5.60.

Die Abfassung und Herausgabe der Vaticana ist verhältnismäßig sehr rasch — manche sprechen von einer Ueberstürzung — erfolgt. Dadurch ist die Choralfrage nach ihrer praktischen Seite hin viel eher spruchreif geworden, als viele dachten. Es wird sich indes niemand den mannigfachen Schwierigkeiten verschließen können, welche der faktischen Uebung und Einführung des traditionellen Gesanges entgegenstehen, Schwierigkeiten innerer und äußerer Art, Hindernisse rein idealer ästhetischer und solche materieller Natur. Auch in Rom weiß man dies; denn obwohl es der Heilige Stuhl im Allgemeinen zur Pflicht macht, sich von nun an der Vaticana zu bedienen, so ist doch dieser bittere Ernst in etwas gemildert durch die Bestimmung, daß die Einführung des traditionellen Choralles vorderhand noch dem Gutdünken des Diözesanbischöfes überlassen bleibt. Von einschneidender Wirkung ist indes wiederum die Verfügung des Heiligen Stuhles, daß die *Medicaea* nicht mehr gedruckt werden darf.

Einer Hauptschwierigkeit zur Annahme und Ausführung der Vaticana sucht nun das vorliegende Werk des Dr. Franz Matthias zu begegnen. Matthias hat der Choralfrage bereits in mehrfacher Hinsicht hervorragende Dienste geleistet. Nicht in letzter Beziehung dadurch, daß er zuerst das Kyriale und nun auch einen Auszug aus dem Graduale Romanum in moderner Notation (auf dem 5 Linien-System, mit Violinschlüssel und Vorzeichen und in Mensural-Noten) herausgab. Das Wort „Auszug“ bezieht sich aber nur auf das *Commune de tempore*, wo die Ferialen der Fastenzeit nach dem Aschermittwoch, die Ferialen der Quatemberzeiten — die Gradualien der September- und Fasten-Quatemberzeiten sind aber wieder anhangsweise beigegeben — sowie die Gesänge zur Fußwaschung ausgeschaltet sind, während das *Proprium* und *Commune sanctorum* (begrifflicherweise) ungekürzt aufscheinen.

Es ist diese modernisierte Ausgabe nicht der erste Versuch, den Choral dem Verständnisse und der praktischen Uebung näher zu bringen. Ich erwähne nur, daß 1886 bereits das *Manuale Chorale* der *Medicaea* erschienen ist. Auch Versuche zur Rhythmisierung des Choralles wurden vorgenommen unter anderen von Loutschonnig und P. Trueg. Es schließt die Rhythmisierung sowohl der *Medicaea* wie auch der von ihr grundverschiedene Vaticana selbstredend eine metronomische Genauigkeit aus. Gerade dieses Kapitel ist eines der schwierigsten, weil gerade hier die „*traditio*“ fehlt, respektive durch ungefähr zwei Jahrhunderte unterbrochen ist. Ueber die rhythmische Eingliederung gewisser Notentypen, wie des *Quilisma* und der *liquezzierenden* Noten konnte man bismun überhaupt keine feststehende Ueberzeugung gewinnen. Auch der gründliche Neumenforscher P. Coel. Bivell kommt in seiner Studie über das *Quilisma* bezüglich dessen Ausführung zu keinem endgiltigen Resultate. Die Ausgabe selbst ist sorgsam gearbeitet. Leider kann man dies vom Druck und Notenschrift — wenigstens in dem mir vorliegenden Exemplare — nicht behaupten. Die Textlettern lassen vielfach aus oder sind wenig scharf, und der Notendruck ist blaß, mitunter in geradezu störender Weise durchschlagend (man vgl. S. 54 und 55 und S. 123–128). Schuld trägt wohl das allzudünne Papier, dessen Dauerhaftigkeit bei längerem Gebrauch: des Buches sich auch erst wird erweisen müssen. Bequem allerdings läßt es sich an, ein *Compendium* von über 1100 Seiten auf ein so handliches Format zusammengedrängt zu sehen. In den weitaus meisten Gesängen, mit Ausnahme des *Commune sanctorum*, wofolbst einwandfreie Transpositionen sich vorfinden, ist die Original-Tonart der Vaticana festgehalten; diese führt aber in Höhen, von denen Alt und Bass geradezu ausgeschaltet sind, oder es ist die *Mediatio* der Melodie eine solche, die den genannten Stimmen die Mitwirkung äußerst anstrengend macht. Geradezu un-

erfindlich aber sind mir die Transpositionen, wie wir sie bei vielen Gradualien und den darauffolgenden Alleluja-Gesängen finden. Die Orgelbegleitung wird ja beide Gesänge immerhin in ihrer oft verschiedenen Tonalität durch eine günstige Transposition ausführen müssen, warum geschähe dies nicht auch gleich in der Gesängsausgabe? Man lasse entweder alle Gesänge in der Originaltonart oder transponiere sie alle durchgehends in sangbarer Weise.

Eine textliche Abweichung von der bisherigen Fassung findet sich beim Introitus fer. IV hebdom. sanct., wo statt „in nomine Jesu“ nunmehr „in nomine Domini“ zu singen sein wird; ebenso in der Sequenz Victimae Paschali laudes statt „praecedet vos“ jetzt „praecedet suos“. Dramatischer ist jedenfalls die erstere Fassung. — An Druckfehlern fiel uns auf: S. 127, Diaconus dixit, statt D. dicit; S. 146 Indica statt Judica.

Ansonst wird das sich vornehm und vorteilhaft präsentierende Buch den musikalischen Priesterkreisen, gebildeten Laien und jenen auserlesenen Gesängsinstituten, die sich durch besonders günstige Bedingungen der Pfllege des wahren, guten Choralgesanges widmen können, sehr gute Dienste leisten. Zur Uebersetzung von einer allgemeinen durchgreifenden Popularisierung des Choralgesanges, wenigstens in unseren Ländern, konnte ich mich nie erschwngen. Die Begründung dieser meiner Uebersetzung geht über den Rahmen einer Besprechung hinaus.

Stift St. Florian.

Franz Müller.

21) **Praktische Winke** zur Einführung der neuen Choralbücher von Otto E. Drinkwelder S. J. Innsbruck. 1909. Eugen Sibtler. M. 1.50 = K 1.80.

Dieses Schriftchen ist zur Ergänzung eines anderen vom Verfasser herausgegebenen Büchleins: „Einführung in die neuen Choralbücher, 1906“ geschrieben. Erwähntes Büchlein ist im besonderen zur Erleichterung des Verständnisses der editio Vaticana verfaßt; es ist mehr theoretisch, der Natur der Sache nach, da ja 1. die Choralfrage in ihren drei Hauptpunkten, nämlich in der ursprünglichen Fassung samt deren Quelle, in deren Ueberslieferung und im Rhythmus, noch ungelöst ist, 2. die Schreibweise der vatikanischen oder typischen Ausgabe, ihre Melismengruppierung und Rhythmusbezeichnung, die der Schule von Pothiers entnommen ist, der früheren Choralausgabe durchaus widerspricht.

Gegenwärtiges Schriftchen hingegen ist praktisch und zwar sehr praktisch und liefert mehr als im Titel angekündigt wird. Denn nicht nur werden mehrere Abschnitte gebracht, welche mit dem Gesang nicht in unmittelbarem Zusammenhang stehen, wie Absatz II: Liturgische Kleidung, Körperhaltung, Kreuzzeichen usw., sondern auch in der Ausführung des Gesangsteiles ist manches, so besonders „Vollständigkeit des Textes“ und „Orgelspiel zum Choralgesang“, ausgeführt, was nicht gerade erwartet wird. Wir tadeln das nicht, aber wir machen nur darauf aufmerksam, daß in dem unscheinbaren Schriftchen viel brauchbares an liturgischen Erklärungen und Ermahnungen, ja manchmal goldene Winke in Bezug auf den Gesang selbst und dessen ambiente, wie der Italiener sagt, „Zubehör“ zu deutsch, enthalten seien. In Hinsicht des letzteren Punktes führen wir das IV. Kapitel an: Auffassung der Orgelbegleitung, Unterschied zwischen Harmonisation und Begleitung, Bezeichnung der Akkorde, mit den trefflichen Beispielen: sodann das V. Kapitel: Der liturgische Choralgesang in der Umgebung der übrigen liturgischen Künste. Hier werden, so besonders im Abschnitt „Uebematurlicher Charakter“, sehr schöne Gedanken ausgesprochen, die auch praktischen Wert haben. Das Büchlein ist mit Wärme und wohlthuender Liebe zur Sache geschrieben.

Linz.

Josef Weidinger.

22) **Das Missale als Betrachtungsbuch.** Vorträge über die Messformularien von Dr. Franz X. Reck, Direktor des Wilhelmsstiftes zu Tübingen. Erster Band: Vom ersten Adventsonntag bis zum sechsten Sonntag nach Ostern. Freiburg und Wien. Herdersche Verlagshandlung.

gr. 8^o. X u. 516 S. M. 6. — = K 7.20, gbd. in Veinw. M. 7.20
= K 8.64.

Nachdem wir bereits eine meisterhafte dogmatisch-liturgisch-aszetische Erklärung des heiligen Meßopfers und seiner ständigen Teile aus der Feder des Dr. Gehr besigen, will uns Hr. Ref. ein Werk über die wechselnden Teile der heiligen Messe, die verschiedenen Meßformularien, schenken. Das Werk soll drei Bände umfassen. Der erste Band liegt vor; er behandelt die Sonntage vom Advent bis Pfingsten. Der zweite Band will die Sonntage von Pfingsten bis zum Ende des Kirchenjahres, und der dritte Band das commune sanctorum und eine Auswahl aus dem proprium sanctorum bringen.

Der Zweck des Werkes ist, zunächst in den Literalisim der wechselnden Texte des Meßbuches einzuführen, dann ihre liturgische Stellung und Verwendung im Einzeloffizium verstehen zu lernen und schließlich die Einzeloffizien in die kirchliche Festzeit und das ganze Kirchenjahr einzugliedern.

Das ist aber nicht der einzige Zweck; der Verfasser will nicht bloß einen Einblick in den religiösen Tiefgehalt der Meßtexte geben, sondern auch ihre formellen und ästhetischen Schönheiten, ihre Harmonie und Poesie aufzeigen. Außerdem sucht er, da das Werk aus geistlichen Vorträgen an die Tübinger Theologen entstanden ist, die einzelnen Teile homiletisch zu erweitern und sie für die Hörer aszetisch fruchtbar zu machen. Besonders die Evangelien und Episteln boten gute Gelegenheit dazu; ihrer Erklärung und homiletischen Ausbeutung fällt der Löwenanteil im Buche zu. So bringt z. B. die Epistel vom zweiten Adventsonntag bei Erklärung ihres letzten Satzes eine schöne weitläufige Skizze über die christliche Hoffnung. Der schöne Vergleich des Paulus vom Wettlauf in der Epistel vom Septuagesimä regte gleich vier Themen an, die alle schön und gedankenreich bearbeitet sind. Aber auch die übrigen Teile des Missales: Antroitus, Graduale, Offertorium, Kommunion und die Orationen sind der Reihe nach mit Liebe und Sorgfalt bearbeitet.

Alle diese Teile behandelt der Verfasser bald kürzer bald länger, je nach Wichtigkeit, Schwierigkeit und Verwendbarkeit. Bald beschränkt er sich bloß auf den Literalisim, bald zieht er auch den typischen und allegorischen Sinn herbei; bald gibt er bloße Paraphrase, bald führt er die Texte in ganzen Skizzen und kleinen Predigten aus. Zu Anfang führt er uns stets den ganzen Aufbau des Offiziums vor, den Zentralgedanken, der das Offizium beherrscht, und die Art und Weise, wie dieser Gedanke in den einzelnen Teilen wiederkehrt.

Das Buch läßt sich vor allem den Theologen sehr empfehlen. Aus Vorträgen für Theologen ist es ja entstanden; an sie richtet es sich in erster Linie, besonders auch in den aszetischen Nuzanwendungen; ihnen will es das Verständnis des Missales, das sie bald zur Hand nehmen sollen, erschließen. Aber auch den Priestern, die diese heiligen Texte bereits tagtäglich vor Augen haben, kann das Werk nur dringend empfohlen werden. Je mehr sie den Schatz und Reichtum, den das Missale birgt, zu heben suchen, um so größerer Ehrfurcht und Freude werden sie dasselbe beim heiligen Opfer öffnen. Und nicht bloß für das eigene innere Leben, sondern auch für die sonntägliche Predigt und Erbauung der Gläubigen werden sie in diesem Buche herrliche Gedanken und Anregungen finden.

Uebrigens trägt das Buch eine gewichtige Empfehlung an seiner Stirn geschrieben — ein Schreiben des Bischofs Mepler von Rotenburg, der gewiß in dieser Sache ein kompetenter Richter ist. Dieser schreibt in seiner Empfehlung: „Mit Bienenfleiß und Einsatz reicher Geistes- und Herzensgaben war der Verfasser darauf bedacht, den ewigen Nährgehalt der heiligen Schrift, den blumen- und fruchtreichen Geisdes des Kirchenjahres und der kirchlichen Liturgie, und den unerschöpflichen Morntammern der Parabel Lebenssäße und Lebenssträße abzugewinnen, welche die innere Vorbildung zum Priestertum fördern und zugleich das priesterliche Leben und Wirken befruchten könnten.“ Auch rühmt er die Frische und Klarheit in Stil und Fassung.

Eines ist schade, daß der Verfasser in seinem Werke die Hauptfeste des Kirchenjahres, soweit sie nicht auf Sonntage fallen, ausgeschaltet hat, und wie es scheint, auch in den folgenden Bänden nicht bringen will. Wenn man z. B. die Sonntage im Advent durchgegangen ist, da gähnt auf einmal eine Lücke: das Weihnachtsfest, zu dem uns all diese Sonntage führen sollen, findet sich nicht darin. Auch vermißt man bei vielen schönen Vätern Worten nur ungerne die Fundstelle.

Seitenstetten.

Dr. A. Schrattenholzer.

23) **Tesoro del Sacerdote** ó Repertorio de las principales cosas, che ha de saber y practicar el Sacerdote para santificarse á sí mismo, y santificar á las demás y á propósito para servir de texto de Liturgia, Oratoria y Theologia pastoral par el P. José Mach, Misionero de la Compañía de Jesús. Décimo tercera edición notablemente aumentada y corregida según las más recientes decretos de las Sagradas Congregaciones Romanas y las nuevas disposiciones del derecho civil, par el P. Juan B. Ferreres de la misma Compañía, Con aprobación del Ordinario, 2 tom., Eug. Jubirana, ed. y lib. pont., Barcelona 1907. 8º. 7. XXIV. 720, II. X., 927 p.

(Schatz des Priesters oder Fundquelle für das wichtigste, das ein Priester wissen und tun muß, um sich selbst und andere zu heiligen und um den Vorschriften der Liturgie, des Predigtamtes und der Pastoral zu genügen, von P. Josef Mach, Missionär der Gesellschaft Jesu. 13. sehr vermehrte und verbesserte Auflage, mit Rücksicht auf die neuesten Dekrete der heiligen römischen Kongregationen und die neuen Bestimmungen des Zivilrechtes, von P. Johann Bapt. Ferreres aus derselben Gesellschaft; 2 Bände. Barcelona 1907).

P. Johann Mach y Escriu S. J., geboren am 3. Mai 1810 und gestorben am 26. Juli 1885, war einer der eifrigsten Missionäre Spaniens und war auch schriftstellerisch sehr tätig. Es sind dem Rezensenten 15 (darunter einige sehr umfangreiche) Werke bekannt, die P. Mach herausgegeben und von denen die meisten in mehreren Auflagen erschienen sind. Eines der verbreitetsten ist vorliegendes Werk *Tesoro del Sacerdote*, in der 13. Auflage, die der besonders durch seine Schrift „Der wirkliche Tod und der Scheintod“ bekannt gewordene P. J. Ferreres S. J. mit einigen Ergänzungen herausgegeben hat.

Das zweibändige Werk ist in der Tat eine Fundquelle für alles Wissenswerte im Leben und Amte eines Priesters. Ein aszetischer Teil geht voran und es folgen Unterweisungen beziehungsweise des Breviers, der heiligen Messe, der Auspendung der heiligen Sakramente, die Pflichten des Priesters, Leitung religiöser Genossenschaften, Andachtsübungen, Missionen etc. Es wird darin eine Fülle des Stoffes vorgelegt, so daß das Werk wohl allen Anforderungen, die an ein solches gestellt werden können, in jeder Weise entspricht. Der Verfasser hat den Antrag gestellt, daß dieses Werk auch in einer deutschen Uebersetzung herausgegeben werde; mancher Schwierigkeiten wegen unterblieb die Ausführung dieses Planes. Vielleicht findet sich später jemand, der eine deutsche Bearbeitung des spanischen Originals in Angriff nimmt. Es würde zweifellos diese Bearbeitung trotz mancher ähnlicher Werke, die wir schon besitzen, von nicht geringem Nutzen sein und großen Anklang finden. In Spanien wurde das Werk bereits von mehreren Bischöfen dem Klerus empfohlen und auch die heilige Ritenkongregation in Rom hat das von P. Mach verfaßte Werk ein „vere commendabile et accuratissimum opus“ genannt, und zugleich erklärt, daß alle darin angeführten Dekrete der Ritenkongregation den Originalakten und Regesten vollkommen entsprechen.

Linz-Freienberg.

H. Handmann S. J.

- 24) **Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden.** Von der Gründung des Großherzogtums bis zur Gegenwart. Von Hermann Lauer, Doktor der Theologie, Redakteur in Donaueschingen. Freiburg 1908. Herder. 8°. XII u. 382 S. M. 3.20 = K 3.84.

Wie bekannt, bietet gerade die kirchenpolitische Geschichte des Großherzogtums Baden viel des Interessanten und Lehrreichen. Es gibt auf deutschem Boden wenige Diözesen, die einen so gewaltigen Kampf mit dem Staatskirchentum zu bestehen hatten als jene des genannten Großherzogtums. Es fehlt zwar nicht an Monographien, die sich mit der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts auf badenischem Boden beschäftigen — wir erinnern nur an Maas, Brück, Wone, Nebenius — gleichwohl hat vorliegendes, kurz gefaßtes Werk seine volle Berechtigung. Es entstand aus Vorträgen, die der Verfasser in katholischen Vereinen gehalten und ist zunächst berechnet, dem christlichen Volke eine willkommene Aufklärung über seine religiöse Heimatsgeschichte zu geben.

Die Einleitung behandelt „Die Zerstörung der alten kirchlichen Ordnung zu Beginn des 19. Jahrhunderts“. Die zehn Hauptabschnitte führen folgende Ueberschriften:

Die katholische Kirche in Baden während der ersten zwölf Jahre des Großherzogtums. — Die katholische Kirche in Baden von 1818 bis 1827. Die Zeit des kirchlichen Interregnums. — Die Zeit des Erzbischofes Bernhard Boll. — Katholische Zustände unter Erzbischof Janaz Demeter. — Die Zeit des Erzbischofes Hermann von Vikari bis zum Falle des Konfordinates (1843—1860). — Vom Beginne der neuen Ära bis zum Tode des Erzbischofes Hermann von Vikari. — Die Zeit des Erzbistumsverwesers Lothar von Klübel. — Die Zeit des Erzbischofes Johannes B. von Orbin. — Die Zeit des Erzbischofes Johannes Christian Roos. — Das letzte Decennium.

Möge der Leser aus der Geschichte des Kampfes, den die badenische Kirche ebenso heiß wie siegreich bestanden hat, die Hoffnung schöpfen, daß schließlich und endlich doch immer der Sieg der katholischen Kirche verbleibt!

Dr. Jos. Höller.

B) Neue Auflagen.

- 1) **Lehrbuch des katholischen Kirchenrechtes.** Von Dr. Joh. Sägmüller. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg. 1909. Herder. 8°. XVI u. 932 S. M. 12.60 = K 15.12; gbd. Pfz. M. 15.— = K 18.—.

Die erste Auflage dieses ausgezeichneten Lehrbuches des katholischen Kirchenrechtes erschien 1904. Das reiche Lob, welches ihr von allen Seiten gesendet wurde, verdient in noch höherem Maße die nunmehr vorliegende zweite Auflage, die in der Tat eine vermehrte und verbesserte genannt werden muß. Ein auch nur flüchtiger Vergleich der beiden Auflagen beweist schon zur Genüge, daß der Verfasser fast auf jeder Seite verbessert und ergänzt hat. Und diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die neue Auflage trotz der knappen Darstellung und des vermehrten Kleindruckes um beinahe hundert Seiten gewachsen ist.

Alle bedeutenderen römischen Erlässe, die seit dem Regierungsantritte Pius X. in nicht geringer Anzahl — erlassen sind, hat der gelehrte Verfasser in seiner Neubearbeitung bereits sorgfältig berücksichtigt. Der neue Sylabus „Lamentabili sane exitu“ vom 3. Juli 1907 und die berühmte Enzyklika gegen den Modernismus „Pascendi Dominici gregis“ vom 8. September 1907 werden darin schon an zahlreichen Stellen verwertet. Ferner finden wir darin bereits die Konstitution „Sapienti consilio“ vom 3. November 1908 betreffend

die Neuorganisation der römischen Kurie (S. 373 ff.), die Bestimmungen über die Weisheitskompetenz der Bischöfe (S. 179 f.), Erziehung und Ausbildung des Klerus (S. 189), Verleihung der päpstlichen Ehrentitel und Orden (S. 373 f.), tägliche Kommunion und Krankenkomunion (S. 490 ff.), Perseverierung der Manualnarren (S. 695 ff.), religiösen Kongregationen (S. 847 f.) uvm. Besonders eingehend werden die neuen kirchlichen Eheedikrete „Provida“ vom 18. Januar 1906 und „Ne temere“ vom 2. August 1907 behandelt (S. 572 ff.). Ja selbst die Entscheidungen der Konzilskongregationen zum Dekrete „Ne temere“ haben zum Teile noch Aufnahme gefunden (vergleiche zum Beispiel S. 548).

Auch die erstaunlich reichen Literaturangaben erstrecken sich bis in die neueste Zeit. Hierin, sowie in der fortwährenden Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung übertrifft überhaupt das in Rede stehende Buch alle anderen Lehrbücher des Kirchenrechts, die wir auf katholischer Seite besitzen.

Der Druck ist ungemein genau und schön, die Ausstattung geradezu vornehm.

Rechnet man zu den erwähnten Vorzügen noch hinzu die gewissenhafte Angabe der Quellen, die gut kirchliche Gesinnung, die aus dem Buche herausspricht, die schöne Sprache, in der es geschrieben, und endlich das sorgfältig gearbeitete, mehr als dreißig Seiten umfassende Register, so kann man ohne Uebertreibung sagen: Sägmüllers Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts in der neuen Auflage zählt zu den aktuellsten und besten Arbeiten auf diesem Gebiete und kann wärmstens empfohlen werden.

St. Florian.

Dr. Gottfr. Schneidergruber.

- 2) **Geistliches Manna für Ordensfrauen.** Bearbeitet und herausgegeben von P. Cyprian Blank O. S. B. aus der Beuronen Kongregation. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. Dritte Auflage. Mit zwei Bildern. Freiburg und Wien. 1909 Herdersche Verlagsbuchhandlung. 12°. XVI u. 560 S. M. 2.40 = K 2.88, gbd. in Leinw. M. 3.— = K 3.60, in Bockleder M. 4.40 = K 5.28.

Der Inhalt dieses Gebetbuches besteht im 1. Teile in Andachtsübungen: Morgen- und Abendgebet, Messandachten, Kommunionandachten, Methode der monatlichen Geisteserneuerung, Andacht zur allerheiligsten Dreifaltigkeit, besonders zum göttlichen Heiland, ferner zur allerliebsten Jungfrau, zum heiligen Josef, zu den heiligen Engeln und Heiligen, Gebete. Der 2. Teil enthält Betrachtungen auf einzelne Feste und Zeiten des Kirchenjahres. Das Buch findet reichen Absatz, wie die neueste, dritte Auflage zeigt und verdient ihn auch wegen des Geistes, der in ihm weht, und der Brauchbarkeit, die es besitzt.

- 3) **Seelenleitung, Beichte und Kommunion in Frauenklöstern und in Orden oder religiösen Instituten mit Laienobern.** Von P. Cornelius Reichenauer S. D. S. Dritte Auflage. Regensburg. 1909. Pustet. M. 1.20 = K 1.44, gbd. M. 1.70 = K 2.—.

Schon der Titel sagt, daß diese Arbeit für besondere Persönlichkeiten auch eine besondere Wichtigkeit habe. Hier sei nun Folgendes hervorgehoben: Es redet den Oberinnen iharf ins Gewissen, es nicht zu wagen, sich in die Seelenzustände ihrer Untergebenen einzumischen, die Beichtfreiheit zu beschränken, sich mit der Zahl der zu empfangenden heiligen Kommunionen zu befassen. Es sollen eben aber auch jene Weichwäter getroffen sein, — sie mögen es sich wohl überlegen, welcher Verantwortung sie sich schuldig machen — welche sich noch nicht erschwigen können, von der in den betreffenden Konstitutionen gewährten Zahl abzugehen, trotz des Dekretes Pius X. vom 17. Dezember 1905.

Für den Wert dieser Abhandlung spricht auch der Umstand, daß schon nach wenigen Monaten die erste Auflage vergriffen war.

Linz.

P. Florentin O. F. M.

- 4) **Die Geistliche Stadt Gottes.** Leben der jungfräulichen Gottesmutter, unserer Königin Maria, geoffenbart der ehrwürdigen Dienerin Gottes Maria von Jesus, Aebtissin des Klosters der Unbefleckten Empfängnis zu Agreda, vom Orden des heiligen Franziskus. Aus dem Spanischen übersezt von mehreren Priestern aus der Kongregation des allerheiligsten Erlösers. Mit kirchlicher Approbation und Erlaubnis der Ordensobern. Dritte Auflage. Regensburg. 1907. Pustet. 4 Bände gr. 8° zu 87* und 526, 491, 676, 632 S. brosch. M. 12.—, in zwei Halbfzbd. M. 16.—, in vier M. 18 = K 14.40, respektive K 21.60.

Seit 1885 erscheint das vorliegende Werk in dritter Auflage; diese stimmt mit der zweiten (vom Jahre 1893) überein, nur sind manche Anmerkungen zur Erläuterung und Befräftigung des Textes hinweggelassen und andere hinzugenommen worden. Es ist sorgfältig nach dem spanischen Urtext angefertigt. Dieser hat in früheren Jahrhunderten gar vielfache und verschiedene Urteile erfahren. Obwohl die Offenbarungen vom Apostolischen Stuhle noch keine positive Approbation erhalten haben, wie z. B. die der heiligen Brigita, so liegen doch päpstliche Erlässe vor, daß sie von allen Christgläubigen gelesen werden dürfen (vgl. 1. Band, S. 7*). Zwei bischöfliche Empfehlungen dieser neuen Bearbeitung, ebenso mehrere über den Originaltext aus alter Zeit, das Gutachten frommer und gelehrter Geistesmänner (vgl. ebenda), der schnelle Abiaz der neuen Auflagen und die früheren zahlreichen Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen bezeugen, daß das Werk mit großem Interesse und Erbauung zur geistlichen Lesung und Betrachtung benützt werden könne. Es ist auch mit der größten Andacht und Zartheit des Gemütes abgefaßt.

Uebrigens hat man von Privatoffenbarungen festzuhalten, daß sie nie mit den Glaubenswahrheiten auf die gleiche Stufe gesetzt werden dürfen und daher auch für den öffentlichen Unterricht in Kirche und Schule sich nicht eignen, da nur zu leicht Angelehrte sie miteinander vermengen; ebenso steht fest, daß, wenn auch die Hauptsache auf übernatürlicher Eingebung beruht, nicht selten natürliche irrige Anschauungen damit verbunden wurden und daher Privatoffenbarungen verschiedener begnadigter Personen sich widersprechen, wie z. B. in der jetzt so sehr ventilirten Frage, ob die Gottesmutter in oder vielmehr bei Ephesus gestorben sei (nach Kath. Emmerich) oder in Jerusalem (nach der ehrw. M. Agreda, 4. Band, S. 460 u.). — Gar manches begegnet auch dem kritischen Leser, was mit den jetzt gewöhnlichen Annahmen der Theologen nicht übereinstimmt, z. B. daß Maria nicht nur den Gebrauch der Vernunft, sondern auch der Sprache von Geburt aus gehabt habe (1. Band, S. 264), sie aber aus Demut davon nichts merken ließ, außer in der Unterredung mit Gott und den Engeln; daß Maria nach der Geburt mit Leib und Seele von den Engeln in den Himmel getragen und vorübergehend der klaren beiseitigen Anschauung der Wesenheit Gottes gewürdigt wurde (visio intuitiva, 1. Band, S. 236 u. 418). Ein entscheidendes Urteil ist vom Apostolischen Stuhle noch nicht gegeben worden, wenn auch zwei von Papst Benedikt XIV. und Clemens XIV. bestätigte Dekrete der Kongregation vorliegen „Constare, Venerabilem . . . scripsisse hisp. id. Opus . . . Constare de uniformitate styli Operis M. C. D. cum aliis Operibus V. S. D. ideoque inferri posse, Opus praefatum vere a Serva Dei fuisse compositum“.

Linz, Freinberg 1909.

P. Georg Kolb S. J.

- 5) **Zeitgedanken katholischer Erziehung.** Von P. Moriz Reichler S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite Auflage. (Gesammelte kleinere Schriften, 2. Heft.) Freiburg und Wien. 1909. Ferdinande Verlagshandlung. 8°. VI und 156 S. K 2.16; gbd. in Leinwand K 2.88.

Die Konsequenzen glaubensloser oder gar glaubensfeindlicher Prinzipien zeigen sich auf dem Gebiete der Erziehungslehre in unverkennbarer, auffälliger Weise. Man lese nur einige aus den vielen Schriften, welche in neuester Zeit über Erziehung, Charakterbildung, Selbstzucht und dergleichen erschienen, und man wird bald mit Händen greifen können, wie das Absehen von einer übernatürlichen Ordnung und noch mehr deren direkte Leugnung leider zu einer solchen Vortlosigkeit führt, obwohl man nicht in Abrede stellen kann, daß geübter Scharfsinn vereint mit sonstigem guten Willen und bester Absicht bestrebt ist, die neuesten wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Erziehung zum Heile der Jugend zu verwerten.

Dem gegenüber sind pädagogische Schriftsteller, welche über den Forschungen auf dem Gebiete des rein Natürlichen das Uebernatürliche nicht nur nicht vergessen, sondern mit dem verklärenden Lichte des Uebernatürlichen das Gebiet des nur Natürlichen durchleuchten, Vergleichen zu vergleichen, die den Touristen durch und über die trübe Tal-Nebellandschaft hinaufführen auf die freien lichten Höhen, von wo aus heller, erwärmender Sonnenschein auch aus den Talgründen düstere, haltlose Nebelgebilde verscheucht.

Als solch einen Führer bietet sich P. Meschler im 2. Hefte seiner „Gesammelten kleinere Schriften“ an, in den „Zeitgedanken katholischer Erziehung“. Was Meschler da über: Verstandesbildung, Bildung des Willens, Bildung des Herzens, Erziehung und Bildung der Phantasie, Bildung des Charakters und endlich über Erziehung und Heranbildung des Leibes schreibt, läßt ihn in der Tat als erprobten Führer erkennen, der schon Vielen ein sicheres Geleite gab. Jung wie Alt möge sich ruhig seinen Wegweisungen anvertrauen, welche er in lieben und schönen Worten in diesem Büchlein niederschrieb.

Linz, am St. Lukasstage 1909.

S. W.

- 6) **Zum Charakterbild Jesu.** Von P. Moritz Meschler S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite Auflage. (Gesammelte kleinere Schriften, 1. Hest.) Freiburg und Wien. 1909. Herdersche Verlagshandlung. 8°. VIII und 112 S. K 1.68, gbd. in Leinwand K 2.40.

Wozu P. Meschler in seinem Exerzitienbuche wiederholt auffordert, das hat er wohl in vortrefflicher Weise selbst ausgeführt.

Mit dem Scharfblicke eines geübten, gottliebenden Asketen studierte er lange Zeit das wundervolle Charakterbild unseres göttlichen Erlösers und veröffentlichte dann ab und zu die Ergebnisse dieser seiner Studien, zum allgemeinen Nutz und Frommen, in der bekannten Zeitschrift „Stimmen aus Maria Laach“. Da aber diese Zeitschrift leider Vielen nicht zu Gebote steht, so suchte P. Meschler die obgenannten Ergebnisse dadurch gemeinnütziger zu machen, daß er daran ging, die vorerwähnten Zeitschriftenartikel in „Gesammelten kleinen Schriften“ erscheinen zu lassen, von welchen uns das erste Hest in zweiter Auflage vorliegt. Dasselbe bespricht: 1. Die Ascese des göttlichen Heilandes, 2. dessen Pädagogik, schildert uns 3. den Umgang des göttlichen Erlösers mit den Menschen und legt 4. dessen Lehr- und Redeweisheit dar.

Es sind das eben so viele göttliche Lichtstrahlen, welche P. Meschler in seinem Geiste und seinem Herzen aus dem himmlisch leuchtenden Charakterbilde des Herrn gesammelt hat und nun im meisterhaften Farbenspiele einer überirdischen Polarisation beschauen läßt. Wer in Liebe und Wertschätzung unseres Gottkönigs zunehmen will, greife nach diesem Büchlein.

Lin., Oktober 1909.

S. W.

- 7) **Das Werk der heiligen Kindheit Jesu.** Eine Sammlung von geistlichen Vorträgen über und für den Kindheitsverein. Von W. H. Meunier, Doktor der Theologie. Verlag und Druck von J. P. Bachem. Köln a. Rh. 1908. Zweite Auflage. 144 S. brosch. M. 2.20 = K 2.64, gbd. M. 2.80 = K 3.36.

Nach drei Jahren war die erste Auflage des vorstehenden Werkes Vorträge über und für den Kindheitsverein vergriffen; ein Zeichen, daß der Seelsorgsklerus ein derartiges Werk wünschte, um für die alljährliche Feier des Vereinsfestes Stoff für Ansprachen zu haben. Mit glücklicher Hand hat Verfasser das gegebene Material verarbeitet und auf die einzelnen Vorträge mit Geschick verteilt. Sein Ziel, die jugendlichen Zuhörer über den Verein der heiligen Kindheit zu belehren und zur Tätigkeit für diesen Zweck zu begeistern, hat er vollkommen erreicht.

Verfasser wehrt sich in der Vorrede zur zweiten Auflage gegen die Aussetzung eines Rezensenten, der die Form der Vorträge für „ungemeßbar“ erklärt. Da hatte der Kritiker zu schwarz gesehen. Der kindliche Ton spricht aus den Vorträgen, wenn ihnen auch der Hauch unschuldiger Naivität fehlt. Hier und da hätten wir die Darstellung, besonders bei Erzählungen wie Vortrag 2 und 6, etwas spannender gewünscht. Dazu flossen manche Ausdrücke und Wendungen mit ein, die weniger für das Kind als für dessen Begleiter gelten.

Man hat gegen einzelne trasse Schilderungen der heidnischen Gräuelt (Vortrag 6) Bedenken erhoben. Wohl kaum mit Recht. Denn alle derartigen Werke sind mehr als Material zu Vorträgen oder Predigten zu betrachten. Die fertige, einwandfreie Predigt hat eben der Benutzer des Buches zu liefern und der muß sich dann die Sachen selber am besten zu.

Der Verfasser wollte dem Seelsorgsklerus helfen und dieser wird die Neuauflage mit Freuden begrüßen.

Stenl.

P. H. St.

8) **Der Sonntag.** Von Dr. Fr. Klafen. Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres. Regensburg, Verlagsanstalt vormals Manz. Zweite Auflage. VIII u. 408 S. M. 5.80 = K 6.96.

Die Vortrefflichkeit vorliegenden Predigtwerkes illustriert am besten der Umstand, daß kaum fünf Jahre verstreichen konnten, ehe eine neue Auflage notwendig wurde, obwohl der Markt von Predigtwerken überschwemmt ist. Und mit Recht finden Klafens Predigten raschen Abzug; denn in allen seinen Vorträgen finden wir den geschätzten Autor bemüht, das Wort des heiligen Augustin zu erfüllen, daß die geistliche Rede dahinziele: *Ut veritas pateat, placeat, moveat*. Was die formelle Darstellung betrifft, kann gesagt werden, daß sie sehr edel und würdevoll sei. Außerdem muß noch lobend hervorgehoben werden, daß Klafen mitunter auch recht zeitgemäßen Themen Rechnung getragen hat, zum Beispiel: Christus und die Kultur; der Einfluß der Familie auf den Charakter u. m. a. Endlich sei noch erwähnt, daß manche Vorträge, Bilder, Ausdrücke dem gewöhnlichen Volke nicht verständlich seien und insolge dessen es dem gesunden Urteile des Predigers anheimgestellt bleiben müsse, Unpassendes zu vermeiden.

Meran.

P. Virgil Waf.

9) **Bibliothek für Prediger.** Im Verein mit mehreren Mitbrüdern herausgegeben von P. Augustin Scherer, Benediktiner von Niecht. Vierter Band: Die Sonntage des Kirchenjahres. IV. Des Pfingst-zyklus zweite Hälfte, vom dreizehnten bis zum letzten Sonntag nach Pfingsten. Sechste Auflage, durchgesehen von P. Johannes Baurist Lampert, Doktor der Theologie und Kapitular desselben Stiftes. Mit Approbation des hochwürdigen Herrn Erzbischofs von Freiburg, sowie der hochw. Ordinariate von Brixen, Budweis, München Freising, St. Pölten und Salzburg, und Erlaubnis der Ordensobern. gr. 8°. X u. 852 S. Freiburg u. Wien. 1909. Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 10.— = K 12.—, gbd. in Halbf. M. 12.50 = K 15.—.

Mit dem schon in sechster Auflage neu vorliegenden IV. Bande findet die erste Abteilung des großen, mit Recht allgemein geschätzten Schererschen

Predigtwerkes ihren Abschluß. Dieselbe enthält Predigtmaterial für die Sonntage des Kirchenjahres, und zwar Band I den Weihnachts-Zyklus (vom ersten Adventsonntag bis Septuagesima), Band II den Oster Zyklus (von Septuagesima bis Christi Himmelfahrt), Band III die erste Hälfte des Pfingst-Zyklus (vom Sonntag vor Pfingsten bis zum 12. Sonntag nach Pfingsten), Band IV nunmehr die zweite Hälfte des Pfingst-Zyklus (13.—24. Sonntag nach Pfingsten).

Die Anordnung des Stoffes ist in der Neuauflage geblieben: Liturgisches, homiletische Erklärung des betreffenden Sonntagsevangeliums, ausführliche Skizzen, Thematata. Der Inhalt selbst wurde etwas erweitert. Hauptsächlich wurde auf Nichtigstellung der Zitate aus der Heiligen Schrift gesehen. Daß die Skizzen an die homiletische Erklärung sich anschließen und keine vollständig ausgeführten Predigten geboten werden, muß man als einen Vorzug des Schererschen Predigtwerkes ansehen und jedem Prediger wird damit mehr gebient als mit wenigen vollständig ausgeführten Predigten.

Am Schlusse des IV. Bandes findet man ein ausführliches alphabetisches Sachregister über alle in den Predigten der vier Bände abgehandelten Materien.

- 10) **Christliche Symbole aus alter und neuer Zeit** nebst kurzer Erklärung für Priester und kirchliche Künstler. Von Dr. Andreas Schmid. Zweite Auflage. Freiburg. 1909. Herdersche Verlagshandlung. 112 S. M. 2.—, gbd. in Leinw. M. 2.50 = K 3.—.

Der seit vielen Jahren an der Universität zu München wirkende Professor der kirchlichen Kunst will in diesem Werke nur die bedeutendsten christlichen Symbole aus alter und neuer Zeit aufzählen und kurz erklären. Im ganzen sind es 199, die sachlich gruppiert sind. Er beginnt mit den Symbolen, die die beiden Testamente, die heiligste Dreifaltigkeit, die drei göttlichen Personen usw. darstellen und schließt mit denen der letzten Dinge und des Satans. Jedes Symbol ist abgebildet und eine gedrängte Erklärung beigelegt. Bilder und Text gehen auf die bewährtesten Quellen zurück. Geistliche und kirchliche Künstler finden und haben hier eine reiche Auswahl von Symbolen, die sich bei Bemalung von Kirchen verwerten lassen. Auch dem Katecheten und Prediger leistet das Werkchen zur Veranschaulichung christlicher Wahrheiten gute Dienste.

Stenl.

P. H. St.

- 11) **Psalm 118** für Betrachtung und Besuchung des Allerheiligsten erklärt und verwertet von Dr. Jakob Schmidt, päpstlicher Hausprälat und Domkapitular zu Freiburg i. Br. Zweite Auflage. Freiburg. 1908. Herder. 12^o. VIII u. 402 S. M. 2.40 = K 2.88, gbd. in Leinw. M. 3.— = K 3.60.

Es ist der größte, umfangreichste und für das innere Leben des Priesters wohl der bedeutsamste Psalm, den der hochverdiente Verfasser nicht in Form eines streng wissenschaftlichen Kommentars, sondern im Geiste des betrachtenden Gebetes und mit fortwährender Beziehung auf die Betrachtung und Besuchung des allerheiligsten Sakramentes erklärt. Dabei werden die in Versen gehaltenen Wahrheiten ungezwungen in wohlthuender Ordnung und in ehrfürchtigem Anschluß an das Wort des Heiligen Geistes entwickelt und für das ganze priesterliche Leben und Wirken verwendet. Eine probenweise Erklärung einzelner Verse in diesem Sinne erschien früher in der Quartalschrift. Aufgefordert von vielen Priestern, ging der Verfasser daran, den ganzen Psalm in gedachter Weise zu erklären. Nach dem Urteil berufener Geistesmänner ist ihm die schöne Arbeit vollends gelungen. Es sind tieffromme, praktische, vom Geiste lebenswahrer Ascese durchdrungene Erwägungen. Das Werk eignet sich vorzüglich zur geistlichen Übung, zur Betrachtung, namentlich beim Besuch des Allerheiligsten. Viele Erwägungen bieten reichlichen Stoff zu Exhorten in geistlichen Kommunitäten, Seminarien, Frauenklöstern.

Innsbruck.

Redakteur P. Franz Tischler, O. Cap.

12. Die Macht der Persönlichkeit im Priesterwirken.

Von Dr. Fr. X. Kerer, Pfarrer in Langengeisling. Dritte Auflage. 5.—6. Tausend. Regensburg. 1909. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 8°. VIII u. 114 S. M. 1. — = K 1.20.

Ein seeleneifriger Seelsorger wendet sich mit seinem priesterlichen Herzen an das Herz seiner Amtskollegen. Der Erfolg dürfte ihm gesichert sein. Wer aus aufrichtigem Wohlwollen spricht, wird immer Anhang finden.

Manche Ueberschriften der zwölf Abschnitte bekunden eine originelle Auffassung des interessanten Gegenstandes. Bedeutung der Persönlichkeit im Priesterwirken. — Entwicklung der Persönlichkeit. — Selbstüberwindung. — Das hohe Lied des neuen Testaments. — Echo auf Erden. — Zerrbilder. — Wissenschaft und Güte. — Güte auf der Kanzel und in der Schule. — Güte im Bußgericht und in der Seelenführung. — Die gütige Jungfrau. — Güte im Verkehr. — Güte ist das Programm.

Neben der fleißigen Verwertung der heiligen Schrift und der Kirchenväter kommen auch profane Schriftsteller häufig zum Worte.

Das Büchlein dürfte sich vortrefflich auch als geistliche Lektüre für Priester und Priesterkandidaten eignen, namentlich zur Zeit der heiligen Exerzitien.

Wir wünschen der zeitgemäßen Broschüre, die bereits in ungarischer Uebersetzung vorliegt, eine weite Verbreitung, „damit sie Eroberungen mache für das Reich des Lammes, für das Reich des göttlichen Herzens Jesu Christi!“

Mautern.

Dr. Jof. Höller C. SS. R.

- 13) **Der kommunizierende Christ.** Kommunion- und Gebetbuch für Welt- und Ordensleute. Herausgegeben von P. Johannes Schäfer S. V. D. Verlag Steyl, Post Raldenkirchen. Zweite Auflage. 800 S. Größe 12×7½ cm. gbd. in Leinw. mit Rotschn. M. 1.70 = K 2.05. Kunstleder Rotschn. M. 2.— = K 2.40. Kunstleder Goldschn. M. 2.50 = K 3.—. Leder Goldschn. M. 3.— = K 3.60.

Nachdem Pius X. einmal das erlösende Wort von der öfteren heiligen Kommunion gesprochen hat, muß es für den seeleneifrigen Priester ein Bedürfnis sein, dem Volke zu helfen, das Heilige auch immer heilig zu behandeln. Eine von den vielen Schwierigkeiten, die gegen den täglichen Empfang der heiligen Kommunion vorgebracht werden, liegt darin, der Christ verlore beim täglichen Genuß des Leibes und Blutes des Herrn die Ehrfurcht und Scheu vor diesem großen Geheimnis. Quotidiana vilescunt. Hier ein Mittel an die Hand geben, indem in diesem Falle Kommunionandachten geboten werden, die Abwechslung enthalten, zum Herzen sprechen, das Gemüt möglichst gestimmt machen für den hohen Empfang, ist ein verdienstliches Werk. P. Schäfer hat das in seinem Buche „Der kommunizierende Christ“ versucht und auch erreicht. Es umfaßt drei Teile: der erste Teil handelt über die häufige Kommunion. Hier wird das päpstliche Dekret mitgeteilt, daran weitere Belehrungen geknüpft, die zum Teil den Schriften des heiligen Alphonsus entnommen sind und eingehend die gute Vorbereitung und Dankagung behandelt. Der zweite Teil enthält die gewöhnlichsten Gebets- und Andachtsübungen, denen sich viele und gut ausgewählte Kommunionandachten anschließen. Der dritte Teil bringt verschiedene Gebetsübungen, die besonders für den Nachmittag des Kommuniontages und für den Besuch des Allerheiligsten geeignet sind. Die verschiedenen Andachten und Gebete sind zum größten Teil eine Blütenlese aus der heiligen Schrift, aus den Gebeten der Kirche und der Heiligen. Jeder Seelsorger möge das Büchlein beachten. Es eignet sich gut für Erstkommunikanten, Vereinskommunionen; selbst in der Hand des Priesters würde es keine Schande sein, sind ja auch z. B. die Erwägungen von P. Mercari aufgenommen worden.

St.

P. S. Et.

- 14) **Grundriß der Apologetik** für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Dr. Hermann Wedewer. Herdersche Verlagshandlung. Fünfte Auflage. Freiburg 1908. IX u. 117 S. M. 1.60 = K 1.92.

Wedewer schreibt für die Schule, wie sie wirklich ist, und schreibt darum das, was sie wirklich braucht. Was man nicht von allen Lehrbüchern sagen kann, kann Wedewer mit Recht von seiner Apologetik sagen, daß nämlich „diejenigen Fragen eingehender behandelt sind, die unsere Zeit bewegen, dagegen solche kürzer gefaßt, die mehr theoretische als praktische Bedeutung haben“ — ein in Bezug auf Lehrbücher durchaus sympathisches Prinzip.

Wien.

W. Safsch.

- 15) **Schröders Hilfsbuch zum katholischen Katechismus**, zunächst für das Bistum Paderborn. Erster Teil, neu bearbeitet von J. Gründer. Vierte, vollständig umgearbeitete Auflage. Junfermannsche Buchhandlung. Paderborn 1909. 8°. XII u. 444 S. brosch. M. 4.— = K 4.70, gbd. M. 4.60 = K 5.52.

Der Verfasser hält sich bei der Erklärung der Katechismusfragen nicht streng an die Reihenfolge, in der sie im Katechismus stehen, sondern behandelt sie nach ihrer inhaltlichen Zusammengehörigkeit zu stofflichen Einheiten, welche letztere er nicht in fertigen Katechesen, sondern nur ausführlicher skizziert vorlegt. Da das Buch hauptsächlich Wort- und Begriffserklärungen gibt, könnte es Anfänger im katechetischen Amte verleiten, zu sehr analytisch vorzugehen.

W. Safsch.

- 16) **Die Biblische Geschichte** auf der Oberstufe der katholischen Volksschule. Von M. Gottesleben und J. B. Schilknecht. Sechste, erweiterte und verbesserte Auflage. Ferd. Schöningh. Paderborn 1909. M. 5.60 = K 6.70.

Biblische Katechesen und gar solche für die Oberstufe der Volksschule sind noch ein verhältnismäßig rarere Artikel am katechetischen Büchermarkt. Um so mehr Zupruch finden die bereits vorhandenen Werke dieser Art, darunter besonders das vorliegende, welches für die katechetische Praxis sehr verwendbar und durchaus preiswert ist. Es bietet eine Theorie des Bibelunterrichtes, 196 ausgeführte Katechesen (93 fürs N. T., 103 fürs A. T. — hier sind auch die Sonntagsevangelien aufgenommen), eine Konkordanz von Bibel und Katechismus, eine Verteilung des biblischen Lehrstoffes nach Wochen sowie auch nach Schulkategorien, auch eine kurze Lehre vom Kirchenjahr ist eingefügt. In der neuen Auflage sind die Katechesen mehrfach im Sinne der psychologischen Behandlung des Bibelstoffes umgearbeitet worden; Pläne und Kartenskizzen sind eingestreut (im ganzen 19 Illustrationen). Dem ganzen Werke ist auch die Panholzer-Bibel zugrunde gelegt.

W. Safsch.

- 17) **Handbuch des katholischen Religionsunterrichts** auf Grundlage des in den Diözesen Breslau, Ermland, Fulda, Hildesheim, Köln, Limburg, Münster, Paderborn und Trier eingeführten Katechismus. Nach dem amtlichen Lehrplan vom 1. Juli 1901 zunächst für Präparandenanstalten bearbeitet von Martin Waldeck, geistl. Seminar-Oberlehrer. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite und dritte, verbesserte Auflage. Zwei Teile. Freiburg. 1908. Herdersche Verlagshandlung. 8°. XXVI u. 522 S. M. 4.80 = K 5.76; in einem Halblederband M. 5.70 = K 6.84. — Erster Teil: Die Religionslehre. X u. 314 S. M. 2.80 = K 3.36; gbd. in Halbleinw. M. 3.20 = K 3.84.

Bietet kurze Wort- und Sacherklärungen zu den einzelnen Fragen des vom Verfasser herausgegebenen Lehrbuches der katholischen Religion (besprochen in „Quartalschrift“ 1909, III.). Diese zweite Auflage weist der ersten gegenüber wesentliche Aenderungen nicht auf. — Der zweite Teil dieses Handbuches ist bereits im Jahrgang 1909, III., der „Quartalschrift“ rezensiert.

W. Saksch.

- 18) **Beilage zum Katechismus** oder Kirchengeschichte, Kirchenjahr, Messopfer, Messianische Weissagungen, Vorbilder und Hauptgebete, zusammengestellt von Eduard Herbold, Pfarrer. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Achte Auflage. Freiburg und Wien. 1909. Herder'sche Verlagshandlung. 8°. IV u. 76 S. Streibrosch. M. —.60 = K —.72.

Enthält geistlich ausgewählte Partien aus der Kirchengeschichte, welche, obwohl mit Adam (!) beginnend, doch nur 17 Seiten umfaßt. Kirchenjahr und Messereimonien sind kurz und gut dargestellt. In Oesterreich ist wiederholt von Katecheten der berechtigte Wunsch geäußert worden, es möchte die Zahl der Religionslehrbücher an Bürgerschulen derart reduziert werden, daß das Hauptsächliche aus Liturgik und Kirchengeschichte als Anhang dem Katechismus angefügt werde. Herbolds „Beilage“ würde diesem Zweck gut entsprechen; die Kapitel IV und V. Messian. Weissagungen, Vorbilder) scheinen mir jedoch für die Unterrichtszwecke der Volksschule überflüssig.

W. Saksch.

- 19) **Leben, Regel und die kleinen Werke des heiligen Franziskus von Assisi.** Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Brennus Haid. Zweite, verbesserte Auflage. Regensburg. Verlagsanstalt vorm. Manz. 8°. XXXII u. 384. S. früher M. 3.30, jetzt M. —.80 = K —.96.

In der reichhaltigen Franziskus-Literatur nimmt das genannte Werk unstreitig den ersten Platz ein. Dies beweist eine kurze Inhaltsangabe.

Das Leben des heiligen Franziskus, verfaßt vom heiligen Bonaventura. Regel und Testament des heiligen Franziskus. Die kleinen Werke des Heiligen, Briefe, Ermahnungen, Gebete, Erklärung des Vaterunser, Sprüche, Reden, freundschaftliche Gespräche, Reden an seine Brüder, Gefänge, Offizium des Leidens des Herrn.

Die Kritik hat nun allerdings diese Werke gesichtet und einiges als unecht erklärt. Diese Frage eingehend zu behandeln, würde zu weit führen.

Die vorliegende ältere Auflage ist dagegen um einen Spottpreis zu erhalten.

Es heißt: „Die kleinen Werke.“ Sie sind klein an Umfang, aber unermesslich an Inhalt. Sie enthüllen uns das liebevollende Herz des seraphischen Vaters und lehren uns dessen Geist. Wer sich bestrebt, dem Poverello von Assisi nachzufolgen, dem werden diese Werke als sicherster Führer dienen. Dieselben aber eingehend besprechen zu wollen, würde uns als eine Verleugung der Ehrfurcht gegen den Heiligen gelten. Sein Name leistet die sicherste Bürgschaft für den gebiegenen Inhalt.

Neumarkt (Südtirol).

P. Camill Brüll, O. Cap.

- 20) **Der heilige Franziskus von Assisi ein Troubadour.**

Von Joseph v. Wörres. Neue, vermehrte Ausgabe. Regensburg. 1879.

Verlagsanstalt vorm. Manz. 8°. XLIII u. 159 S., früher M. 2.50.

jetzt M. 1. — = K 1.20.

Franziskus war janges froh und liederreich. Dies bezeugen die Trös soviel wenn sie von ihm schreiben, daß er dem Scherz und Gesang ergeben war. Es ist daher selbstverständlich, daß Franziskus nach seiner Loschälung von der Welt heilige Gefänge und Gedichte verfaßte.

In genannter Schrift werden nun drei eingehend besprochen; der Sonnengesang, die Gedichte: *In foco amor mi mise* und *Amor di caritate*. Die beiden letzteren wurden von Jacopone da Todi in kunstgerechtes Metrum gesetzt. Der Sonnengesang hat seine ursprüngliche Form beibehalten.

Görres bespricht nicht nur Form und Autorschaft dieser Gesänge, sondern auch Inhalt und Geist dieser Dichtungen. Daraus ergibt sich, „daß sie zu sehr verschiedenen Zeiten, aus sehr verschiedenen Stimmungen hervorgegangen sind und das ganze, innerlich verlaufende Geistesleben äußerlich darstellen“. Sie zeigen, daß das Leben des Heiligen voll hoher, heiliger Poesie war. In diesen Gedichten zeigt sich die unwiderstehliche Macht der himmlischen Liebe.

P. Camill Bröll, O. Cap.

21) **Kurze Fastenpredigten über das heilige Sakrament der Buße** in Verbindung mit der Betrachtung von Leidenswerkzeugen des Herrn. Von R. Meindl, Stiftsdekan in Reichersberg. Zweite Auflage. Regensburg. Verlagsanstalt vorm. Manz. 90 S., M. 1.20 = K 1.44.

Vor zwölf Jahren traten die Predigten Meindls über das Bußsakrament zum erstenmal gedruckt in die Öffentlichkeit und jetzt sind sie in neuer Auflage erschienen. Was die Predigten Meindls vor allem auszeichnet, ist die große Popularität. Meindls Predigten sind Volkspredigten im wahrsten Sinne des Wortes. Schöne Gedanken, treffend eingewinkelte Beispiele finden sich in jeder Predigt. Ja, der Rezensent erinnert sich nicht, daß ihm bessere Predigten über das Bußsakrament in Verbindung mit der Betrachtung von Leidenswerkzeugen des Herrn in so einfacher, anschaulicher und für das gewöhnliche Volk verständlicher Weise je in die Hände gekommen seien. Er wünscht dem Buche die rascheste Verbreitung!

Meran.

P. Virgil Waß.

Neueste Bewilligungen oder Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Von P. Josef Hilgers S. J. in Rom.

1. Sühnovene vom 1. bis 9. jeden Monats. Diese neun-tägige Andacht hat zum Zweck, den göttlichen Erlöser wegen des Undanks der Menschen zu trösten und die Schmach zu sühnen, welche ihm vornehmlich im Sakramente der Liebe zugefügt wird.

Weihe des Tages. Göttliches Herz Jesu, durch das mitleidende Herz Mariä opfere ich dir alle Gebete, alle Werke und alle Leiden dieses Tages auf zum Ersatz aller Beleidigungen, die dir angetan worden sind. Alles das opfere ich auf nach den Meinungen, die du beständig bei deinem Opfer auf dem Altare hegst.

Ablässe: Unvollkommene: 1. 300 Tage für jeden Tag der Novene; 2. 300 Tage für das obige Weihegebet; 3. 7 Jahre und 7 Quadragenen, so oft man während der Novene im Geiste der Buße und Sühne einer heiligen Messe beivohnt. — **Vollkommene Ablässe:** 1. Einmal während der Novene: Beicht, Kommunion, Gebet nach der Meinung des Papstes; 2. jedesmal, so oft man innerhalb oder außerhalb der Novene eine heilige Messe zur Sühne lesen läßt. — Pius X. 15. Nov. (19. Nov.) 1907.

2. Stoßgebete zum Herzen Jesu. 1. Ehre, Liebe und Dank dem heiligsten Herzen Jesu!

Ablafß (zuwendbar): 100 Tage jedesmal; 300 Tage jedesmal im Rosenkranz, wenn man nach jedem „Ehre sei dem Vater“ die obige Lobpreisung verrichtet mit der Antwort: „Fest und allezeit und zu ewigen Zeiten!“ — Pius X. 8. Januar 1908.

2. Süßes Herz Jesus, erbarme dich unser und unserer irrenden Brüder.

Ablafß (zuwendbar): 100 Tage jedesmal. — Pius X. 13. Aug. (13. Okt.) 1908.

3. Gebete zum Herzen Jesu. 1. O mein Jesus, ich trage Mitleiden mit dir wegen des großen Schmerzes, der dein liebevolles Herz durchbohrte, als du eben empfangen im Schoße Marias, dich der göttlichen Gerechtigkeit zum Opfer darbrachtest, indem du all unsere Schuld und all unsere Strafe auf dich ludest. Lieber Jesus, bei deinem schmerzreichen Herzen bitte ich dich, gib mir die Gnade durch Liebe der Innigkeit deiner unendlichen Güte zu entsprechen. — Ehre sei dem Vater.

Süßes Herz meines Jesus gib — daß ich immer mehr dich lieb.

2. O mein Jesus, ich trage Mitleiden mit dir wegen all der Widerwärtigkeiten und Verdemütigungen, die über dein liebevolles Herz kamen während deines ganzen irdischen Lebens, besonders aber im Stalle von Bethlehern, auf der Flucht nach Aegypten und in den drei Jahren deiner öffentlichen Tätigkeit. Lieber Jesus, bei deinem schmerzreichen Herzen bitte ich dich, gib mir die Gnade, die vergänglichen Güter dieser Welt zu verachten und allein die ewigen Güter des Himmels zu lieben. — Ehre sei dem Vater.

Süßes Herz meines Jesus gib — daß ich immer mehr dich lieb.

3. O mein Jesus, ich trage Mitleiden mit dir wegen der Traurigkeit bis zum Tod, die dein liebevolles Herz im Garten Gethsemani befiel bei dem Anblick deines bevorstehenden Leidens und der menschlichen Undankbarkeit für deine Wohltaten und namentlich für die Wohltat der Eucharistie. Lieber Jesus, bei deinem schmerzreichen Herzen bitte ich dich, gib mir die Gnade, mich stets mit deinem göttlichen Willen gleichförmig zu machen. — Ehre sei dem Vater.

Süßes Herz meines Jesus gib — daß ich immer mehr dich lieb.

4. O mein Jesus, ich trage Mitleiden mit dir wegen der unerhörten Qual und Schmach, die dein liebevolles Herz vor den Richterstühlen in Jerusalem erduldet, vornehmlich im Gerichtshofe des Pilatus, wo du zergeißelt und mit Dornen gekrönt, der Mann der Schmerzen und die Verachtung des Volkes geworden bist. Lieber Jesus, bei deinem schmerzreichen Herzen bitte ich dich, gib mir die Gnade, mit Freude die Strenghheiten heiliger Abtötung zu umfassen. — Ehre sei dem Vater.

Süßes Herz meines Jesus gib — daß ich immer mehr dich lieb.

5. O mein Jesus, ich trage Mitleiden mit dir wegen der unaussprechlichen Todesangst, die dein liebevolles Herz auf dem Wege zum Kalvarienberge ergriff, als du von der Last des Kreuzes erdrückt, deiner heiligen Mutter begegnetest, die in untröstliche Bitterkeit versenkt war. Lieber Jesus, bei deinem schmerzreichen Herzen bitte ich dich, gib mir

die Gnade, daß ich dir auf meinem Lebenswege stets begegne, vor allem aber in der Stunde meines Todes. — Ehre sei dem Vater.

Süßes Herz meines Jesus gib — daß ich immer mehr dich lieb.

6. O mein Jesus, ich trage Mitleiden mit dir wegen der äußersten Verlassenheit, die dein liebevolles Herz in den drei Stunden der Todesangst am Kreuze umfing, bis du in ein Meer von Peinen und Erniedrigungen eingetaucht, deine heilige Seele als das Opfer deiner Liebe und unserer Sünden aushauchtest. Lieber Jesus, bei deinem schmerzreichen Herzen bitte ich dich, gib mir die Gnade, mir selber zu ersterben und nur allein dir zu leben, mein höchstes Gut. — Ehre sei dem Vater.

Süßes Herz meines Jesus gib — daß ich immer mehr dich lieb.

7. O mein Jesus, ich trage Mitleiden mit dir wegen der Wunde, die du nach deinem Tode noch in deinem liebevollen Herzen empfangen wolltest, um uns zu zeigen, daß dein Herz die tiefste Quelle all deiner Leiden war und um uns durch den Verlust deiner letzten Blutstropfen den letzten Beweis deiner Liebe ohne Ende zu geben. Lieber Jesus, bei deinem durchbohrten Herzen bitte ich dich, gib mir die Gnade, immerdar in dieser heiligen Wunde zu leben und in ihr meinen letzten Atemzug zu tun. — Ehre sei dem Vater.

Süßes Herz meines Jesus gib — daß ich immer mehr dich lieb.

Ablässe (zuwendbar): 7 Jahre und 7 Quadragenen jedesmal für diese Gebete. — Vollkommener Ablass am ersten Freitag jeden Monats und am Herz Jesu-Feste nach Beicht und Kommunion, unbeschadet der Ablässe für das Stoßgebet: „Süßes Herz usw. (s. Beringer [13. Aufl.] S. 135; Hilgers S. 148), die man also noch außerdem gewinnt. — Pius X. 28. Juli 1908.

4. Gebet zum heiligen Apostel und Evangelisten Johannes,
dem besonderen Patron des Klerus.

Wir freuen uns mit dir, heiliger Johannes, der du von Christus Jesus selber durch das Privileg besonderer Liebe mehr als alle übrigen Apostel beglückt wurdest; du bist für würdig befunden worden, beim letzten Abendmahl an seiner Brust zu ruhen, sterbend am Kreuz hat er selber dir seine Mutter anempfohlen. Wir wissen es ja, daß du durch den besonderen Vorzug deiner jungfräulichen Reinheit dieser Gnaden würdig warst: denn erwählt vom Herrn im jungfräulichen Stande, bist du immerfort jungfräulich geblieben. Da du den Strom des Evangeliums aus der Quelle des göttlichen Herzens selber schöpftest, hast du auch mit mehr Fülle und in größerer Erhabenheit als die übrigen die frohe Botschaft von der Gottheit Christi verkündet. Und da dein Herz von der Liebesglut des göttlichen Herzens selber entflammt war, so wundern wir uns nicht, daß du der einzige Binger warst, der sich im bitteren Leiden von Jesus nicht trennen ließ, der später so Erhabenes niederschrieb, daß er mit Recht der Apostel der Liebe genannt wurde. Billig ist es, daß wir, die wir nach dem Ratschluß göttlicher Güte Diener Christi sind und Mitscipender der göttlichen Geheimnisse, zu dir aufschauen, wie zu dem Beispiele, das uns zur Nachahmung aufgestellt ist. Aber billig ist es auch, und wir

bitten darum, daß du bei Jesus und Maria unser ganz besonderer Patron seiest. Erwirke es doch, daß wir würdig in unserem Berufe wandeln, daß wir namentlich mit der geziemenden Reinheit des Leibes und der Seele unsere priesterlichen Pflichten erfüllen, daß wir entflammt von Eifer für die Ehre Gottes eine innige Verehrung und Liebe zum heiligsten Herzen Jesu erlangen — und die allerseeligste Jungfrau, die uns allen vom Kreuze herab nach dir und mit dir zur Mutter gegeben ward, durch die Beweise unseres Eifers und unserer Andacht nach deinem Beispiele erfreuen. Ja, erwirke es uns, daß wir nach diesem Erdenleben zu den Aeltesten gehören, die du, angetan mit weißen Gewändern, sitzen siehst um den Thron des unbefleckten Lammes, das da würdig ist zu empfangen Ehre und Preis und Ruhm in alle Ewigkeit. Amen.

Ablatz: 300 Tage jedesmal. — Vollkommener Ablatz am Feste des heiligen Evangelisten Johannes nach Beicht und Kommunion. — Pius X. 9. Juli (22. Okt.) 1908.

5. Priesterverein der Sühne. (*Associatio sacerdotalis reparationis.*) Der Sühnverein zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu hat seinen Ursprung in Frankreich (November 1892). Allein erst zehn Jahre später bildete sich aus diesen Anfängen ein kirchlicher Verein in der Diözese von Cambrai am 25. Juni 1902. Von hier aus verbreitete er sich in andere Diözesen. Leo XIII. genehmigte und segnete denselben im November 1902. Pius X. hieß den Verein mit seinem Namen, Zweck und seinen Satzungen am 4. Januar 1908 gut und beschenkte denselben durch das Reskript der Ablatzkongregation vom 22. Januar 1908 mit reichen Ablässen (*Act. S. Sedis* XLI, 170 ff.), die er durch Breve vom 9. Juli 1909 noch vermehrte (*Act. Ap. Sedis* I, 739 f.). Am 8. Februar 1908 trug der Heilige Vater selber an der Spitze des Mitgliederzeichnisses seinen Namen ein und trat damit dem Verein als Mitglied bei. In seinem Schreiben an den ganzen katholischen Klerus vom 4. August 1908 (*Act. S. Sedis* XLI, 555 ff.) empfahl Pius X. zugleich mit andern Priestervereinen besonders diesen.

1. Der Zweck des Vereines besteht darin, erstens dem Herzen Jesu Sühne und Ersatz zu leisten für die Sünden, wodurch dasselbe am schwersten beleidigt wird, zweitens für die Befehrung gerade jener tätig zu sein, welche sich solcher Sünden schuldig machen, und drittens die Heiligung und Vervollkommenung der Getreuen des Heilandes, besonders der Priester, immer mehr zu fördern.

2. Der Verein ist vor allem ein Priesterverein. Doch dürfen die Diözesandirektoren auch ausnahmsweise andere Personen, wofern dieselben durch irgend ein Gelübde Gott geweiht sind, als Mitglieder zulassen.

3. Sühne und Ersatz leisten die Mitglieder dem Herzen Jesu auf dreifache Weise: durch inniges Mitleiden, durch treueren Dienst und tätige Liebe, durch Werke der Selbstverleugnung und Abtötung jeder Art.

4. Dazu bedarf es ganz besonders der Tugend der Herzensreinheit tiefer Demut und echter, starker Liebe.

5. Der Generalobere der Lazaristen bestimmt innerhalb oder außerhalb seiner Genossenschaft einen Priester, der die oberste Leitung des Vereines als dessen Generaldirektor hat. Augenblicklich leitet der Lazaristenpater Maria Eduard Mott¹⁾ als Subdirektor den ganzen Verein. An ihn wendet man sich in Vereinsangelegenheiten um Auskunft zu erhalten, besonders wenn in der eigenen Diözese der Verein noch nicht kanonisch errichtet ist. Jede Diözese, in welcher der Verein errichtet wird, erhält einen Diözesandirektor, der vom Diözesanbischof ernannt werden muß.

6. Besonderer Schutzherr des Vereines ist der heilige Erzengel Michael; Hauptfeste sind: das Herz Jesu-Fest und das Fest des heiligen Michael; an zweiter Stelle werden alle Feste des bitteren Leidens, der Eucharistie, der unbefleckten Empfängnis Mariä und der schmerzhaften Mutter, sowie das Fest des heiligen Vinzenz von Paul gefeiert.

7. Dem Verein sind eigentümlich die Andachtsübungen zum bitteren Leiden, zum heiligsten Altarssakramente, zum Herzen Jesu und zur unbefleckt empfangenen Gottesmutter.

8. Den Mitgliedern liegt keine besondere Verpflichtung ob; jeder sucht den Geist der Buße und Sühne nach im Sinne des Vereines durch dessen fromme Uebungen in sich zu erhalten, besonders durch das tägliche Gebet des Psalmes Miserere.

9. Obgleich alle Tage der Sühne geweiht sind, so wählt ein jeder sich dennoch dazu einen Tag in jeder Woche besonders aus. An diesem Tage opfert man vor allem im Geiste der Sühne die heilige Messe, welche sie selber lesen oder lesen lassen (wenigstens in zweiter Intention; oder der sie beinwohnen, mit der heiligen Kommunion dem Herzen Jesu auf.

Der Diözesandirektor nimmt Mitglieder aus seiner Diözese auf, die ihm in Vereinsfachen zunächst unterstehen. In Diözesen, in denen der Verein noch nicht kanonisch errichtet ist, wendet man sich zur Aufnahme an die Generaldirektion (s. die obige Adresse). Mitglieder religiöser Genossenschaften können sowohl von dem Diözesandirektor, als auch von der Generaldirektion in Paris aufgenommen werden.

Ablässe zuwendbar): Vollkommene: 1. Am Tage der Aufnahme, 2. am Gründonnerstage, 3. am Fronleichnamsfeste oder an einem Tage der Oktav, 4. am Herz Jesu-Feste, 5. am Feste Kreuzaufsindung und Kreuzerhöhung (3. Mai und 14. September), 6. an den Festen des bitteren Leidens von Dienstag nach Sonntag Septuagesima bis Freitag vor Passionssonntag, 7. am Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä, 8. an den beiden Festtagen der schmerzhaften Mutter, 9. am Feste des heiligen Erzengels Michael, 10. am Feste des heiligen Vinzenz von Paul (19. Juli), 11. einmal in jedem Monat an einem beliebigen Tage - Bedingung für diese vollkommenen Ablässe: Beichte, Darbringung des heiligen Messopfers oder heiligen Kommunion und Gebet nach der Meinung des Papstes — 12. in der Todesstunde, wenn man nach Beicht und Kommunion, oder

¹⁾ Seine Adresse ist: Paris, 95 rue de Sèvres, Maison-Mère de la Mission.

wenigstens mit wahrer Reue den Namen Jesu mit dem Munde oder, wofern das nicht möglich, mit dem Herzen anruft.

Unvollkommene: 1. 7 Jahre und 7 Quadragenen a) so oft die Mitglieder reumütigen Herzens einen Akt der Buße nach dem Zwecke des Vereines verrichten, b) einmal in der Woche, an dem Tage, den die einzelnen sich zur Sühne gewählt, wenn sie alsdann nach der Meinung des Papstes beten, 2. 300 Tage, so oft die Mitglieder ihre Sühnemeinung erneuern und dabei die fünf Wundmale Christi küssen, 3. 100 Tage für jedes Werk der Frömmigkeit oder Liebe.

Alle diese Ablässe, mit Ausnahme des vollkommenen Ablasses in der Todesstunde, können den armen Seelen zugewendet werden. — Reskript der heiligen Ablaskongregation 22. Januar 1908.

Schon in der Enzyklika vom 4. August 1908 hatte Pius X. von den großmütigen Seelen gesprochen, die sich gleich Sühnopfern Gott dem Herrn vollständig hingeben.¹⁾ Nunmehr hat er durch Breve vom 9. Juli 1909 allen Mitgliedern des Sühnvereines, welche sich in dieser Weise zur Sühne opfern, einen besonderen Ablass bewilligt.

Ablass (zuwendbar): die Mitglieder, welche sich zum Sühnopfer darbringen, gewinnen vollkommenen Ablass einmal in jedem Monat. Bedingung: Beichte, Kommunion, Erneuerung des Weiheaktes, indem sie zugleich die fünf Wundmale Christi küssen. — Pius X. 9. Juli 1909. — Act. Ap. Sedis I, 739.

Erlässe und Bestimmungen römischer Kongregationen.

Zusammengestellt von D. Bruno Albers O. S. B. in Monte Cassino (Italien).

Martyrologium Romanum. Fest des heiligen Paulinus.
Durch Dekret der Ritenkongregation wurde im Auftrag des Heiligen Vaters angeordnet, daß die schon mittelst Breve vom 18. September 1908 getroffenen Aenderungen in den Orationen des Breviers, der heiligen Messe, den Brevierlektionen und im Martyrologium künftighin überall eingeführt werden sollen. Das Fest des heiligen Paulinus ist als Festum duplex fortan am 22. Juni zu feiern. Das Elogium im römischen Martyrologium lautet fortan: Apud Nola, Campaniae urbem, natalis beati Paulini, Episcopi et Confessoris, qui ex nobilissimo et opulentissimo factus est pro Christo pauper et humilis et quod supererat seipsum. pro redimendo viduae filio, quem Vandali. Campania devastata captivum in Africam abduxerant, in servitutem dedit. Claruit autem non solum eruditione et copiosa vitae sanctitate, sed etiam potentia adversus daemones: cuius praeclaras laudes sancti Ambrosius, Hieronymus, Augustinus et Gregorius scriptis suis celebrarunt. Eius corpus Beneventum, inde Romam translatum, iussu Pii papae decimi Nolae restitutum fecit. ... Die Messe des Heiligen ist die folgende:

¹⁾ Cf. Acta S. Sedis XLI, 577.

Missa: Sacerdotes, ut in Missali Romano, cum Epistola et Evangelio propriis (die 22 Junii) et cum Orationibus sequentibus.

Oratio. Deus qui omnia pro te in hoc saeculo relinquentibus centuplum in futuro et vitam aeternam promisisti; concede propitius, ut sancti pontificis Paulini vestigiis inhaerentes,* valeamus terrena despicere et sola coelestia desiderare. Qui vivis . . .

Secreta. Da nobis, Domine, perfectae caritatis sacrificium, exemplo sancti pontificis Paulini, cum altaris oblatione coniungere, et beneficentiae studio sempiternam misericordiam promereri. Per Dominum.

Postcommunio. Tribue nobis per haec Sancta, Domine, illum pietatis et humilitatis affectum, quem ex hoc divino fonte hausit sanctus pontifex tuus Paulinus, et ipsius intercessione in omnes, qui te deprecantur,* gratiae tuae divitias benignus effunde. Per Dominum. — (S. Rit. Congreg. die 9. Junii 1909).

S. S. Perpetua et Felicitas. Auf Befehl des Heiligen Vaters wurde auch das Fest der berühmten Märtyrer Afrikas, der heiligen Perpetua und Felicitas zu einem festum duplex minus erhoben und auf die ganze Kirche ausgedehnt. Gleichzeitig wurden neue Brevierlectionen herausgegeben, sowie die hier angezeigten Veränderungen im Offizium und der heiligen Messe vorgeschrieben.

In festo SS. Perpetuae et Felicitatis Martyrum. Duplex.

Omnia de Communi Martyrum non Virginum praeter sequentia.

Ad Magnificat et Benedictus. Antiphona Istarum est enim regnum coelorum, quae contempserunt vitam mundi et pervenerunt ad praemia regni et laverunt stolas suas in sanguine Agni.

℣ Gloria et honore coronasti eas Domine.

℞ Et constituisti eas super opera manuum tuarum.

Oratio. Da nobis quaesumus Domine Deus noster, sanctorum martyrum tuarum Perpetuae et Felicitatis palmas incensabili devotione venerari* ut quas digna mente non possumus celebrare†, humilibus saltem frequentemus obsequiis. Per Dominum.

In I Nocturno: Lectiones Confitebor, de Com. Virg. 2^o loco. Extra Quadragesimam de Scriptura Occurrente. In II Noct. Lectiones propriae. In III Noct. Homilia in evangelium, Simile est de eodem communi. In Quadragesima IX lectio de homilia feriae occurrentis.

In Missali Romano: Missa: Me expectaverunt de communi non Virginum cum orationibus 2^o loco de pluribus Martyribus. — (S. Rit. Congreg. d. d. 25 Augusti 1909.)

Botivmesse der Unbefleckten Empfängnis. Darf ein Priester, welcher entweder dem Wunsche der Gläubigen oder dem eigenen entsprechend die Botivmesse der Unbefleckten Empfängnis von Lourdes lesen will, an freien Tagen ohne apostolisches Indult als Botivmesse diejenige des

11. Februar nehmen, oder ist er gehalten, diejenige des 8. Dezember zu lesen?

Antwort: Er darf die Messe der Apparitio vom 11. Februar nehmen.

Feste mit gleichen Orationen. Wenn zwei Feste von Kirchenlehrern, welche beide die gleiche Oratio: Deus qui populo haben, in der Vesper konkurrieren, deren einer ein Bischof ist, ist dann für diesen die Oratio: Exaudi wie am Feste der heiligen Basilus, Athanasius, Leo zu nehmen?

Antwort: Ja.

Responsorien im Brevier. Nach den Generalrubriken tit. XXVII Nr. 7, müssen die Responsorien der ersten Nocturn des Sonntags, wenn sie zum erstenmal eintreffen, für den Fall, daß sie am Sonntag wegen eines Festes nicht gelesen werden können, an einem anderen Tage vor den anderen Responsorien gebetet werden. Einige Initia der Lektionen haben nun dieselben Responsorien, wie z. B. die Vier Bücher der Könige, und die Zwei der Machabäer, ist nun die Rubrik so zu verstehen, daß in jedem Falle nun auch die Responsorien wieder zu nehmen sind?

Antwort: Nein und genügt es, wenn sie im Verhinderungsfalle einmal innerhalb der Woche genommen werden, in die zuerst ein Serialeffizium fällt nach Rubrik Tit. XXVII, Nr. 7.

Historischer Charakter der drei ersten Kapitel der Genes. I. Utrum varia systemata exegetica, quae ad confundendum sensum litteralem historicum trium priorum capitum libri Geneseos excogitata et scientiae fucio propugnata sint, solido fundamento fulciantur?

Resp. Negative.

II. Utrum non obstantibus indole et forma historica libri Geneseos peculiari trium priorum capitum inter se et cum sequentibus capitibus nexu, multiplici testimonio Scripturarum tum veteris tum novi Testamenti, unanimi fere sanctorum Patrum sententia ac traditionali sensu, quem ab israelitico etiam populo transmissum, semper tenuit Ecclesia, doceri possit: praedicta tria capita Geneseos continere non rerum vere gestarum narrationes, quae scilicet obiectivae realitati et historicae veritati respondeant, sed vel fabulosa ex veterum populorum mythologiis et cosmogoniis deprompta et ab auctore sacro, expurgato quovis polytheismi errore, doctrinae monotheisticae accommodata; vel allegorias et symbola, fundamento obiectivae realitatis destituta, sub historiae specie ad religiosas et philosophicas veritates inculcandas proposita; vel tandem legendas ex parte historicas et ex parte fictitias ad animorum instructionem et aedificationem libere compositas?

Resp. Negative ad utramque partem.

III. Utrum speciatim sensus litteralis historicus vocari in dubium possit, ubi agitur de factis in eisdem capitibus enarratis.

quae christianae religionis fundamenta attingunt: uti sunt, inter caetera, rerum universarum creatio a Deo facta in initio temporis; peculiaris creatio hominis; formatio primae mulieris ex primo homine; generis humani unitas; originalis protoparentum felicitas in statu iustitiae, integritatis et immortalitatis: praeceptum a Deo homini datum ad eius obedientiam probandam; divini praecepti, diabolo sub serpentis specie suasore, transgressio; protoparentum deiectio ab illo primaevo innocentiae statu; nec non Reparatoris futuri promissio?

Resp. Negative.

IV. Utrum in interpretandis illis horum capitum locis, quos Patres et Doctores diverso modo intellexerunt, quin certi quippiam definitique tradiderint, liceat, salvo Ecclesiae iudicio servataque fidei analogia, eam quam quisque prudenter probaverit, sequi tuerique sententiam?

Resp. Affirmative.

V. Utrum omnia et singula, verba videlicet et phrases, quae in praedictis capitibus occurrunt, semper et necessario accipienda sint sensu proprio, ita ut ab eo discedere nunquam liceat, etiam cum locutiones ipsae manifesto appareant improprie, seu metaphorice vel anthropomorphice, usurpatae, et sensum proprium vel ratio tenere prohibeat vel necessitas cogat dimittere?

Resp. Negative.

VI. Utrum, praesupposito litterali et historico sensu, nonnullorum locorum eorundem capitum interpretatio allegorica et prophetica, praefulgente sanctorum Patrum et Ecclesiae ipsius exemplo, adhiberi sapienter et utiliter possit?

Resp. Affirmative.

VII. Utrum, cum in conscribendo primo Geneseos capite non fuerit sacri auctoris mens intimam adspectabilium rerum constitutionem ordinemque creationis completum scientifico more docere; sed potius suae genti tradere notitiam popularem, prout communis sermo per ea ferebat tempora, sensibus et captui hominum accommodatam, sit in horum interpretatione adamussim semperque investiganda scientifici sermonis proprietas?

Resp. Negative.

VIII. Utrum in illa sex dierum denominatione atque distinctione, de quibus in Geneseos capite primo, sumi possit Yôm (dies), sive sensu proprio pro die naturali, sive sensu improprio pro quodam temporis spatio, deque huiusmodi quaestione libere inter exegetas disceptare liceat?

Resp. Affirmative.

Die autem 30 Iunii anni 1909, in audientia ambobus Rmns Consultoribus ab actis benigne concessa, Sanctissimus praedicta responsa rata habuit ac publici iuris fieri mandavit.

Romae, die 30 Iunii 1909.

Rubrit für das Fest des heiligen Namens Mariä.
Fällt auf den Sonntag in der Oktav von Maria Geburt ein höheres Fest, so ist das Fest des Namens Mariä auf den 12. September, tamquam in sede propria, zu verlegen. Ist dieser Tag ebenfalls durch ein höheres Fest behindert, so ist das Fest auf den nächsten freien Tag zu verlegen. (S. Rit. Congreg. d. d. 14. Julii 1909.)

Erteilung der Weihe extra tempora und Interstitien.
Kann ein Bischof, welcher die Erlaubnis hat, die heiligen Weihen extra tempora und ohne Beobachtung der Interstitien zu erteilen, diese Vollmacht auch bei Nicht eigenen Diözesanen in Anwendung bringen, wenn diese die Dimissorialien ihrer Ordinarien haben? Auf diese Frage entschied die Kongregation mit: Affirmative, facto verbo cum Sanctissimo. (S. Congregat. de Sacramentis d. d. 15. Aug. 1909.)

Dispens von Ehehindernissen im Todesfalle. Gilt die mit dem Dekret „Ne temere“ art. VII, d. d. 14. Maii 1909, erteilte Vollmacht von Ehehindernissen in Todesgefahr zu dispensieren nur für die Concupinari, oder auch für den Fall, daß andere Gründe dazu raten die Gewissensangelegenheiten in Ordnung zu bringen und die Nachkommenschaft, wenn nötig, zu legitimieren? — Die Frage lautete bejahend für den zweiten Teil. (S. Congr. De Discipl. Sacrament. d. d. 16. Aug. 1909.)

Dispens von geheimer Irregularität im Beichtstuhle im Notfalle. Schon durch Dekret vom 23. Juni 1886 war jedem Beichtvater die Fakultät erteilt, in dringenden Fällen auch von den dem Papste speciali modo reservierten Zensuren zu absolvieren, wenn die Absolution ohne Gefahr oder Schaden für den Pönitenten nicht aufgeschoben werden kann. Pflicht des Pönitenten bleibt es, in diesem Falle innerhalb eines Monats, brieflich oder durch den Beichtvater, an die Kongregation zu rekurrieren, und zwar unter Strafe des Rückfalles in die Zensur, wenn dies nicht befolgt wird. Neuerdings wurde nun die Frage gestellt, ob der Beichtvater bei denselben Umständen und unter denselben Bedingungen auch von der Irregularität dispensieren könne, welche die Zensuren zur Folge haben? — Diese Vollmacht wurde für die im Dekret vom 23. Juni 1886 vorhergesehenen Fälle gegeben. (S. Congr. S. Officii. d. d. 6. Sept. 1909.)

Auswanderung der Priester nach Amerika und den Philippinen. Unter dem 7. September 1909 erneuerte und promulgierte die S. C. Concilii aufs neue das unter dem 14. November 1903 erlassene Dekret, welches die Auswanderung der Priester nach Amerika regelt und das seinerzeit auch in dieser Zeitschrift (2. Heft 1904) mitgeteilt wurde.

Hypotheken und Schulden der religiösen Genossenschaften.
Die S. C. De Religiosis hat ein Dekret erlassen, welches die Aufnahme von Hypotheken, Geld usw. der Religiösen regelt. In dem Dekret heißt es:

1. Die Oberen, sei es General-Provincial- oder Lokal-Oberen dürfen keine bedeutenden Geldsummen mehr aufnehmen, sei es direkt, sei es indirekt, als Hypotheken oder in irgend welcher anderen Weise, mittels Privat- oder öffentlicher Instrumente oder in anderer Art,

a) ohne die vorherige Zustimmung des Generalrates oder des Definitorium, wenn es sich um die Generalkurie, oder um ein Haus oder Häuser handelt, welche direkt der Jurisdiktion oder Leitung der Generalkurie unterstehen;

b) ohne Genehmigung des Provinzialrates und der ausdrücklichen Zustimmung des Ordens-Oberen, und des deliberativen Gutachtens des Generalrates, wenn es sich um Schulden handelt, welche der Provinzial- oder Regional-Obere machen will;

c) ohne Genehmigung des Lokrates, sei es des Klosters, sei es des Hauses, das nicht unter einem Provinzial- oder Regional-Oberen steht, und der ausdrücklichen Erlaubnis des General-Oberen und seines Generalrates. Ist der Orden in mehrere Kongregationen oder Familien geteilt, welche einen eigenen Präses oder General-Oberen, oder quasi General-Oberen haben, so ist dieses Präses oder General-Oberen und seines Beirates Einwilligung unbedingt erforderlich;

d) oder ohne vorherige Zustimmung des lokalen Beirates und des Diözesan-Oberen, wenn es sich um Klöster oder Häuser handelt, welche keinem General-Oberen unterworfen sind, doch muß die Erlaubnis des Diözesan-Oberen schriftlich erteilt werden, wenn die Häuser von seiner Jurisdiktion nicht exempt sind.

2. Bei Hypotheken und Geldaufnahmen muß es sich um eine erhebliche Summe handeln, d. h. um mehr als 500 und weniger als 1000 Franken, wenn es sich um einzelne Häuser handelt; um mehr als 1000 und weniger als 5000 Franken, wenn es sich um Provinzen oder Quasi-Provinzen handelt, und mehr als 5000 Franken bei der Generalkurie. Will ein Haus, Provinz oder die Generalkurie mehr als 1000 Franken Schulden machen, so ist außerdem noch die Bewilligung des Apostolischen Stuhles einzuholen.

3. Die im Artikel 2 aufgeführte Schuldsomme darf nicht durch mehrere aufeinanderfolgende Anleihen überschritten werden, sondern alle Anleihen wachsen zusammen; deshalb sind alle Erlaubnisse ungültig, wenn die vorhergehenden Anleihen nicht getilgt sind.

4. Gleichfalls ungültig ist die Bewilligung des Heiligen Stuhles für eine Summe von mehr wie 10.000 Franken, wenn die anderen Schuldsommen nicht genau angegeben werden.

5. Kongregationen, religiöse Häuser, Institute u., welche keine Provinzial-, General- oder Lokräte haben, sollen innerhalb dreier Monate sich einen Verwaltungsrat wählen (*consilium vigilandae administrationis oeconomicae*). Das gleiche sollen die Klöster und Häuser tun, welche selbständig sind und kein vom Kapitel frei gewähltes Konzilium haben. Die gewählten Verwaltungsräte bleiben drei Jahre im Amte und sollen 4 sein in Klöstern oder Häusern mit 12 Insassen, wenigstens 2 in den anderen.

6. Die Stimmen, um die es sich in Kap. 1 handelt, sind in jedem einzelnen Falle einzufordern; die Abstimmung ist geheim und deliberativ, nicht bloß konsultativ. Die Erlaubnisbewilligungen aber auf Grund der

Abstimmung sind schriftlich zu geben und von den Oberen und allen seinen Räten zu unterschreiben.

7. Dem Provinzialrat, Generalrat usw. sind alle Schriftstücke, die irgendwie von Bedeutung sein können, bei Einholung der Erlaubnis vorzulegen, der Obere oder der Dekonom sind dafür im Gewissen verantwortlich. Alle diese Dokumente sind den Räten vorzulegen.

8. Keine Neugründung oder Erweiterung, oder Neubau soll erfolgen, wenn die dazu erforderliche Geldsumme nicht schon bereit ist, sondern Schulden deswegen gemacht werden müssen; auch dann nicht, wenn das Grundstück oder die Baumaterialien, oder ein Teil des Gebäudes geschenkt werden; gleichfalls genügt nicht das Versprechen von Wohltätern, Geld zu geben, weil derartige Versprechungen oft nicht gehalten werden, zum schweren, materiellen und spirituellen Nachteil der Religiosen.

9. Für die Investierung von Geld, Einkünften zc. ist das Gutachten des Beirates in jedem einzelnen Falle einzuholen; dem Beirat ist über alle dabei in Betracht kommenden Umstände Aufklärung zu geben. Dasselbe gilt, wenn eine Veränderung der Investierung vorgenommen wird.

10. Alle Bestimmungen über die Aufbewahrung des Geldes, der Visitation des Geldschranks, der Schlüssel usw. zu demselben sind, soweit sie der vorliegenden Instruktion nicht widersprechen, genau einzuhalten. Ist eine geordnete Administration nach den Statuten nicht vorgeschrieben, dann soll sie baldmöglichst eingeführt werden. Die Vorschriften betreffen sowohl Männer- wie Frauenklöster.

11. Grundstücke, Legate oder irgendwelche Güter, welche in irgend einer Weise mit Meßstiftungen belastet sind, dürfen niemals, auch nicht für kürzeste Zeit, mit Schulden belastet werden. Außerdem dürfen Meßgelder, von denen die Messen noch nicht gelesen sind, weder teilweise noch im ganzen ausgegeben werden, sondern sind ungeteilt aufzubewahren. Hier sollen die Oberen und Beiräte mit ganz besonderer Wachsamkeit vorgehen.

12. Genau sind die Vorschriften zu beachten, welche die Mithgift der Schwestern betreffen. Die Kapitalien derselben dürfen nicht, auch unter keinem Vorwande, angegriffen werden, so lange die betreffenden Klosterfrauen leben; ist in einem außerordentlich wichtigen Falle die Mithgift einer Schwester zu veräußern, so ist die Erlaubnis des Apostolischen Stuhles dazu zu erbitten.

13. Schenkungen, auch unter dem Titel von Almosen oder Beihilfen, sollen nur unter den vom Hl. Stuhl vorhergesehenen Bedingungen erfolgen, und zwar nach Maßgabe der betreffenden Konstitutionen ist die Summe vom Kapitel oder, falls dieses nicht da ist, vom General-Obern mit seinen Räten gesetzlich zu bestimmen.

14. Alle hier vorgemerkten Bestimmungen betreffen nicht nur die Orden, Kongregationen und Institute von Männern, sondern auch der Frauen. Die Verlezer der Vorschriften werden bestraft, und wenn in einem Falle das Einholen der Bewilligung des Apostolischen Stuhles notwendig war, verfallen sie von selbst den Strafen, wie die Veräußerer der Kirchengüter.

Gelübde der Nonnen. Die S. Congr. De Religiosis erklärte 1. die feierlichen Gelübde der Klosterfrauen, welche ohne abgelegtes Triennium und einfache Gelübde nach dem 3. Mai 1902 abgelegt sind, sind ungültig. 2. Die abgelegte feierliche Profess gilt auch nicht als einfache und 3. alle Schenkungen, Renuntiationen der Nonnen in Hinsicht auf die Profess sind ungültig und können zurückgefordert werden. (S. C. De Rel. d. d. 30. Jul. 1909.) (Aufnahme von Postulanten als Ordensmitglieder.) Ohne besondere Erlaubnis des Apostolischen Stuhles, unter Strafe der Nullität der Profess dürfen künftighin weder zum Noviziat, noch zur Ablegung der Gelübde zugelassen werden 1. diejenigen, welche aus Kollegien, auch Laienkollegien, wegen schlechter Sitten oder wegen anderer schwerer Vergehen (crimina) ausgeschlossen sind.

2. Diejenigen, welche aus Seminarien, geistlichen oder religiösen Erziehungsanstalten aus irgend einem Grunde weggeschickt worden sind.

3. Diejenigen, welche, sei es als Professoren, sei es als Novizen von irgend einem anderen Orden oder Kongregation weggeschickt worden sind; oder als Professoren Dispens von den Gelübden erlangt haben.

4. Die als Professoren oder Novizen in einer Ordensprovinz aus dieser weggeschickt wurden, nun in eine andere, demselben Orden oder Kongregation gehörige Provinz wieder aufgenommen zu werden wünschen. (S. Congr. De Relig. d. d. 7. Aug. 1909.)

Verwaltung von frommen Stiftungen. Können Priester oder Laien ohne Vorwissen des Ordinarius Legate für fromme Stiftungen empfangen, dieselben verwalten und die Verpflichtungen derselben erfüllen lassen? Auf diese Frage gab die Konzilskongregation den Bescheid, daß die Verwalter solcher Stiftungen so bald als möglich dem Bischof von dem Bestehen des Legates Mitteilung zu machen haben, weil dieser das Recht hat, darüber zu wachen, daß die Stiftung ihrem Zweck gemäß verwandt wird. (S. Congr. Concil. d. d. 7. Aug. 1909.)

Gebrauch der palaeoslavischen, glagolitischen Sprache in der Liturgie. Die Ritenkongregation hatte schon am 18. Dez. 1906 ein längeres Dekret über den Gebrauch der altslavischen Sprache beim Gottesdienst erlassen, der jetzt in den Acta S. Sedis veröffentlicht wird. In nachfolgendem sind einige der Hauptpunkte mitgeteilt.

1. Das Privilegium, die altslavische Sprache in der Liturgie zu gebrauchen, ist ein lokales, kein persönliches; deshalb kann die altslavische Sprache in Kirchen, wo dieses Privileg nicht besteht, auch nicht gebraucht werden.

2. Ein Verzeichnis der Kirchen, in denen das Privileg zu Recht besteht, ist anzulegen. Keinem, sei es Regular-, sei es Säkular-Priester, ist es erlaubt, in anderen Kirchen die slavische Sprache einzuführen, versucht er es, so unterliegt er ipso facto der Strafe der Suspension, bis er Verzeihung vom Apostolischen Stuhle erhalten hat.

3. Nur vom Apostolischen Stuhle approbierte Bücher dürfen beim Gottesdienst gebraucht werden, alle anderen sind verboten. Auch für die Spendung der Sakramente und Sakramentalien muß das Rituale approbiert sein.

4. Ein lateinischer Priester, der in einer slavischen Kirche funktionieren muß, ist gehalten, das Hochamt und die Horen in slavischer Sprache zu halten, dagegen darf er bei der Privatmesse und dem Breviergebet der lateinischen Sprache sich bedienen. Umgekehrt muß ein slavischer Priester in einer lateinischen Kirche sich auch bei der Privatmesse, nicht beim Breviergebet, der lateinischen Sprache bedienen.

Auch Privatmessen dürfen von lateinischen Priestern in slavischen Kirchen gelesen werden, nicht dagegen umgekehrt.

5. In Kirchen mit slavischem Ritus müssen auf Verlangen der Gläubigen Taufe, Ehe und alle anderen Sakramente auch in lateinischem Ritus gespendet werden, und zwar auch öffentlich, das gleiche gilt von den Gebeten bei den Begräbnisfeierlichkeiten.

Addenda in Martyrologio Romano. Die 27 Januarii.

Ad calcem elogii sancti Joannis Chrysostomi, post verba „conditum fuit“ addatur:

Hunc vero praeclarissimum divini verbi praeconem Pius Papa X oratorum sacrorum coelestem patronum declaravit atque constituit.

Die 6 Martii.

Primo loco legitur:

Sanctarum Perpetuae et Felicitatis martyrum, quae Nonis Martii gloriosam martyrii coronam a Domino receperunt.

Die 6 Martii.

Ad calcem elogii sanctarum Perpetuae et Felicitatis, post verba „sub Severo principe“ addatur:

Sanctarum vero Perpetuae et Felicitatis festum pridie huius diei recolitur.

Die 15 Martii.

Ultimo loco legitur:

Vindobonae in Austria, sancti Clementis Mariae Iöbsbauer, sacerdotis professi congregationis sanctissimi Redemptoris, plurimis in Dei gloria et animarum salute promovenda ac dilatanda ipsa congregatione exantlatis laboribus insignis: quem virtutibus et miraculis clarum Pius X Pontifex Maximus in Sanctorum canonem retulit.

Die 23 Martii.

Ultimo loco legitur:

Barcinonae in Hispania, sancti Josephi Oriol presbyteri, ecclesiae s. Mariae Regum beneficiarii, omnigena virtute ac praesertim corporis afflictione, paupertatis cultu atque in egenos et infirmos caritate celebris: quem in vita et post mortem miraculis gloriosum Pius papa X Sanctorum numero accensuit.

Die 3 Decembris.

Ad calcem elogii s. Francisci Xaverii, post verba „hac die celebratur“, addatur:

Pius vero papa X ipsum beatum virum sodalitati et operi propagandae Fidei coelestem patronum elegit atque constituit.

(S. Rit. Congr. d. d. 10 novembris 1909.)

Kirchliche Zeitläufe.

Von Professor Dr. M. Hiptmair.

Der Fall Ferrer und das Buch von Professor Donat. — Der Schulkampf in Frankreich und der französische Episkopat. — Kulturkampfstimmung in Deutschland. — Der Zentrumsstreit und seine Bedeutung.

1. Während in Europa der Ferrer=Wahnsinn tobte, erschien in Innsbruck ein Buch: „Die Freiheit der Wissenschaft. Ein Gang durch das moderne Geistesleben“¹⁾ von Dr. Josef Donat S. J., Professor an der Universität Innsbruck. Das ist ein interessantes Zusammenreffen, denn es ist gewiß, die Ferrer=Tat und das moderne Geistesleben verhalten sich zueinander wie die Praxis zur Theorie; man darf sie also im Zusammenhange betrachten. Die Ferrer=Tat ist die Frucht des Liberalismus, denn der Sozialismus und die letzte Stufe desselben, die Anarchie, sind Kinder des Liberalismus. Und das moderne Geistesleben hat gleichfalls seine Quelle im Liberalismus, der keine Schranke kennen will, der den Menschen unabhängig macht von jeder höheren Autorität, ihn erhebt zu einem absoluten, nur diesseitigen Wesen und ihm die Autonomie in allen Beziehungen zuerkennt. Eritis sicut Deus. Diese Erhebung des Individuums muß naturnotwendig zum Kampfe gegen jede Gliederung in der menschlichen Gesellschaft, gegen jede politische und kirchliche Obrigkeit treiben, und wo die Umstände es gestatten, bricht dieser Kampf auch los; daß er noch nicht allerwärts tobt, ist der Inkonsequenz und dem Egoismus des modernen Menschen zuzuschreiben. Die beati possidentes haben noch Machtmittel genug, ein allgemeines Entbrennen niederzuhalten. Es genügt ihnen, selber in den Freiheitsideen zu leben und zu schwelgen. Sie gönnen den anderen die Freiheit von Religion und Glauben, von gewissen Sittengesetzen und der Kirche, im übrigen aber bleibt die Freiheit versagt. Professor Donat behandelt in seinem Buche die Freiheit, wie sie heute besonders in der wissenschaftlichen Welt herrscht, er scheidet die rechte von der falschen, und zeigt die bitteren Früchte, die letztere hervorbringt, wie die glaubenslose Wissenschaft die größte Gefahr für die gesamte Menschheit ist, wie sie die höchsten Güter gefährdet. Man studiere dieses herrlich geschriebene Buch. Es dient vortrefflich zum Verständnis der heutigen Welt, und der Fall Ferrer, den wir nun besprechen müssen, bildet eine merkwürdige Illustration dazu.

Ferrer war 1859 zu Abella als Kind kleiner Winzerleute geboren. Die Schulbildung des Knaben wird als mangelhaft angegeben; trotzdem besaß er große Vesselust, war aber leider in der Auswahl der Lektüre unglücklich, denn er bekam nur sozialistische und anarchistische Bücher in die Hand, wodurch er Anarchist und Atheist wurde. Mit zwanzig Jahren trat er in den Dienst der nordspanischen

¹⁾ Druck und Verlag von Felician Rauch (Karl Pustet) S. 494, geheftet Kronen 4.80, gebunden Kronen 5.80.

Eisenbahn und brachte es bis zum Kontrollbeamten. Nachdem er 1885 am unglücklichen Aufstande des Generals Villacampa teilgenommen, floh er mit seiner neuvermählten Frau nach Frankreich, wurde Sekretär des Republikaners Zorilla und Weinagent, und nachdem er sich kurze Zeit wieder in Spanien als Mandolinenspieler aufgehalten, kehrte er abermals nach Paris zurück, wo er sich zunächst von seiner Frau scheiden ließ, die ihm einen Sohn und zwei Töchter gegeben hatte. Er wirkte sodann als Lehrer der französischen Sprache und führte ein keineswegs rechtsschaffenes Leben mit verschiedenen Schülerinnen. Eine davon war Jeanne Ernestine Meunier, die ihn zum Erben eines großen Miethauses einsetzte. Manche sagen, er habe ihr vorgespiegelt, daß er ein großes Asyl für verwahrloste Kinder gründen wolle, wozu sie ihm ihr Vermögen vermachte, manche aber geben an, sie sei von seinen anarchistischen und atheistischen Ideen so eingenommen gewesen, daß sie den Plan faßte, ihm die Mittel zur Propaganda zu gewähren. Im Jahre 1901 starb das Fräulein und Ferrer eilte drei Jahre später mit der Erbschaft von mehr als 700.000 Franken nach Barcelona zurück und gründete die „Modernen Schulen“ zur Verbreitung anarchistischer Ideen. 1906 fand das Attentat auf König Alfons an seinem Hochzeitstage statt und Ferrer war dabei beteiligt, ging aber straflos aus. Jetzt aber schloß die Regierung 121 Schulen, die von ihm gegründet worden und in denen Königsmörder erzogen wurden. Nebst den Schulen benützte Ferrer einen schwunghaften Buchhandel, durch den er anarchistische Flugchriften unter das Volk brachte.

So kam der Juli dieses Jahres heran und da brach in einem Teile Kataloniens, insbesondere in der Stadt Barcelona, die Revolution aus, die vom 25. bis 29. große Greuel verübte. Es wurden 48 Kirchen und Klöster in Asche gelegt und 130 Personen getötet. Der Kapiteibikar von Barcelona schreibt: „Die ruchlose Hand der Feinde Gottes hat eine große Anzahl von Pfarrkirchen, Klöstern und Zentren der katholischen Propaganda in Barcelona und der Diözese in Brand gesteckt. Infolgedessen ist das Pfarrleben von hunderten und tausenden Gläubigen gestört. Eine große Anzahl von Welt- und Ordenspriestern, von Mönchen und Nonnen sind in brutaler Weise aus ihren friedlichen Heimen gerissen worden, deren Plünderung und Zerstörung sie mitansehen mußten. Sie leben in der größten Not; tausende von unschuldigen Kindern sind ohne Unterricht, ohne Asyl und ihrer christlichen Schule beraubt.“ Und der Urheber dieser ruchlosen Taten war Francesco Ferrer. Die Bevölkerung sowie die Behörden wußten es. Alle forderten seine Bestrafung. Da aber erhob sich plötzlich eine geheime Macht zu seinem Schutze. In der Presse und überall suchte man den Ausbruch der Revolution dem Volksunwillen zuzuschreiben, der wegen des marokkanischen Feldzuges herrschen sollte; man gab vor, das Volk sei gegen die Klöster aufgebracht, weil einige zur Beschaffung ihres Lebensunterhaltes sich industriellen Unter-

nehmungen hingegeben; endlich behauptete man, Ferrer sei gar nicht zur Zeit der Revolution im Lande gewesen. Es war umsonst. Die Behörden bemächtigten sich des gefährlichen Mannes, brachten ein erdrückendes Beweismaterial für dessen Schuld zustande, machten ihm den gesetzmäßigen Prozeß, das Schuldig wurde vom Militärgerichte gesprochen und das Todesurteil am 13. Oktober in der Festung Montjuich vollzogen.

Nun aber geschah etwas, worüber ganz Europa sich schämen muß. Es gerieten nicht bloß die Sozialisten und Anarchisten in Wut, nahezu die ganze liberale Welt gebärdete sich wie toll und beseffen. Der spanischen Regierung wurde, ohne Kenntnis der Prozeßakten, Justizmord vorgeworfen, der Mordbrenner Ferrer, dessen Privatleben schmählich, — er stieß Frau und Kinder ins Elend und prakte mit einer Konkubine, — dessen öffentliches Leben eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft, wurde als Märtyrer der Gedankenfreiheit und Held gepriesen, man regte die Errichtung von Monumenten an, selbst vor dem Vatikan, man wollte Straßen nach seinem Namen benennen, Hochschulprofessoren erhoben sich von ihren Kathedern und legten zu den Füßen des Mörders flammende Proteste als Lorbeerfränze nieder, die jüdische Presse stieß den Alarmruf aus und mit demselben Nachwandlergehorsam, sagt jemand, mit dem die öffentliche Meinung im Falle Dreyfus einschwenkte, machte sie die Entrüstung wegen Ferrers mit. Blind, willenlos strömte die Menge dahin. Auch die „Intellektuellen“ stürzten eilends daher, noch in der Nachtmütze, um nur ja nicht den Anschluß zu versäumen. Sogar der Goethebund ist vom Schlafe erwacht und trompetete unter Führung von Hermann Sudermann eine Versammlung zusammen. In Paris erhob sich der Pöbel an 50.000 Mann stark und die Polizei hatte Mühe, die Tobenden zu bändigen. Es kostete mehrere Menschenleben. In Italien hat man ihm zu Ehren 24 Stunden lang Generalstreik gespielt, in Neapel, Rom, Pisa, Livorno und anderswo wurde Feuer an die Kirchen gelegt, Priester wurden getötet, Bischöfe mit Steinwürfen verfolgt und gegen die Jesuiten ward getobt, als hätten sie Ferrers Hinrichtung auf dem Gewissen. Und hiemit sind wir bei dem Punkt, um den es sich eigentlich handelt. Der Sturm galt der katholischen Kirche. Die Kirche hat das spanische Gesetz, welches Revolutionäre vor das Kriegsgericht verweist, gewiß nicht gegeben, sondern der jetzige liberale Ministerpräsident Moret brachte es zustande; die Kirche saß nicht zu Gericht, sie vollzog nicht die Todesstrafe; der Heilige Vater wollte sogar zu Gunsten des Schuldigen Fürsprache einlegen, und doch saukten auf sie die gewaltigsten Schläge nieder. So wollte die internationale Voge den Ferrerfall ausnützen, und die Andersgläubigen halfen getreulich mit, bis das Schulprogramm und der blutrünstige Revolutionsaufruf Ferrers sowie die Prozeßakten veröffentlicht wurden. Solche Dokumente mußten freilich selbst die ärgsten Schreier zum Schweigen bringen, sie werfen aber auch auf

die Lage in Spanien ein nicht gar reines Licht. Man fragt mit Recht, warum hat die Regierung die anarchistischen Schulen Ferrers so lange geduldet? Die Antwort ist, in Spanien hat der Liberalismus schon längst das Schulwesen verdorben; das heutige Spanien ist nicht mehr das alte katholische Spanien. Das deutet auch der Thronprätendent Don Jaime an in einer Proklamation, die er kürzlich erließ und in der er unter anderem sagt: „Die soziale Ordnung ist bis in ihre Grundfesten bedroht, nicht so sehr durch das verwerfliche Treiben der Anarchisten, sondern durch die Feigheit der Machthabenden, die mit ihnen paktieren, um ihre Existenz zu retten und ihren egoistischen Interessen zu dienen.“ Hoffen wir aber, daß die Herbstereignisse beitragen, einen besseren Geist wieder zur Herrschaft zu bringen. Die in Barcelona verübten Greuel fanden im eigenen Lande doch nur bei den Sozialisten und Anarchisten Widerhall. Die Hochschüler Barcelonas richteten einen schönen Protest mit 1009 Unterschriften an den Regierungspräsidenten, in welchem sie ihre Entrüstung gegen die barbarischen Zerstörer von Kirchen und kunstvollen Bauwerken, von Bibliotheken und Archiven, gegen die Feinde der sozialen Ordnung und schlecht verstandene Freiheit aussprachen.

2. Der Schulkampf in Frankreich. In Frankreich gibt es Staatsschulen und Privatschulen. Die Privatschulen sind durch das Trennungsgesetz erlaubt und die Kirche macht nach Möglichkeit von dieser Erlaubnis Gebrauch. In den Staatsschulen herrscht der antichristliche Geist und treibt sein Unwesen auch in den Lehrbüchern. Daher sahen die Bischöfe sich genötigt, den Gebrauch der glaubensfeindlichen Bücher für die katholischen Kinder zu verbieten und ihre Stimme zum Schutze des religiösen Unterrichtes zu erheben. Damit war das Signal zum Kampfe gegeben. Denn die Machthaber der konfessionslosen Republik dulden nichts, was zu Gunsten der Religion unternommen wird, und sahen in den Weisungen des Episkopates einen Angriff auf die Staats- oder „Laienschule“. Der Ministerpräsident Briand mobilisierte sofort die Lehrerschaft, und diese, gefügig wie sonst nie, machte den Bischöfen einen Kollektivprozeß. Die Lehrerschaft ist in Verbände vereint und zählt ungefähr 190.000 Mitglieder. Die Klage wurde beim Zivilgericht anhängig gemacht und lautet auf Schadenersatz; die Lehrer wollen durch den Schritt der Bischöfe moralischen und materiellen Schaden erlitten haben, für den sie von jedem Bischof 5000 Franken zu Gunsten der Schulkassen verlangen. Wie die Lehrer, wollen auch die Verfasser der verbotenen Bücher die Bischöfe auf Schadenersatz klagen. Um einen Gegenschlag zu führen, hat der Familienväterverband eine mit 100.000 Unterschriften versehene Petition gegen den Staatsdespotismus in der Schule bei der Kammer eingereicht. Dagegen erhebt sich aber wieder die Unterrichtsliga, auf die sowohl die Regierung sowie die Radikalen ihre Hoffnung setzen, und die aus 40.000 in allen Provinzen

befindlichen Vereinen mit 600.000 Mitgliedern besteht, um den Schritt der Elternverbände unwirksam zu machen. Inzwischen hat man eingesehen, daß die Kläger einen Fehltritt gemacht haben. Die Klage wurde wegen Formfehler abgewiesen. Die Welt sieht, daß die Bischöfe für die Gewissensfreiheit, für das Elternrecht, für das Recht der Religion Jesu Christi gegen den heidnischen Staatsabsolutismus mutig sich erhoben haben. Die Kinder gehören den Eltern und in Bezug auf Religion auch der Kirche, aber nicht dem Staat, der eine andere Aufgabe hat. Daß die Bischöfe vereint für diese Rechte eintreten, ist eine Frucht des Trennungsgesetzes. Sie fühlen sich nicht mehr als Bischöfe von Regierungs Gnaden, wie ehemals so viele, und gehen jetzt aus der ängstlichen Reserve heraus, der sie zur Zeit des Konkordates huldigten. Wagt daher die Regierung heute einen Kulturkampf, so findet sie eine andere Macht als Gegnerin wie zuvor. Die Halbheiten und Verschwommenheiten der früheren Zeit verschwinden, die katholische Energie beginnt zu erwachen. Auf dem Kongreß in Mecheln sagte der Bischof von Orleans, Msgr. Touchet, die Trennung sei ein Segen für die Kirche Frankreichs geworden. Sie habe wieder Männer geschaffen, die für die heiligsten Güter streiten.

3. In Deutschland bedroht der Protestantismus die katholische Kirche. Der Evangelische Bund macht echte, rechte Kulturkampfstimmung. In seiner Generalversammlung zu Mannheim führte der geschäftsführende Vorsitzende, Reichstagsabgeordnete Overling, eine Sprache, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig ließ. Die Existenz des Zentrums bildet das rote Tuch, das die Leute nicht mehr schlafen läßt, das sie in Wut versetzt. „Was kennzeichnend für unsere innerpolitische Lage ist: durch die Zentrumsparthei sind die Weltanschauungskämpfe zwischen Rom und Wittenberg von dem Gebiet des geistigen Wettkampfes auf den Schauplatz des politischen Machtkampfes verlegt worden,“ sagte der Redner. „Das Zentrum benützt politische Macht, um die kirchenpolitischen Ansprüche des unduldsamen Ultramontanismus auf allen Lebensgebieten durchzusetzen.“ Deshalb muß ein großer deutsch-evangelischer Volksbund organisiert werden, der ultramontanen Gefahr muß entgegengetreten werden. Die 400.000 Mitglieder sind die Armee des Bundes. Im letzten Jahre fanden weit über tausend Versammlungen statt, mehr als fünf Millionen Bundesblätter wurden ins Volk hinein versendet; die vom Bunde unterstützte Zeitungskorrespondenz führte der Presse tausend Artikel zu; Broschüren, Flugblätter, Wartburghefte, Volkskalender etc. förderten das protestantische Interesse; mehr als 300.000 Mark wanderten in die Diaspora hinaus, um die Sache des Bundes zu heben. „Im kommenden Winter,“ sagte der Redner, „muß der Zorn der Erregung sich wandeln in die Kraft der Energie, die für unsere Sache wirkt. Die wirtschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit, so erforderlich sie sind, dürfen die Hochziele unserer Geisteskultur nicht

verwirren. Unser Bund muß ein Mahner und Erzieher sein, damit nicht um eines wirtschaftlichen Linsengerichtes wegen das Erstgeburtsrecht unserer hohen Lebensideale verkauft werde.“ Man bläst also zum Kampfe gegen die Katholiken im Namen der protestantischen Geisteskultur. Daß ein anderer Kampf um eine andere wirkliche Kultur, nämlich der Kampf gegen die Unsitlichkeit, ein Kampf um die Tugend zu führen wäre, das verstehen die Herren nicht. Sie hassen eben den Katholizismus bis zur Unzurechnungsfähigkeit. Was die deutschen Bischöfe im vorigen Jahre in ihrem Hirtenbriefe gegen das Laster der Unzucht angeregt, das findet bei ihnen keinen Widerhall. Und doch, wie notwendig, wie hoch an der Zeit wäre ein gemeinsamer Kampf. Wir lasen erst kürzlich: „Wie entsetzlich es in sittlicher Beziehung um unser Volk, insbesondere um unsere heranwachsende männliche Jugend und zwar leider vor allem der höheren Stände steht, zeigt folgende amtliche Zusammenstellung. Unter 1000 Rekruten, die in den Jahren 1903 bis 1905 eingezogen wurden, waren geschlechtskrank aus Essen 12·4 Prozent, aus Düsseldorf 13·2, aus Aachen 13·8, aus Münster 16·4, aus Hannover 18·5, aus Köln 24·9, aus Leipzig 29·4, aus Hamburg 29·8 und aus Berlin 41·5 Prozent. Im Jahre 1907 sind in Berlin geschlechtskrank gefunden von 100 Arbeitern 9, von 100 jungen Kaufleuten bereits 16, von 100 Studenten aber sogar 25. In der Reichshauptstadt war also ein Viertel aller Studenten verseucht, d. h. von zirka 7200 Studierenden 1800 (!!!). Muß einen bei solchen erschrecklichen Zahlen nicht Entsetzen ankommen und man bange werden für die Zukunft unseres Volkes? Vor allem aber gilt es, daß die höheren Stände Buße tun und umkehren, ehe es zu spät ist.“

Auch auf dem deutschen Protestantentag in Bremen stieß man in die Posaune gegen die katholische Kirche. Der bekannte Graf Hoensbroech wünschte Trennung von Kirche und Staat und Pfarrer Traub aus Dortmund begehrte den Kampf gegen den Ultramontanismus. Zwar wollte er aus leicht begreiflichem Grunde nicht den alten Kulturkampf, aber er möchte einen Kampf in der Schule. Damit die Katholiken keinen Anspruch machen könnten auf katholischen Religionsunterricht in der Schule, schlug er vor, daß auch die protestantische Kirche darauf verzichte und den Religionsunterricht dem Staate überlasse. Der religiöse Protestantismus müsse sagen: Wir verzichten in unserer Kirche vollständig auf die Schule, damit die andere Kirche nicht das Recht hat, die Hand darauf zu legen. Der Religionsunterricht gehört gewiß in die Schule aber nicht als christliches Fach, sondern als Staatsfach.“ Tatsächlich hat auch schon ein deutscher Bundesstaat dieses Prinzip angenommen. Die Meiningische Staatsregierung nämlich hat die Trennung der Kirche von der Schule auf die Tagesordnung gesetzt, indem sie das kirchliche Aufsichtsrecht über den Religionsunterricht beseitigte. Oberhofprediger Braun trat für den Regierungsentwurf ein mit der Be-

gründung, daß Religion Volksache sei und der Staat den Religionsunterricht erteilen lasse. Die Losung des Tages könne nur lauten: Los vom konfessionellen Religionsunterricht! So wurde der Entwurf Gesetz. In Zukunft wird es also auch Messer ohne Klinge geben. Was bei der Lutherfeier in Wittenberg Pastor Roese gegen die katholische Kirche gesprochen, grenzt an Raserei. Aus allem aber ergibt sich, daß die Katholiken mit vereinten Kräften den anrückenden Feind empfangen müssen. Die Lage ist nicht rosig, sie erheischt die größte Aufmerksamkeit und vollständige Kriegsbereitschaft. Befinden sich die Katholiken Deutschlands in dieser Verfassung? Wir wollen es hoffen, können aber nicht verschweigen, daß manche Anzeichen zu Beängstigungen Anlaß geben, ja daß selbst manche Deutsche eine Katastrophe befürchten. Köln und Münster sind die vulkanischen Orte, aus denen ein Ausbruch stattfinden könnte. Von Münster kam die Inderbewegung, von Köln der sogenannte Zentrumsstreit, der gewaltige Aufregung hervorgebracht hat. Es ist bekannt, daß die „Kölnische Volkszeitung“ Wege geht, die nicht von allen gebilligt werden. Sie hat wohl einen sehr großen Anhang, aber auch sehr viele Gegner im katholischen Lager. Und auf dem Boden dieses Gegensatzes wuchs nun der sogenannte Zentrumsstreit heraus. Um was es sich eigentlich dreht, sagt Dr. Kaufmann in der Apol. Rundschau, indem er schreibt: „Die Veröhnung des Katholizismus mit der modernen Kultur ist das wichtigste Problem, das die Katholiken der Gegenwart zu lösen haben. Soll dieser Ausgleich auf dem Boden eines allgemeinen interkonfessionellen Christentums stattfinden oder auf katholischer Grundlage? Das ist die springende Frage, auf die es im Streit Bachem-Bitter in letzter Linie ankommt“. Julius Bachem ist der geistige Leiter der „Kölnischen Volkszeitung“. Er empfiehlt interkonfessionelle Organisationen für viele Fragen der Politik, Volkswirtschaft und Kunst, die unmittelbar mit Religion nichts zu tun haben und lehnt konfessionell abgeschlossene Bestrebungen ab. Das Zentrum ist eine politische, nicht konfessionelle Partei. In diesem Sinne hat Bachem den Artikel: „Wir müssen aus dem Turm heraus!“ in den „Hist. pol. Blättern“ (1. März 1906) geschrieben und in diesem Sinne wirft er in der Presse. Dem gegenüber gibt es aber eine bedeutende Gegenströmung, die den Interkonfessionalismus als ein Unding, als einen logischen Unsinn ablehnt und ein allgemeines Christentum nicht gelten läßt. Der deutsche Katholik muß dem ganzen Kulturleben das katholische Gepräge geben und erhalten, die katholische Weltanschauung müsse alles Tun und Streben beherrschen. Der Interkonfessionalismus führt zur Trennung von Kirche und Staat und zu französischen Zuständen. Vertreter dieser Anschauung ist der Abgeordnete Bitter, sowie Roeren u. a. Am Osterdienstag (13. April) dieses Jahres veranstalteten die Anhänger dieser Richtung in Köln eine Konferenz, um ihre Haltung der Gegenpartei gegenüber zu bestimmen. Was da besprochen und beschlossen wurde, übergab ein Pseudonymus Athanasius in

Form eines Protokolls der Öffentlichkeit. Demgemäß hätte die Konferenz erklärt: „Das Zentrum ist eine interkonfessionelle, politische Partei. Doch ist gegenüber den Tendenzen Julius Bachems und der „Kölnischen Volkszeitung“ an der Auffassung Windthorst festzuhalten, damit nicht die Partei in Interessentengruppen zerfalle“. Der zweite Leitsatz, den die Konferenz nach Angabe des Pseudonymus aufstellte, betraf die christliche Gewerkschaftsbewegung, und der dritte betraf den katholischen Volksverein, der in Anbetracht seiner eminent angewachsenen Bedeutung eines engeren organisatorischen Anschlusses an den Episkopat bedürfe. Nach der Angabe des Pseudonymus erblickten die Konferenzteilnehmer in der Bachem'schen Richtung den vom Papste verurteilten Modernismus. Es soll gesagt worden sein: „Der Modernismus hat in Deutschland seine Quelle. Die Protestantisierung der katholischen Kirche ist seine innerste Idee. Das ist auch die vielleicht unbewußte Tendenz der Bachem'schen Bewegung“, „Unsere Kultur hat eine christliche Seele. Diese christliche Seele wollen die Modernisten ihr rauben. Es handelt sich, das ist der Grundgedanke der modernen Strömung, um die Auscheidung des katholischen Christentums aus einzelnen Fragen und Gebieten, es handelt sich um eine stille Säkularisierung der gesamten Kultur“. Da nun der Streit im eigenen Lager höchst bedauerlich und schädlich ist, sucht man den Frieden herzustellen, und erklärt Doktor Kaufmann in der Apol. Rundschau, es seien eigentlich doch nur Mißverständnisse auf beiden Seiten die Quelle des Zerwürfnisses, die sich leicht beseitigen ließen. Es dürfte zu bemerken sein, daß die Fragestellung — ist das Zentrum eine konfessionelle Partei oder nicht — unglücklich und falsch ist, und daß zum Teil daraus die Verwirrung herkommt. Das Zentrum ist eine politische Partei. Ihr Verhalten aber zu den auftauchenden Fragen muß sich nach der Natur der Fragen selbst richten. Berühren diese Religiöses, so ist das Verhalten nach den Grundsätzen der Religion, also der katholischen Weltanschauung, einzurichten; berühren sie gemischte Angelegenheiten, z. B. Ehe, Schule und dergleichen, so muß sich die Haltung nach den Beziehungen richten, die diese Fragen zu Kirche und Staat haben; handelt es sich um rein weltliche Dinge, so genügt es, daß die Behandlung und Entscheidung nicht gegen die katholische oder christliche Weltanschauung erfolgt. Eine andere Quelle des Mißverständnisses dürfte im Gebrauch der beiden Worte „christlich“ und „katholisch“ sein. Bachem gebraucht das erstere Wort, die Gegenpartei das zweite. Dr. Kaufmann fragt: „Welcher Unterschied ist zwischen beiden für einen Katholiken?“ und antwortet: „Keiner! Für den Katholiken ist eben der Katholizismus das Christentum, wie für den gläubigen Protestanten der orthodoxe Protestantismus das Christentum darstellt.“ Und trotzdem können die beiden Worte parteibildend sein und Anlaß zu Spaltungen geben, wie wir es leider auch in Oesterreich erlebt haben. Aber als eigentlichen Streitpunkt gibt Kaufmann an mit der Frage: „Wie steht es

mit der Partei als solcher, als ganzes betrachtet? Hier liegt der Streitpunkt. Muß nicht nur der einzelne Zentrumsabgeordnete, sondern muß die ganze Partei „im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung“ operieren?“ Darauf baute Bachem seine Preßfehde auf, das bekämpfte er und darin erblickten viele eine große Gefahr für die katholische Sache Deutschlands. Sie haben die Ueberzeugung, daß das gesamte Kulturleben Deutschlands das katholische Gepräge erhalten müsse. Der Katholik dürfe seine katholische Ueberzeugung im öffentlichen Leben nicht ablegen, die Religion sei das Intimste im Menschen und müsse seinem ganzen Tun und Streben die Signatur geben. Geschieht das nicht, so gelange er schließlich zum Interkonfessionalismus und darin bestehe die Gefahr. Nicht so denkt Bachem. Die „Christliche Welt“ wünscht den Sieg Bachems. Walther Köhler brachte in ihr einen bemerkenswerten Artikel mit der Ueberschrift: „Modernismus und Zentrum“. Die Protestanten stehen also auf der Seite Bachems.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Joh. G. Huber, Dechant und Stadtpfarrer in Schwanenstadt.

In der Einleitung des letzten Berichtes kam es zu einer Besprechung über Lektionen des Brevieres. Seither hatten wir wieder täglich mit unserem Breviere zu sprechen und hat es uns manches mitgeteilt, was recht ist und des Nachdenkens wert.

Es kommt mir vor, als könnte es nicht schaden, zu dem Letzten noch ein Seitenstück zu liefern, und zwar aus den Lektionen gegen Schluß des Kirchenjahres, aus dem Propheten Daniel.

In diesen werden uns aus der Regierungszeit dreier Könige von Babylon, unter welchen das Volk der Juden in Gefangenschaft war, einige denkwürdige Ereignisse vorgeführt: aus der Zeit des gewaltigen Nabuchodonosor, das große Wunder mit den Jünglingen im Feuerofen, aus der Zeit des leichtfertigen Lebemanns Baltassar das Ende eines wüsten Gelages mit dem Erscheinen des unheimlichen Mane, Thelchel, Phares und aus der Zeit des gutmütigen Königs Darius die Erzählung von Daniel in der Löwengrube.

Es ist uns Allen in Erinnerung, wie der zu großer Bedeutung gekommene Daniel eine Menge Reiber und Gegner fand und wie diese mit Darlegung wichtigster Gründe dem Könige zu beweisen wußten, daß Daniel als antidyastisch und staatsgefährlich beseitigt werden müsse, bis der König, um nicht verfassungswidrig zu handeln, dem Drängen nachgab und den Daniel der Löwengrube preisgab. Er glaubte zwar nicht an die Schuld und gab seinem Leidwesen Ausdruck in den Worten, die er noch an den Verurteilten richtete: „Dein Gott, dem du immer dienst, der wird dich erretten!“

Darauf ist ihm freilich aller Appetit und Schlaf vergangen, aber des anderen Tages in aller Gottesfrühe eilte er selbst zum Löwenzwinger und beim Eingang deselben rief er mit kläglichem Grimme: „Daniel! wie sieht's, meinst du, konnte dein Gott dich erretten von den Löwen?“ Und Daniel war unverfehrt und antwortete frisch und munter: „Noch lebe der Könia!“ und „Mein Gott hat seine Engel gesandt und den Rachen der Löwen verschlossen!“

Diese Könige, von denen die Schrift des Alten Testaments erzählt, — es scheint mir so — sie haben im Neuen Testamente ihre Nachfolger und diese sind nicht irgend welche gekrönte Häupter, sondern die aufeinanderfolgenden Zeitrichtungen, welche im Laufe der Weltgeschichte obenauf gekommen sind und wie gewaltige Wächthaber ihre Herrschaft ausüben.

Und Daniel ist das klare Vorbild des katholischen Klerus.

Es wäre nicht schwer — nur größeren Raum würde es beanspruchen den Nabuchodonosor aus der Geschichte der vergangenen Jahrhunderte heraus zu silhouettieren; allein näher liegen uns die beiden Weltbeherrscher der jüngsten Zeit, voran Baltassars Nachkomme, der kaum vierzigjährige König Liberalismus, dessen Thronbesteigung noch viele aus uns miterlebten, dessen Uebermut und Brählerei wir zur Genüge sahen und hörten, dessen hochmütiges Vorgehen gegen das, was uns heilig war, wir bitter zu fühlen bekamen.

Wie Daniel den Baltassar, so hat der katholische Klerus diesen Gewalthaber oft genug hingewiesen auf dessen Mene, Ihekel, Phares und es im richtigen Sinne gedeutet. Es ist für ihn die Nacht gekommen, in welcher es mit seiner Herrschaft zu Ende geht.

Ein anderer König ist im Vordringen, ein Nachfolger des Darius, eine Zeitrichtung, die auf ihrem Schilde auch das Wort „christlich“ führt, die einzutreten wagt für das, was der Vorgänger so gering schätzte: für Gott und für Jesu Christi Werk, die heilige Kirche.

Aber wie dem Könige Darius, treten auch seinem Nachfolger ganze Reihen von Gegnern unter die Augen und machen es genau, wie damals, dem Daniel unserer Tage: es widerhallt alle Welt vom Hasse und giftigen Angriffen auf den katholischen Klerus. Dieser muß als Feind aller gelten und als Urgrund alles Übels, ihm gebührt die Löwengrube! Einer nach dem andern, nicht selten auch schaarenweise, werden sie in die Löwengrube geworfen, müssen dort ihr Domizil haben oder auch zuständig werden.

Diese ist allbekannt, von allen Zeiten zugänglich und ist ihr Inneres für Aller Augen sichtbar, auch die Löwen, ihre gefürchteten Bewohner. In deren Mitte thront die Großmutter und Schwiegmutter unzähliger Wüstenkönige: die Voge. Rund um sie und ihres Blickes und Winkes gewärtig, lagern sie, die Lewi und Löwi und Barlewi und sperren in ihren Zeitungen und Zeitschriften den Nacken soweit auf, daß gleich die halbe Welt darin Platz fände; was erreichbar ist, darnach wird geschnappt und ist's gar ein Geistlicher oder der Gesamtklerus, so wehen sie tage- und wochanlang ihr Gebiß und fletschen die Zähne, und was in deren Bereich kommt, das wird zermalmt und der Leckerbissen und des Wohlbehagens ist kein Ende. Und muß noch für anderes Wildzeug genügend abfallen, für die Bestien, die außer dem Löwen Hegege herumlungern, wenn sie gleich in deren Diensten stehen.

Da trotzt so mancher Meister Pex aus der Gattung der Voraussetzungslosen und Wissenden aller Grade, die auf Grund der Forderung und Wissenschaft alles Religiöse und Geistliche als nicht existenzberechtigt erklären und die Beweise dafür aus ihrem eigenen Wissen saugen, wie der Bär das Fett aus seinen Tagen: da wählen im Moraste die Wildsäue, die Pornologen und Pornographen der modernen Literatur; es traben heran die rotgestreiften Hyänen

die vor Umsturz und Blutdurst triefenden Roten und Anarchisten unserer Zeit und die Schimpanfen und Paviane, die Heßprediger der „Los von Rom“-Menagerie, und die Macher vieler Vereine und Gesellschaften; diese und noch ganze Reihen ihrer Gesinnungsgenossen, sie schauen gierig auf jeden Gang an der Tafelrunde im Löwenkäfige und lecken nach jedem Bissen, der ihnen zugeworfen wird und bei dem Gelage wird die ganze Gesellschaft von Begierde und Genuß jangesfreudig und widerhallt alle Welt von dem Gebrülle wider die Pfaffen! Die „Pfaffen“ jagen sie, und wir sagen: es ist der Daniel des neuen Bundes, der Klerus der katholischen Kirche.

Das gläubige Volk hört und sieht den Spektakel in der Löwengrube mit Grauen an und bedauert die, welche derselben zugeführt werden und denkt, wohin wird das noch führen? Es kann sich und seine Priesterschaft mit nichts anderem trösten als mit dem Vertrauen: „Der Gott, dem du dienst, wird dich retten!“

Fürwahr, man sollte meinen, es müßten schon alle mit Haut und Haar verschluckt sein und könne keiner übrig bleiben von dem Andrang und der Freßlust so vieler Bestien. Kommt man aber an den Rand der Löwengrube, um nachzuschauen, so sieht man: der Klerus ist noch bei Leben und frischem Mute! Das ist schon lange so: Viele, die kräftig brüllten und wild angeprungen kamen, sie sind inzwischen eingegangen und die sie zu verschlingen gedachten, die verhasste Kirche und ihr Klerus, ist noch immer da und bei Kräften!

Es kann und wird nie anders sein, dieweil die Hand des Herrn, die damals den Daniel zu retten wußte vor dem Machen der Löwen, noch ebenso stark ist und wohl bewehrt wie immer!

Das ist unser Glaube und die feste Zuversicht für alle, die dem Klerus angehören und zu ihm halten. Das sei auch Trost und Kraft für uns Mitbrüder und unsere Genossen in der katholischen Mission aller Weltteile.

I. Asien.

Palästina: Die seinerzeit vom türkischen Sultan an den deutschen Kaiser gemachte Schenkung, Platz der Dormition S. Mariae erregt jetzt fanatische Reaktion der Moslim.

Die deutschen Katholiken, denen der Kaiser diesen Platz zugewiesen hatte, erbauten darauf eine schöne Kirche mit einem Glockenturme: als nun auch die Glocken dahin geschickt wurden, da wehrte sich die moslemitische Nachbarschaft gegen das Aufziehen und Läuten der Glocken und als Hauptgrund dagegen führt man an, daß durch das Geläute derselben sicher alle Frauen eine Frühgeburt zu erleiden hätten. Solches wird geglaubt und verteidigt!

Freudiges wird auch berichtet besonders über die gesegnete Tätigkeit der Borromäer- und anderer Ordensschwestern in den Anstalten in Jerusalem, Raifa, Nazareth usw. im Schul- und Krankendienste, wodurch auch der Mission großer Vorschub geleistet wird. (M. Empf. B. B.)

Mesopotamien. Den freudigen Berichten über das Hinneigen des Volkes zur katholischen Mission und über die daraus sich ergebenden günstigen Erfolge schließen sich von Zeit zu Zeit wieder andere an, die der Freude einen starken Dämpfer aufsetzen, nämlich die Meldungen über das Vordringen des Protestantismus.

Die katholische Mission ist immer in Geldnot, so daß ihr von Zeit zu Zeit das zeitweilige Auflassen einzelner Stationen passiert. Darauf lauern die Andersgläubigen und springen sofort dort ein.

So ist es z. B. jetzt im Gebiete von Dschebel-Tur, dessen Bevölkerung (35.000 Seelen) eigentlich schon der katholischen Mission gehörte, in neuester Zeit dazu gekommen, daß die Protestanten alle wichtigeren Orte mit ihren Schulen verlassen, mit gut besoldeten Lehrern und Lehrerinnen aus der protestantischen Anstalt Mard in besetzten. Diese Schulen zählen schon eine große Zahl an Schülern und Schülerinnen und rühren sich laut genug als Lockvögel für andere.

Solchem Andränge läßt sich nur gegenüberreten, wenn der katholischen Mission genug Mittel zur Verfügung gestellt werden, besonders zur Hebung ihres Schulwesens. (Trb. f. M.)

Borderindien. Die Mission der belgischen Jesuiten in Westbengalen feierte 1909 ihr 50jähriges Jubiläum. 1859 wurde die Mission eröffnet durch vier belgische und zwei englische Jesuiten.

Damals gab es kaum 15 000 Katholiken, jetzt sind es 92.500, dazu noch 86.950 Katechumenen! Die freudigsten Erfolge zeigten sich in der oft erwähnten Khol-Mission in Chota-Nagpur, welche derzeit in 18 Stationen 67.200 Katholiken und über 85.000 Katechumenen aufweist, sowie in 136 Schulen 5180 Kinder. (Trb. f. M.)

China. In Süd-Schantung ist die katholische Mission wieder an einem großen Werk tätig, dessen Plan schon einmal in einem Berichte angedeutet wurde.

In Tschoufu, dem Regierungssitz des gleichnamigen Bezirkes, besteht die Mission seit 15 Jahren, hat in der Stadt eine Christengemeinde und wurde im Umkreise im Laufe dieser Jahre so fleißig gearbeitet, daß schon 70 Christengemeinden bestehen, deren Zentralleitung in Tschoufu liegt. Bischof Anzer + wollte schon dort eine durchaus notwendige Kirche bauen, was aber infolge Geldmangels nicht zustande kam.

Nun läßt sich der Bau nimmer länger verschieben. P. Noyen, der Dekan für die umliegenden Gemeinden, mußte das Werk beginnen, den Bau einer S. Johannes-Piarrkirche, wofür er selbst den Plan entwarf und Tag für Tag an der Durchführung mitarbeitete. Missionshaus und Schule stehen schon fertig da; die Kirche soll in zwei Jahren fertig stehen. Das Volk tut hiezu an Opferwilligkeit das Mögliche; das Fehlende soll durch Almosen der Missionsfreunde ersetzt werden, weshalb Bischof Msgr Henninghaus inständig um Hilfe bittet.

In der Station Puoli starb Ende Juli 1909 der Vorsteher derselben, P. Rudolf Pieper, seit 1886 in der China-Mission tätig, dessen Tüchtigkeit und Eifer die Mission vieles zu verdanken hat. R. I. P. (Stdt. G.)

Hinterindien. Das Aussäzigenheim S. Johann bei Mandalay (Birma), das Werk des österreichischen Jesuiten P. Wehinger, hat sich so entwickelt und ausgestaltet, daß es eine Ehre für die Mission, ein Trost für das ganze Land genannt zu werden verdient.

Die Anstalt ist im Pavillon-System durchgeführt, dem modernen hygienischen Vorschriften entsprechend praktisch eingerichtet, peinlichst reinlich gehalten und sind derzeit 460 Aussäzige in Pflege. — Es scheint dies sehr viel, ist aber wie nichts im Vergleiche zu dem Bedürfnisse, da in Birma die Zahl der Aussäzigen auf 30.000 geschätzt wird.

Für die Mission ist diese Anstalt auch von großem Vorteile. Obwohl dort vorchristsmäßig alle, ohne Unterschied der Nation und Religion aufgenommen werden und grundsätzlich alles vermieden wird, was irgendwie den Anschein eines Zwanges haben könnte, als müßte der Kranke sich der christlichen Religion anschließen, so macht doch die hinopfernde Arbeit der Franziskaner-Schwester in der Krankenpflege, die Liebe, welche allen ausnahmslos zugewendet wird, so großen Eindruck auf die Patienten, daß bis jetzt noch jeder vor seinem Ende sich bekehrte und taufen ließ.

Ganz ähnlich entwickelt sich die Ausfägigen-Anstalt Kommend in bei Mangun in Süd-Birma, welche unter Leitung des P. Freynet steht, von demselben erbaut und eingerichtet wurde und derzeit auch 135 Ausfägige beherbergt. (Frb. I. M.)

Philippinen. Den Missionsgesellschaften z. B. Millhillern, Scheutveldern, Missionären vom heiligsten Herzen, welche in Erbarmung um das religiöse Elend sich zur Seelsorge bei diesem unglücklichen Volke herbeilegen und bereits in übervieler Arbeit sich hinopfern, haben nun auch die Stepler sich angeschlossen.

Diesen wurde ein Teil der Provinz Abra im Norden der Hauptinsel Luzon übertragen, wo noch die Aglipahaner und die überall sich vordrängenden protestantischen Missionäre allerlei Schwierigkeiten bereiten.

Die ersten Missionäre, die im Sommer 1909 dorthin kamen, sind: P. Bedert aus der Südchantung-Mission, als Vorgesetzter, und P. Johann Schliermann aus Stepl. (Stl. M. B.)

Ceylon: P. Kieger O. M. J. gibt interessante Aufschlüsse über die Lage der dortigen Mission. Zunächst weist er hin auf die großen Fortschritte in den letzten 20 Jahren, innerhalb welcher die Zahl der Katholiken, Kirchen und Schulen sich um das 4—6fache gehoben hat. Das Vorwärtsgen der Mission hat auch die Bildungsstufe des Volkes auffallend erhöht, sowie auch das religiöse Leben und das treue Standhalten der Bekehrten entschieden sich gehoben hat, besonders seit Einführung der Herz Jesu-Andacht, die so recht volkstümlich geworden ist.

Die Missionäre sprechen vielfach die Zuversicht aus: „Die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu wird Ceylon bald zu einem christlichen Lande machen!“

Selbstverständlich ist es, daß solchen Tatsachen gegenüber der Teufel sein Monopol dort nicht leichten Kaufes fahren lassen will.

Nur hat er es nicht not, seine unterirdischen Regionen ins Treffen zu führen; er hat auch dort, wie anderswo, unter der lebenden Menschheit Mannschaft und Charen genug, die seinem Kommando Folge leisten.

Es sind dort noch ganze Scharen von Anhängern des Buddhismus, die sich mehr und mehr organisieren, überall Vereine bilden, die sich zum Ziele setzen, eine Wiedergeburt Buddhas zustande zu bringen. Dazu werden die alten prunkvollen Feierlichkeiten, die schon ziemlich erloschen waren, wieder angefaßt, das Volk wird dazu angelockt und bei solchen Gelegenheiten wird die Blut des Hasses geschürt gegen alles fremde und neue, besonders gegen die katholische Religion. Die Zentrale dieser Bewegung ist die theosophical Society, eine fanatische Gesellschaft, die ihre Leute, auch weibliche Prädikanen, nach allen Orten zu Versammlungen ausschiedt und allen, die daran teilnehmen oder sich zur Aufnahme bereit erklären, gleich als Bedingung setzt, nie zur katholischen Religion sich wenden zu wollen, sondern dieselbe gründlich zu hassen und ihr jeden Widerstand entgegenzusetzen. Die Katholiken sollen von allem gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehre ausgeschlossen sein, ja das Wasser der Brunnen

soll man ihnen verwehren! Dieses geschieht nicht vergeblich, die Bewegung greift um sich und die Lage der Mission wird tatsächlich bedenklich schwierig. (Mar. Smac.).

Sie zeigt aber kein Zagen, arbeitet furchtlos weiter und es gelingt ihr trotz aller Untriebe, von Jahr zu Jahr mehr Leute für sich zu gewinnen. Gottes Hand ist stärker als des Teufels Krallen und sie wird sein Werk in seinem Schutze halten, daß das Kind der Bosheit ihm nichts anhaben möge!

II. Afrika.

Ägypten. In Alexandrien feierten 1909 die Borromäer-Schwestern ihr 25jähriges Dienstjubiläum in Afrika. 1884 dorthin berufen, kamen aus Teschen (Schlesien) die ersten 3 Schwestern nach Alexandrien, eröffneten dort eine Schule mit 40 Kindern, nach einigen Jahren ein Pensionat.

Um den nötigen Nachwuchs von Schwestern sich zu sichern, wurde 1894 in Alexandrien selbst ein Mutterhaus mit Noviziat und Anstalt zur Heranbildung von Lehrerinnen errichtet. Die Durchführung dieses Unternehmens gelang außerordentlich gut. Derzeit werden dort in 10 Klassen 263 Mädchen (auch 76 Knaben) unterrichtet und erzogen. Zu diesem Mutterhause gehören jetzt 109 Schwestern; von dort aus wurden Zweigniederlassungen gegründet in Alexandrien, Kairo, Jerusalem usw. mit verschiedenen charitativen und Unterrichtsanstalten. (Frb. f. M.).

Deutsch-Safrika. Apostolisches Vikariat Bagamoyo. In einem Berichte des Apostolischen Vikars Msgr. Vogt finden sich herzliche Schilderungen über die Ergebnisse einer Visitation und Inspektion der Missionsschulen. Er traf seine schwarzen Lehrer und Katechisten überall in fleißiger Tätigkeit, die Kinder bestens unterrichtet.

Die Station Rhonda nennt er in dieser wie in jeder Hinsicht die Perle der Mission, die ihm nur den einzigen Kummer macht, daß sie noch immer keine Kirche besitzt. 3 Tagereisen von dort in der Richtung gegen Kondoa-Grangi mußte notgedrungen ein Platz für eine neue Station ausgesucht werden, wo P. Walter zur Gründung der Mission zurückgelassen wurde. (E. a. Af.).

Apostolisches Vikariat Unjanyembe. In der Station Utschirombo wurde ein Knabenseminar errichtet, dessen Zöglinge zur vollsten Zufriedenheit ihren Studien obliegen. Es ist der Plan und steht zu hoffen, daß aus dieser Anstalt auch ein Priesterseminar für einheimische Alumnus heranwachsen werde. (Frb. f. M.).

Sambesi. Die Mission hat wieder einen schmerzlichen Verlust zu beklagen, P. Wehl erkrankte auf einer sehr beschwerlichen Missionsreise an Tropenfieber und starb in der Hafenstadt Sofala, 12. Mai 1909, liegt dort begraben.

Er hatte noch geistlichen Beistand gefunden von Seite eines dort zufällig anwesenden portugiesischen Priesters und liebevollste Pflege an Bruder Sadeleer, äußerst freundliches Entgegenkommen bei dem Kommandanten des Fortes, Herrn Hauptmann M. d'Almeida Goecho, der auch eine schöne Begräbnisfeier besorgte.

Kurz vorher, 27. Dezember 1908, war Missionär P. Law S. J. an Ueberanstrengung gestorben. (E. a. Af.).

Apostolisches Vikariat Natal. Die Obl. M. J. sind auch dort an der Arbeit, die sich sehr mühevoll gestaltet.

Von der Station S. Peter meldet P. V'ote, daß sie nach zeit weiliger Schließung während des Zulu-Aufstandes, seit 1906 wieder in geordnetem Betriebe stehe, aber der Schwierigkeiten mehr als genug habe.

Seit nahezu 30 Jahren sind dort die Protestanten und haben überall ihre einheimischen Lehrer und Prediger, welche das Volk von den Römischen abzuhalten suchen, dafür für die verschiedenen Sekten agitieren. Die Folge ist, daß das Volk kaum mehr weiß, welcher Religion es angehöre und immer mehr in völlige Gleichgültigkeit verfällt.

Besonders das Männervolk, von Mißtrauen und Haß gegen die Weißen erfüllt, da sie sehen, wie diese nach und nach ihres Landes sich bemächtigen, ist deshalb auch der Mission, deren Priester ja Weiße sind, abgeneigt. Die Missionäre, obwohl noch dazu mit tiefster Armut kämpfend, harren doch Gott vertrauend mutig aus.

Der Apostolische Vikar Msgr. Delalle gründete eine neue Station St. Heinrich bei Iloro, konnte dort auch schon ein Kirchlein weihen und es mit einer Glocke versehen, die ihm seine alte Mutter zu seiner Bischofsweihe zum Geschenk gemacht hatte. Missionshaus und Schwesternanstalt soll auch dort errichtet werden; dafür muß aber der Bischof um Almosen bitten. (Mar. Im.)

Die Trappisten-Mission hat von der Station Mariazell eine Nebenstation vorgehoben nach Rueguane; das Kirchlein, schon eingeweiht, muß einstweilen auch zum Schulunterricht dienen.

An der Einweihungsfeier nahm auch Häuptling Moketji aktiven Anteil, der früher immer als hartnäckiger Gegner sich erwiesen hatte. Am selben Tage wurde auch dessen erwachsene Tochter feierlich getauft. (Berg.)

Von Keilands aus hat ein Missionär die Außenstationen Salwa und Zigudu regelmäßig zu besuchen, was zwar sehr anstrengend ist, aber der Mission sehr förderlich sich erweist. Das Christenvolk kommt ganz regelmäßig zum Gottesdienste, mit ihm kommen viele Heiden, hören auch der Predigt aufmerksam zu, gewinnen Vertrauen zu den Missionären und lassen sich unvermerkt zum Verständnisse und zur Annahme des Christentums gewinnen.

Was die Missionäre in Ausübung ihrer Pflicht hin und wieder zu verstoßen haben, davon meldet P. Notker ein Ergebnis, das ihm passierte: Er mußte zur Aushilfe nach Maria Linden und hatte ein zweispänniges Fuhrwerk zur Verfügung. Es war Regenwetter, aber niemand hatte an eine Gefahr gedacht. Man kam an den hoch angeschwollenen Bach Mabele, der durchfahren werden mußte; das reißende Wasser nahm richtig Pferde und Wagen mit, der Begleiter, ein Kaffernjunge, umklammerte in der Angst des Priesters Hals, so daß dieser, außerdem durch den Ordenshabit und Regenmantel am Schwimmen gehindert, nur wie durch ein Wunder samt dem Knaben ans Land geworfen; glücklich davontam. Die Pferde mußten erlaufen und wurden von den herbeigeeilten Schwarzen die aufgefangenen Kadaver auf der Stelle als willkommene Mahlzeit gebraten und verzehrt. (Berg.)

Von der Station Lourdes aus wird fleißig in der Umgebung am Missionswerke gearbeitet und wurde im Gebiete von Engwaqua auf freier Bergeshöhe eine neue Missionskirche gebaut. Bei der Einweihung gab es viel Christenvolk, noch mehr Heiden, auch Protestanten. (Berg.)

Deutsch-Südwestafrika. In Omaruru wurde im letzten Jahre zum Bau der Kirche und Schule Material beigebracht durch Ziegelschlagen und Steinbrechen, wozu auch das gesamte Volk eifrig mithalf. (Mar. Im.)

Togo. Was und wie ein Missionsunternehmen werden kann, dafür kann man die Station Palime als ein wahres Schulexemplar vorführen: 1900 und 1901 hatte der damalige Häuptling Gidigidi, König von Agome=Palime, wiederholt angejucht um Eröffnung einer Missionschule in seiner Residenz. Auf sein Verlangen wurde eingegangen, mit einer kleinen Schule in Palime begonnen, die sich wider alles Erwarten gut anließ, sowohl bei den Kindern, wie bei den Erwachsenen.

Bald beschloß die Missionsleitung, in Palime gar eine Hauptstation zu errichten. Wie gut man daran getan, sieht man an folgenden Tatsachen:

1901 gab es im Lande noch keine Kapelle, keine Schule, Ende 1908 bejaß die Mission 4 Kapellen und 49 Schulen auf den Außenstationen mit 1420 Schülern. Wo 1901 dort noch niemand von der Lehre Jesu gehört hatte, sind jetzt 1140 Katholiken und 1540 Katechumenen im Unterrichte. Damals gab es in Palime nur elende Negerhütten, jetzt findet sich dort ein Missionshaus für Patres und Brüder, eine Anstalt mit Schwestern, die seit 1905 in der Mission kräftig mitarbeiten, 1 Hospital, 1 Postamt u. dgl. Nur eines fehlt noch: eine Kirche! (Stl. M. B.)

Apostolisches Vikariat Kamerun. Der Halbjahrsbericht der in diesem Gebiete arbeitenden Pallottiner hat Schreckliches und Freudiges zu melden: Schrecklich war der vulkanische Ausbruch des Kameruner Gebirges Ende April, der mit Erdbeben und Lavaergüssen um so mehr Schrecken und Verheerung anrichtete, als der Losbruch unvermutet kam. Die Mission erlitt dabei auch großen Schaden an Baulichkeiten.

Seit Mitte Mai ist wieder alles ruhig und geht auch die Mission in gewohntem Geleise vor. Eine besondere Freude war es, daß heuer das 25jährige Jubiläum des Bestandes der Mission unter deutscher Schutzherrschaft in feierlicher Weise begangen wurde.

Die Mission kann in Ehren auf ihr Jubiläum hinweisen; sie hat in dieser Zeit Großes zustande gebracht: z. B. 12.400 wurden getauft, wovon noch 9168 am Leben sind. Besonders fruchtbar war das Halbjahr Januar bis Juni 1909; innerhalb desselben ist in 10 Stationen ein Zuwachs von 1505 Tausen erreicht worden, dazu 4896 Katechumenen, heilige Beichten und Kommunionen 13.000, in den Schulen sind derzeit 5400 Kinder.

Station Duala, die Residenz des Apostol. Vikars Msgr. Vieter, ist die Zentrale für die weite Umgebung; einer der dortigen Priester ist beständig auf „Buschreisen“, besucht die in den Wäldern verstreuten Dörfer der Eingeborenen, was mühsam ist aber gute Erfolge bringt, besonders durch Gründung neuer und gute Entwicklung schon bestehender Schulen.

Von Engelberg aus schreitet langsam aber stetig die Mission bei den Bakwiri vor, welche sich immer mehr zugänglich zeigen und besonders ihre Kinder fleißig zur Schule schicken. In Yaunde wurden bei Visitation vom hochwürdigsten Bischof 600 Katechumenen getauft und über 900 gesirmt. (Hlj. Ber. v. Kam.) Es ist offenbar eine lebenskräftige Mission.

In Edea arbeitet als Missionsoberer jetzt P. Lettenbauer, der (vide S. III. 1909) für die Ngumba-Mission bestimmt wurde, aber wegen Priestermangels die Mission Edea übernehmen mußte.

Es besteht dort eine Christengemeinde, die Stämme der Bakoko- und Bassa-Neger geben noch viel Missionsarbeit; erst im Oktober 1909 wurden wieder 100 zur heiligen Taufe gebracht. Die Knabenschule in Edea zählt 140 Schüler, die Mädchenschule 70. In 12 Busch-Schulen sind noch 600 Kinder.

Also Arbeit genug und Geld wenig, obwohl viel nötig wäre, auch zu einem notwendigen Kirchenbau. (Priv. Bf.)

III. Amerika.

Nordamerika. Apostolisches Vikariat Athabaska. Dem greisen Vikar Msgr. Grouard wurde nun ein Koadjutor beigelegt in der Person des P. Jouslard O. M. J., der am 5. September 1909 in Vancouver zum Bischof geweiht wurde durch den General-Obern der Genossenschaft O. M. J. unter Assistenz der Bischöfe Msgr. Grouard und Msgr. Macdonald von Victoria.

Der neugeweihte Bischof ist seit 1880 in der Athabaska-Mission tätig, unter anderem 9 Jahre in der Mission am großen Sklavensee und nun seit 20 Jahren an der Station S. Heinrich in Fort Vermilion, ein Missionär vom Scheitel bis zur Sohle. (Mar. Zn.)

Kanada. Dort nehmen die Kolonien der Einwanderer in den letzten Jahrzehnten großen Aufschwung. In den Westprovinzen, in den Gebieten Maritoba, Saskatchewan und Alberta wohnen 150.000 deutsche Ansiedler, eingewandert teils aus den Vereinigten Staaten, teils aus Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Südrussland, ein Drittel davon sind Katholiken und diese sind zumeist glaubenskräftige Leute. Für sie wurde Mitte Juli 1909 eine Katholikenversammlung in Winnipeg veranstaltet, welcher die herrlichen Katholikentage Deutschlands als Vorbild dienten.

Der nächste Zweck war die Gründung eines katholischen Volksvereines für Kanada nach dem Muster des Volksvereines für das katholische Deutschland. Die Versammlungen fanden in der St. Josefkirche und in deren Vereinssaale statt. Die Teilnahme war eine großartige, die Erfolge der Redner so hinreißend, daß nicht bloß der gesetzte Zweck, die Gründung des Vereines in bester Weise erreicht wurde, sondern daß auch die Hebung des katholischen Bewußtseins, der Eifer für das kulturelle wie kirchliche Leben zu kräftigen Schritten nach vorwärts gedrängt wurde. (Mar. Zn.) Profit unseren wackeren katholischen Landsleuten jenseits des großen Wassers!

Südamerika. In Süd-Patagonien und Feuerland erleben die Don Bosco-Salesianer in dem ungeheuer ausgedehnten Missionsgebiete genug Mühen und Sorgen, aber auch nicht wenig Freuden. Große Freude brachte z. B. die Einweihung der neuen herrlichen Kirche in Santa Cruz, Patagonien. Der Plan, die Detailzeichnungen sowie die Bildhauerarbeiten sind vom Missionär Don Bernabé, die Ziegel sind durchaus von Missionären selbst angefertigt. Die Freude des Volkes an dieser längst ersehnten Kirche ist ungemein groß.

Freudige Erfolge bringen auch die Missionsreisen ins Feuerland.

So ergaben sich am Rio del Fuego und am Cabo Santa Ines wie am Cabo San Pablo und am Fagnano-See 180 Tausen als Frucht einer Reise. Das Volk ist, dem Klima entsprechend, abgehärtet und rauh, aber es zeigt mehr und mehr Reife für die Aufnahme der Gnade.

Die Schilderung des Volkslebens mutet an als wie das unserer deutschen Vorfahren um die Zeit, da die landfremden Glaubensboten bei ihnen erschienen. (Sal. Nchr.)

IV. Australien und Ozeanien.

Die Mission des Apostolischen Vikariates Neupommern will auch die Missionierung der Admiralität-Inseln auf sich nehmen

und wurde P. Schinke zu Forschung und Vorbereitung dorthin geschickt. Derselbe nahm in Papitalai längeren Aufenthalt, wo er die Zuneigung und volles Vertrauen des Volkes gewann, so daß man ihn nur ziehen ließ gegen festes Versprechen der Wiederkehr.

Es ist sicher zu hoffen, daß dort die Mission guten Boden finden werde, auch Volk genug zur Bekehrung ist vorhanden, etwa 50.000 Einheimische, bisher noch nicht verseucht, nicht durch die Fremden verdorben; aber es müssen einstweilen noch friedlichere Zeiten abgewartet werden. Bis jetzt gibt es beständig Krieg und Raubzüge zwischen den einzelnen Stämmen. Sie sind wie etwa die Friesen zur Zeit St. Bonifazii. (Mon. Hft.)

Apostolische Präfecturen der Karolinen- und Mariannen-Inseln. Die erstgenannten Inseln wurden vor fünf Jahren, die letztgenannten vor zwei Jahren den Kapuzinern der rheinisch-westfälischen Provinz übertragen. Aus dem Jahresberichte derselben ist ersichtlich, daß auch dort nur durch den Schulunterricht bei Kindern und jungen Leuten nennenswerte Erfolge zu erreichen seien.

Dort, wo die spanischen Kapuziner schon länger gewirkt hatten, zeigt sich das kirchlich-katholische Leben schon gut eingewurzelt, z. B. bei den eingeborenen Chamorro's.

Auf den Marianen-Inseln ergibt sich daraus größere Schwierigkeit, weil die deutsche Regierung für ihre Staatschulen den Schulzwang aufrecht hält, aus denen der konfessionelle Unterricht ausgeschlossen ist. Der Religionsunterricht muß daher außer der Schule erteilt werden, wozu sich nur katholische Kinder einfinden, die Heiden aber gänzlich ferne bleiben.

Die Missionäre sind auch eifrig beschäftigt, mit dem Drucke und der Herausgabe von Büchern in der Sprache der Eingeborenen, besonders zum Gebrauche für die Schulkinder. (Jrb. f. M.)

V. Europa.

Missionskräfte. Der Kapuziner-Orden hat in den ihm übertragenen Missionsgebieten derzeit 650 Patres und 264 Brüder, denen noch 229 Weltpriester, 467 Religiosen anderer Ordensgenossenschaften, sowie 1304 Ordensschwestern zur Seite stehen. In 482 Missionschulen werden 28.056 Kinder unterrichtet; die Zahl der Katholiken in diesen Gebieten ist 865.000.

Die Jesuiten haben in ihren Missionsgebieten 3535 Ordensmitglieder an der Arbeit. Davon 2011 Priester; außerdem sind noch eigens in der amerikanischen Ordensprovinz 2383 Jesuiten, wovon auch viele in der Mission beschäftigt sind. (E. a. An.)

Von Missions-Anstalten. Die St. Petrus-Claver-Sodalität, die unter den Missionsgesellschaften schon im ersten Gliede marschiert, kann auf einen an Erfolgen glänzenden Jahrgang zurückblicken.

Ihr Organ, Echo aus Afrika, hat in 8 Sprachen erscheinend, schon eine Gesamtauflage von 40.000, die kleine Afrikabibliothek in 15.000 Exemplaren. An Missions-Almosen brachte die Sodalität im letzten Berichtsjahre allein die Summe von 213.995 Franks auf und brachte sie zur Verteilung an 35 in Afrika wirkende Missionsgenossenschaften. Dazu kommen noch verschiedene Wertgegenstände, z. B. Paramente, Stoffe, Kleidung, Lehrmittel u. dgl. im Werte

von 38.685 Franks. Zum großen Nutzen für die Mission sind auch die durch die Sodalität besorgten Druckwerke in verschiedenen Neger-Sprachen. (Trb. f. M.)

Das Missionshaus St. Wendelin (Rheinland), eine Filiale von Stenl, ehemals ein Landgut, wurde 1898 angekauft, 1899 begann dort der Unterricht mit 11 Zöglingen, deren Zahl so schnell sich mehrte, daß 1900 schon ein Neubau begonnen werden mußte, der bald fertig stand.

Jetzt zählt dieses Missionshaus 22 Priester, 70 Brüder und 170 Zöglinge, alle in flotter Vrarbeit für die Mission.

Missionswerk und dessen Bedeutung. Auf dem Breslauer Katholikentage ist auch der katholischen Mission und ihrer Bedeutung gedacht worden in einer Weise, wie man es herrlicher und praktischer nicht denken könnte, nämlich in dem Referate des hochgeb. Herrn Alois Fürsten zu Loewenstein (auf Schloß Kleinheubach am Main), Mitglied des Deutschen Reichstages. In so vielen Zeitungen und Zeitschriften kam die Rede zum Abdrucke, zur Besprechung, daß sie wohl den meisten P. T. Lesern dieses Berichtes zu Gesichte gekommen sein muß.

Neden, wie diese, haben nur den einzigen Mangel, daß sie nicht von allen Katholiken der ganzen Welt gehört wurden, auch nicht von allen gelesen wurden, die sie lesen sollten.

Was der Fürst (ein Laie) da gesagt hat über die Katholizität unserer heiligen Kirche und die daraus sich ergebende strenge Pflicht für jeden Katholiken, die Mission zu unterstützen und zu fördern — dabei weiß man kaum, was man mehr zu bewundern habe: die stramme gläubige Ueberzeugung oder die glühende Liebe zur katholischen Kirche und deren Ehrenwerke, ihrer Mission. (Mon.-Hft.)

Ich wollte gerne, könnte ich es nur, einige so heiß glühende Funken in die Seelen der P. T. Berichtsleser senken; auch damit wäre schon viel gewonnen.

Bosnien. Unser österreichisches Bosnien! Ist es denn auch Missionsland? Ja und nein! — Ja! denn es gäbe dort noch zahlreiches Volk, welches erst der katholischen Kirche zugeführt werden soll. Es sind dieses die Türken, die alten Machthaber, vielfach Nachkommen jener, die einst als Renegaten durch Abfall vom christlichen Glauben ihren Besitz sich zu retten gewußt hatten; dann die Anhänger des sogenannten „orthodoxen“ Schisma, die sich in neuester Zeit zu einer politischen Partei zusammengetan haben und als „Serben“ ihre Rollen spielen. Diese alle aber sagen: nein! Für diese müssen noch andere Zeiten kommen, bis sie für katholische Mission zu haben sein werden.

Dennoch steht die Pflicht aufrecht, dieses Landes und seines Volkes sich so anzunehmen, wie eines aller Hilfe bedürftigen Missionslandes; es bedarf und ist dessen wert, wie irgendwelche Heiden-Mission.

Das katholische Volk ist von jeher in tiefster Armut: zur Zeit der Türkenherrschaft in ärgster Knechtung gehalten, derzeit noch unter den ungünstigsten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen leidend; — die Schulbildung noch auf tiefster Stufe stehend — (wo da die Schuld steckt, weiß man, mag es aber nicht gerne in die weite Welt hinausrufen). Die Bewohnererschaft dieses Landes soll nun auch in das Verfassungsleben eintreten.

Es läßt sich voraussehen, wie das für das katholische Volk ausfallen werde: sind doch die Katholiken nur 22 Prozent und haben fast keine gebildeten

Saten in ihrer Mitte; die Türken bilden 33 Prozent, die Orthodoxen (Serben, 43 Prozent.

Also: die Vergangenheit äußerst traurig, die Gegenwart düster, die Zukunft wenig Gutes verheißend!

Der Klerus ist unstreitig brav und tüchtig. Voran die alte Garde, die Franziskaner, die Jahrhunderte lang als wahre Heiden dort aushielten und Martyrien, blutige, wie unblutige, erduldeten, neben ihnen im gleichen Schritt und Tritt marschierend der Welt-Klerus, meistens hervorgegangen aus dem von den Jesuiten geleiteten Knabenseminar in Travnik und dem Priesterseminare in Serajewo, eine auserlesene Schar, tadellos in kirchlicher Haltung, treu zu ihrem Volke haltend; aber, wie das Volk arm, oder noch ärmer, ohne Gehalt und nur auf das angewiesen, was das Volk ihnen verabreichen kann, — in bösen Zeiten, wie nach der Mißernte des vorigen Jahres hatten die Leute selber nichts mehr zu essen, noch weniger die Geistlichen.

An der Spitze des Klerus und der Armut steht der Oberhirt, Erzbischof Stadler, der völlig all sein Hab und Gut auf Gründung von Waisen- und Erziehungs-Anstalten unter Leitung von Schwestern verwendete und sich dabei noch so mit Schulden belastete, daß er das Begründete kaum aufrecht zu halten vermag.

Dieser Armut entsprechend sind auch die katholischen Gotteshäuser, viele nur elende Notbaracken.

Alles in allem genommen, muß man zugeben, daß unser Bosnien alles Mitleid, alle Rücksicht verdient, wie die dürftigsten Missionsländer, und daß es ernste Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß dort wenigstens das erhalten bleibe, was die katholische Kirche in harten Kämpfen der Bekennerezeit errungen und was jenes katholische Volk so treu bewahrt hat. (V. B.

Sammelstelle:

Gaben-Verzeichnis:

Bisher ausgewiesen: 28.041 K 27 h. Neu eingelaufen: A. Für die dürftigsten Missionen: Fr. J. Lang 6 K; hochw. Pfarrer Birgmann, Scharfen 10 K; hochw. Pf. A. Frank, Mauten, Tirol 40 K; Missionshaus der Lazaristen, Graz 30 K; hochw. Pf. Gujenteitner, Defau, Schlott 20 K; Legat Schw. 12 K; zusammen 118 K; zugeteilt an: Eski Schehir 18 K, Südschantung Tschoufu 20 K, Zentral-Afrika 20 K, Kamerun 20 K, Neupommern 20 K, Bosnien 20 K. B. Mit angegebener Bestimmung: P. Diewehr, Engelswald, Schlesien, für P. Lemarié, Japan 2 K 06 h; hochw. Herr Josef Badit, Skalitz, Ungarn 50 K für die von der französischen Mission aus Not aufgegebenen Stationen; Pfarramt Nichtkirchen für die Auswärtigen (Birma 6 K; hochw. A. Preiß, Koop., Haag, N. De., für Mission Japan 10 K. Summe der neuen Einkünfte: 186 K 06 h. Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 28.227 K 33 h.

Confratribus generis Daniel salutem, festa Nativ. D. laetissima cunctaque novi anni fausta!

Eleemosyn. Nomine D. Jesu parvuli precor pro fratrib. i. p. i.

Kurze Fragen und Mitteilungen.

I. (Drei Anfragen bezüglich des Herzen-Anzündens, des Herz Jesu-Festes und Direktorienreform.)

I. Bezüglich des Anzündens und Auslöschens der Altarferzen sind die Zweifel von der S. C. R. entschieden worden die 1. Febr. 1907 in una Erem. Camaldul. Montis Coronae ad IX. (vid. „Theol.-prakt. Quartalschrift“ 1907, S. 659). Man beginnt demnach

mit dem Anzünden auf der Epistelseite mit der Kerze, die dem Altarkreuz am nächsten; Auslöchen in umgekehrter Ordnung.

II. Bezüglich der *Missa votiva* am Herz Jesu-Sonntag: Das Dekret ddo. 23. Jul. 1897 in Romana (num. 3960 der Sammlung), hinsichtlich des vom Ordinarius für die externa solemnitas SS. Cordis Jesu bestimmten Tages gilt allgemein, so daß das Indult für die Linzer Diözese vom 27. Jänner 1893 gegenstandslos oder überflüssig geworden ist. Uebrigens enthält das erwähnte Dekret noch folgendes: 1) Die *Missa vot. solemnis* ist nicht erlaubt in *Duplicibus* 1. cl. und in *Dominicis* privil. 1. cl.; — 2) Die *Missae vot. privatae* sind nicht zulässig in Dupl. 2. cl., an Sonntagen, an privileg. Ferien, Vigilien und Oktaven; — 3) Die *Missa Conventualis vel Parochialis* (pro populo applicanda) *Officio diei respondens* darf nicht unterbleiben. — Die Bestimmung des Heiligen Vaters Pius X., daß alljährlich am Herz Jesu-Feste selbst das Weihegebet zu verrichten ist, hindert nicht, daß — mit Zustimmung des Diözesanbischofs — die externa solemnitas an einem anderen Tage, also in der Regel am folgenden Sonntage, statfinde.

III. Was eine „Korrektur“ (oder Reform) der Direktorien betrifft, so ist es richtig, daß das Direktorium mehr sein soll als ein Kalender; aber andererseits darf es auch nicht zu einem Kompendium oder Lehrbuch der Pastoral anwachsen. Es ist: „Der Ordo divini Officii recitandi Missaeque celebrandae“ — nichts weiter, und muß voraussetzen, daß der, welcher es gebraucht, in liturgieis, insbesondere in den Rubriken gehörig unterrichtet ist. Das ist sicherlich wünschenswert, daß die Diözesan-Direktorien (ähnlich den Ordens-Direktorien), die durch die Feier des Titulars der einzelnen Kirchen notwendigen Aenderungen — am besten ad calcem paginarum — bringen würden. Was man aber drüber hinaus aufheben soll, hängt von den Verhältnissen der einzelnen Diözesen ab; aber im allgemeinen soll das Direktorium bleiben, was es heißt: Ordo Officii (canonici) ac Missae.

Bezüglich der mannigfaltigen lokalen Gebräuche, z. B. Prozessionen, Aussetzung des Allerheiligsten, Weihungen an bestimmten Tagen u. dgl. kann der neu ankommende Seelsorger so ziemlich sicher sich vom Mesner (Kirchendiener) informieren lassen.

Einz.

Msgr. Jof. Kobler.

II. (Elternabende.) Eine Ursache des geringen Erfolges der Schule in religiös-sittlicher Erziehung ist sicherlich die mangelhafte Mitwirkung der Eltern. Sie kümmern sich nicht viel um die Erziehung ihrer Kinder, bevor diese die Schule besuchen; ohne religiöse Kenntnisse, ohne jegliches Gefühl für Gehorsam, Arbeitsamkeit usw. kommen sie zur Schule, und nun soll der Lehrer und der Katechet lehren und erziehen, soll eine große Anzahl von verschiedenen Kindern zu tüchtigen Menschen und braven Christen heranbilden, und zwar in den Stunden der Schulzeit, während

außerhalb der Schule sich niemand, nicht einmal die eigenen Eltern der Erziehung der Kinder sich annehmen. Ja, nicht selten wirken die Eltern den Lehrern geradezu entgegen. Durch ihre Reden über Schule und Lehrer untergraben sie die Autorität und die Achtung vor denselben, reizen die Kinder zum Ungehorsam und zur Widerspenstigkeit an. Von den Eltern erfahren die Kinder, daß der Lehrer keine körperliche Strafe anwenden darf (nach § 82 der österreichischen Schul- und Unterrichtsordnung, Eltern helfen sogar ihren Kindern beim Lügen, bei Schwindel und Betrug dem Lehrer gegenüber. Wunder zu wirken vermag auch der bravste und tüchtigste Lehrer nicht; und daß alle Lehrer ausgezeichnete Pädagogen sind, wird niemand behaupten. Im Gegenteile sind auch unter den Lehrern manche, die die Erziehung der Kinder vernachlässigen und nur auf den Unterricht derselben bedacht sind, die die Mithilfe der Eltern gering anschlagen und deshalb jede Fühlungnahme mit den Eltern der Kinder meiden. Die Folgen dieses mangelhaften Zusammenwirkens von Elternhaus und Schule haben die Kinder zu tragen. Die fehlerhafte, vernachlässigte oder gar verkehrte Erziehung, an der sie zeitlebens leiden, an der gar manches Lebensglück zu Grunde geht, haben Eltern und Lehrer auf dem Gewissen, die nicht in gleicher Gesinnung, in gleicher Absicht zusammengearbeitet haben. Doch wie ist dieses Zusammenarbeiten nach gleichen Grundsätzen und in gleicher Methode zu erreichen?

Man hat in neuerer Zeit sogenannte Elternabende eingeführt, bei denen Eltern und Lehrer zusammenkommen, aber auch Geistliche, Ärzte und andere Jugendfreunde teilnehmen. Da lernen sich vor allem diejenigen gegenseitig kennen, die zu so wichtiger gemeinsamer Arbeit berufen sind. Die Eltern, die gar oft mit äußerst geringen Kenntnissen über Pflege und Erziehung der Kinder ihren Beruf angetreten haben, erhalten von berufener Seite Aufklärung über die Erfüllung ihrer wichtigsten Pflichten. Sie können darüber belehrt werden, wie sie notwendig mit den Arbeiten des Lehrers mitwirken müssen, wie nicht der bezahlte Lehrer, sondern vor allem die Eltern die berufensten Erzieher sind, daß die Lehrer nun das fortsetzen und ergänzen sollen, was die Eltern bereits angefangen haben. Bei den Elternabenden können Eltern auch Einblick gewinnen in den ganzen Schulbetrieb, können sich einen Begriff machen von den Mühen und Sorgen eines gewissenhaften Lehrers, der nicht bloß 2 oder 5 oder 7, sondern 80 Kinder und noch mehr zu beaufsichtigen und zu unterrichten hat, junge Menschen, die nicht so leicht zu leiten sind, wie man z. B. eine Maschine bedient. Naturnotwendig wird eine gewisse Hochachtung und Wertschätzung der Tätigkeit des Lehrers bei vernünftigen denkenden Eltern platzgreifen.

Umgekehrt lernt der Lehrer die Eltern seiner Schüler kennen, deren Lebensstellung, die familiären und wirtschaftlichen Verhältnisse, deren Charakter und sittliche Eigenschaften. Das verschafft ihm eine bessere, gerechtere Beurteilung der Kinder, gibt ihm auch Weisung, wie er die einzelnen Kinder zweckmäßig zu behandeln hat. Indem er die Eltern bekanntmacht mit den gesetzlichen Bestimmungen, denen er sich fügen muß, erleichtert er

sich deren Durchführung, kann die Eltern von Segnern zu Förderern der von der Schule getroffenen Maßregeln umwandeln.

Und daß die Kinder daraus den meisten Nutzen ziehen, ist klar. Das Lernen geht besser, wenn die Eltern die Tätigkeit des Lehrers und Katecheten unterstützen, die Kinder zum Lernen aneifern und antreiben; die Erziehung wird mehr Erfolg haben, wenn die Eltern die Kinder zum Gehorsam und zur Ehrfurcht gegen die Lehrer anleiten, die Lehrer hingegen mit allem Ernste die Kinder zur allseitigen Erfüllung des vierten Gebotes ermahnen. Wenn die religiöse und sittliche Erziehung von christlichen Eltern und christlichen Lehrern gemeinsam in Angriff genommen wird, dann können die guten Erfolge am Kinde nicht ausbleiben.

Elternabende können entweder abends, wie es gewöhnlich der Fall sein wird, oder auch untertags stattfinden. Bei kleineren Schulen wird man alle Eltern der Schulkinder, in größeren Schulen die Eltern der Kinder einer Klasse einladen. Ein geeigneter Ort wird sich schon überall finden lassen. Die Einladung geht am besten von der Schulleitung aus. Die Unterstützung seitens des Pfarrannes und der Gemeindevorsteherung wird sehr nützlich und vorteilhaft sein; die Teilnahme des Seelsorgers, des Katecheten ist unbedingt notwendig. Ist ja doch die christliche Glaubens- und Sittenlehre das Fundament, auf dem Eltern und Lehrer das Werk der Kindererziehung aufbauen müssen. Der Pfarrer ist der Seelsorger für Eltern und Kinder und Lehrer; in liebevoller kluger Tätigkeit kann er das Zusammenwirken von Elternhaus und Schule sicherlich am meisten fördern und so sich seine eigene Aufgabe und Berufspflicht erleichtern. Daß auch andere erfahrene Männer und Frauen besonders aus den sogenannten besseren Ständen mithalten, daß Gebildete, z. B. Aerzte aktiv teilnehmen, ist sehr wünschenswert. Die Tätigkeit eines Arztes hat nicht bloß hygienische, sondern auch moralische Bedeutung, das Wort eines Arztes, aus Liebe und Wohlwollen für das leibliche Wohl des Kindes gesprochen, macht manchmal mehr Eindruck als das Wort des Priesters, besonders bei weniger christlichen Eltern. Und sind die natürlichen Motive zu einem vernünftigen, christlichen Leben wirksam, so werden die übernatürlichen Motive leicht hinzugefügt werden. Wie oft solche Besprechungen abgehalten werden sollen, hängt von den Umständen ab. Wo Elternabende zweckmäßig erscheinen oder bereits gehalten werden, möge der Seelsorger seine Teilnahme nicht ablehnen, sondern mit Eifer und Kraft mitwirken im Interesse der Lehrer und Eltern, deren Dank er ernten wird, vor allem aber im Interesse der Kinder, für die der göttliche Kinderfreund ihm alle Arbeiten vergelten wird. F. A.

III. (Soëducation.) Man hat vielfach über die Vorteile des gemeinsamen Unterrichtes der größeren Knaben und Mädchen stets nur das Beste erzählt. Jene Katholiken, welche dagegen ihre Bedenken äußerten, wurden von gewissen unfehlbaren Pädagogen als rückständig angesehen und von den Frauenrechtlerinnen heftig bekämpft. Es ist nun interessant und lehrreich, auch von den Schattenseiten etwas zu hören, und zwar aus einwandfreien Kreisen. Aus der diesbezüglichen Verhandlung auf der 24. General-

versammlung des badischen Philologenvereines zu Konstanz teilt das „Oberrh. Pastoralbl.“ Nr. 21 vom 14. Oktober 1909 folgendes mit: Von vielen Lehrern wird berichtet, daß sie an die Leistungen der Mädchen unwillkürlich einen niedrigeren Maßstab anlegen als an die der Knaben. Daß bei den Knaben infolge der Anwesenheit der Mädchen Eifer und Ernst wachse, so daß von einer Belebung des Unterrichtes und von einer Hebung des Niveaus gesprochen werden könne, wird in der Mehrzahl der Beantwortungen verneint, teilweise mit der Bemerkung, daß im Gegenteil in den Klassen mit vielen Mädchen eher eine Abnahme der Leistung beobachtet wird. Der Hinweis auf bessere Leistungen der Mädchen macht die Knaben noch indolenter. In ihrer ganzen Haltung scheinen die Mädchen eher nach den Knaben sich zu färben als umgekehrt; burleskhaftes Auftreten und krankhafter Ehrgeiz wurde nicht selten bemerkt. Im allgemeinen sind die Knaben nicht sonderlich erfreut über die Anwesenheit der Mädchen. Die Frage nach etwa entstandenen sittlichen Mißständen wurde von der Mehrheit der Schulen verneint. Mehrere Lehrer sind auf Grund von Mitteilungen der Studenten zur Ansicht gekommen, daß bei der Koedukation die Knaben nichts gewinnen, die Mädchen aber viel verlieren; alle aber geben zu, daß durch den gemeinsamen Unterricht ein fördernder Einfluß beider Geschlechter aufeinander so gut wie gar nicht bemerkt werde, und sie verwerfen ihn deshalb.

Sehr richtig ist, was Miß Isabel Cleghorn auf dem ersten internationalen moralpädagogischen Kongreß in London 25. bis 29. September 1908 zum Ausdruck brachte. Sie wies auf jenen entscheidenden Punkt hin, daß nämlich die Vertreter der Koedukation stets mit Kindern rechnen wie sie sein sollen, nicht aber mit Kindern, wie sie sind. J. A.

IV. (Konfessionslose Schüler.) Zu Beginn des laufenden Schuljahres trat ein aus Wien eingewanderter Knabe in die II. Klasse einer Bürgerschule Oberösterreichs ein, der in seinem Jahreszeugnis über die I. Bürgerschulklasse keine Religionsnote, sondern nur den Vermerk „konfessionslos“ aufwies. Seine Kostgeber, darüber befragt, sagten aus, der Knabe sei katholisch getauft, aber seine Eltern seien vor einiger Zeit aus der katholischen Kirche ausgetreten und haben sich samt ihrer Familie konfessionslos erklärt. Mit diesem Austritt ist nun der noch nicht 14 Jahre zählende Knabe keineswegs der Pflicht entbunden, am Religionsunterricht teilzunehmen und die Schule ist unter allen Umständen verpflichtet, in seine Zeugnisse eine Religionsnote einzutragen. Denn ohne Religionsunterricht darf kein Schüler belassen bleiben, da in Oesterreich wohl eine interkonfessionelle aber keine konfessionslose Schule besteht. Weigern sich die Eltern des Kindes dennoch, es am Religionsunterricht teilnehmen zu lassen, so ist nach § 49 der definitiven Schul- und Unterrichtsordnung von Seite der Schulleitung sofort an die Bezirksschulbehörde zu berichten, die die notwendigen Weisungen zu erteilen und, wenn die Zugehörigkeit des Kindes zu einer bestimmten Kirche oder Religionsgesellschaft zweifelhaft ist, die Entscheidung der politischen Behörde über das gesetzliche Bekenntnis des Schulkindes einzuholen hat. Bis zur rechtskräftigen Austragung der Angelegenheit haben zwar die Eltern des Kindes oder deren Stellvertreter das Recht, zu bestimmen, welchen

Religionsunterricht das Kind in der Schule erhalten soll; aber ohne Religionsunterricht darf dasselbe unbedingt nicht verbleiben. Die von der Bezirks-
schulbehörde, beziehungsweise von der politischen Behörde erteilten Weisungen
sind dann nicht nur der betreffenden Schulleitung, sondern auch der zustän-
digen Kirchenbehörde mitzuteilen.

Der erzählte Fall erledigte sich indessen leicht, weil der Vater des
Knaben über Befragen zugab, daß dieser katholischen Religionsunterricht
in der Schule erhalte. Ganz unstatthaft war aber das Vorgehen der
Wiener Schulleitung, in der Rubrik „Religionslehre“ des Jahreszeugnisses
einfach die Bemerkung „konfessionslos“ einzutragen. H. M.

V. (Konfessionslosigkeit schulpflichtiger Kinder.)

Unserem Artikel über die Konfessionslosigkeit eines Bürgerschülers wäre
noch folgendes beizufügen:

Schon § 139 a. b. G. macht es den Eltern zur Pflicht, ihre ehe-
lichen Kinder in der Religion zu unterrichten. Das Gesetz vom 25. März
1868 verordnet in der entschiedensten Weise, daß jedes Kind einer be-
stimmten Religion zu folgen habe; das Reichsvolksschulgesetz vom 14. Mai
1869 endlich enthält namentlich in den §§ 1, 3, 17 und 20 die Bestim-
mungen, daß der Unterricht in den allgemeinen Volks- und Bürgerschulen
auch die Religion zu begreifen hat. Beschluß des B.-G.-H. vom 20. Juni
1881, Z. 1028: Ein angeblich konfessionsloses Schulkind kann nach freiem
Ermeßsen zur Teilnahme am katholischen Religionsunterricht gezwungen
werden, wenn nicht nachgewiesen ist, daß demselben eine anderweitige reli-
giöse Erziehung zuteil wird.

Erkenntnis des B.-G.-H. vom 26. April 1877, Z. 422: Als ein
Religionswechsel kann die Konfessionslosigkeitserklärung nicht angesehen
werden, weil ein solcher den Uebertritt von einer positiven Religion zur
anderen darstellt; während die Konfessionslosigkeitserklärung lediglich die
Negation jeden positiven Glaubensbekenntnisses enthält. Die Konfessions-
losigkeitserklärung erscheint hienach rückichtlich des Religionsbekenntnisses,
in welchem die Kinder zu erziehen sind, als ein wirkungsloser Akt; betreffs
dieser Bestimmung kann lediglich das Religionsbekenntnis, welches den
Eltern vor ihrer Konfessionslosigkeitsklärung eigen war, in Betracht
kommen, so daß konfessionslose Personen im Belange der religiösen Er-
ziehung ihrer Kinder so zu behandeln sind, als ob sie noch immer ihrem
früheren Glaubensbekenntnis angehörten.

Zwischen dem 7. und 14. Lebensjahr ist, nach Erkenntnis des
B. G. H. vom 28. Juni 1883, Z. 1447, eine Aenderung des Religions-
bekenntnisses der Kinder unbedingt ausgeschlossen. H. M.

VI. (Bestattung von Katholiken auf katholischen Friedhöfen) In der Eingabe des Bischofes von Linz vom Jahre 1893
verlangte derselbe von der k. k. Statthalterei eine instanzgemäße Entschei-
dung in der Angelegenheit der Ausscheidung eines Friedhofsteiles für die Katho-
liken, welchem Antrage auch von den Kultusbehörden Folge gegeben wurde.
Die Stadtgemeinde Linz betonte in ihrer Beschwerde an den B.-G.-H.,
daß hierüber die autonome Behörde zu entscheiden hätte und daß bereits

ein Uebereinkommen besteht, welches nicht einseitig gelöst werden kann. Der R.-G.-H. wies aber in dem Erkenntnis vom 5. Dezember 1908, Z. 11720, diese Einwendungen als unbegründet zurück; die starke Betonung des kirchlichen Rechtsstandpunktes in der bischöflichen Eingabe nötigt zur Annahme dahin, daß in derselben die Geltendmachung eines Rechtes der katholischen Kirche zu erblicken ist, worüber im Streitfalle nach dem Gesetze vom 25. Mai 1868 die Administrativbehörde zu entscheiden hat. Es ist nun richtig, daß der vom Bischofe begehrten Ausscheidung der Katholiken die Linzer Friedhofordnung nicht entspricht — denn diese (10. März 1876) bestimmt die Beerdigung der Leichen in fortlaufender Reihe ohne Rücksicht auf die Konfession. Ein Uebereinkommen, aber in welchem sich die Träger öffentlich rechtlicher Befugnisse gegenseitig gebunden hätten, liegt in der Friedhofordnung nicht, insbesondere in jenen Punkten nicht, bei welchen schon in den Vorverhandlungen die Anschauungen der Beteiligten auseinandergingen, so in der Absonderung eines Friedhofsteiles für Katholiken. Die Beteiligung der Kirchenbehörde an der Friedhofordnung beziehungsweise deren Aenderung beruht aber auf der Voraussetzung, daß der St. Barbara-Gottesackerfond, dem das Eigentumsrecht auf den Friedhof unbestritten zusteht, eine kirchliche Stiftung und somit der Friedhof ein konfessioneller und zwar katholisch konfessioneller ist. In Ausführung des Konkordates vom Jahre 1855 ist der St. Barbara-Gottesackerfond von der Gemeinde als vormals weltliche Vogtei der Kirchenbehörde am 26. Februar 1861 ausgesolgt worden. Der Antrag der Stadtgemeinde, den Fond wieder zurückzugeben, wurde nach eingehender Erörterung der Sachlage von den Administrativbehörden und zuletzt vom R.-G.-H. abgewiesen. Die Eigenschaft des Gottesackerfondes als einer kirchlichen Stiftung ist bereits rechtskräftig anerkannt (s. § 47 G. vom 7. Mai 1874). Wenn die Beschwerde der Stadtgemeinde glaubt, daß sie ein Recht auf den unveränderten Fortbestand der bisher gehandhabten Friedhofordnung besitze, so verkennt sie die Stellung zum konfessionellen Friedhofe, bei welchen die Gemeinde lediglich die einer sanitätspolizeilichen Ueberwachungsbehörde auszuüben habe. Sie konnte den Beweis nicht erbringen, daß die Beobachtung dieser Friedhofordnung ihr ein Recht auf die Beerdigung ohne konfessionelle Unterscheidung erworben hätte. Auch in dem geltend gemachten Umstande, daß die Gemeinde auch als Konkurrenzfaktor einen Einfluß auf den Friedhof hätte, liegt noch nicht die Anerkennung eines subjektiven Rechtes der Gemeinde auf eine bestimmte Ordnung des Friedhofrechtes. Auch der Einwurf der Beschwerde, daß das Verfahren nichtig sei, weil die Statthalterei-entscheidung vom Statthalter persönlich, ohne Ratifizierung gefällt wurde, ist hinfällig, weil nach § 8 des Gesetzes vom 19. Mai 1868 die Landeschefs allein für die Amtsführung verantwortlich sind und der Unterschied zwischen Entscheidungen des Statthalters und der Statthalterei nicht mehr besteht.

Linz.

Dompropst A. Pinzger.

VII. (Realitäten-Ankauf aus Pfänden-Stammkapitalien.) Schon nach Ministerial-Verordnung vom 20. Juni 1860 ist eine staatsbehördliche Genehmigung zur Veräußerung des kirchlichen

Stammvermögens, ob beweglich oder unbeweglich notwendig. Wenn nun aus Pfründenskapitalien ein zustehendes Grundstück angekauft werden soll, so ist nicht bloß die kirchliche sondern auch die staatliche Behörde um die Genehmigung zu ersuchen. Diesem Gesuche ist der Grundbesitzbogen des zu erwerbenden Grundes und ein Vertrags-Entwurf beizulegen. In dieser Eingabe ist der evidente Nutzen des Ankaufes darzustellen und sind die Mittel anzugeben, aus welchen der Kaufschilling bestritten werden solle. Von der Regierung wird eventuell nur so viel von den Stammkapitalien zur Veräußerung bewilligt, als die Interessen desselben dem Katastral-Reinertrag des neuen Grundstückes, abzüglich der Steuern gleichkommen. Das Uebrige kann entweder aus dem Kirchenvermögen, wenn eine hinreichende Barschaft vorhanden ist, oder muß aus sogenannten lokalen d. h. Privatmitteln bestritten werden. Dies gilt insbesondere bei Pfründen, die eine Kongrua-Ergänzung haben, da diese infolge des Ankaufes nicht erhöht, beziehungsweise der Religionsfond mehr belastet werden darf. Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat mit Erlaß vom 17. April 1909, Z. 8903 auf die vorausgehende Genehmigung aufmerksam gemacht, da im Falle der Verweigerung der staatsbehördlichen Genehmigung weitwendige und kostspielige Rechtsstreitigkeiten, hinsichtlich der angekauften Realität oder der wieder zu erhebenden Kapitalien zu Lasten des Pfarrers entstehen können.

N. P.

VIII. (Ausschluß säkularisierter Regularpriester von gewissen kirchlichen Stellen.) Mit päpstlichem Dekret vom 15. Juni 1909 ist ohne neue und spezielle Erlaubnis des Heiligen Stuhles den säkularisierten Ordenspriestern nicht gestattet, anzunehmen: 1. ein Amt bei den Kathedralkirchen, größerer oder kleinerer Basiliken; 2. ein Lehramt oder sonst ein Offizium bei den Priester- und Knabenseminarien, auch nicht bei Universitäten und Instituten, welche kraft eines päpstlichen Privilegiums akademische Grade (in der Philosophie, Theologie oder kanonischen Recht) verleihen können; 3. ein Amt in den bischöflichen Kanzleien; 4. das Amt eines Beichtvaters oder Visitators in Klöstern beiderlei Geschlechtes; 5. bleibenden Wohnsitz an einem Orte, wo ein Religiosenhaus, dem der säkularisierte Priester früher angehörte, sich befindet.

N. P.

IX. (Haftbarkeit für an Diözesanpriester geg. bene Messstipendien.) Bei einem Priester fand man nach seinem Tode eine Menge Messintentionen, deren Persolvierung nicht nachgewiesen werden konnte und deren Stipendien ihm von mehreren Pfarrämtern und auch Frauenklöstern zugesandt worden waren. Der betreffende Priester hinterließ kein Vermögen, aus dem die Stipendien hätten gedeckt werden können; es wurden daher die nicht persolvierten Messintentionen an die Uebersender zurückgemittelt zur Persolvierungsveranlassung, denn bei der Weitergabe an Priester der eigenen Diözese bleibt der erste Empfänger so lange verantwortlich und haftbar, bis er die Bestätigung der Persolution der weitergegebenen Stipendien in Händen hat. Es empfiehlt sich daher die überzähligen Stipendien für Messen, die am Orte selbst nicht persolviert werden können, direkt ans bischöfliche Ordinariat zu senden (missae cau-

tate sind hiebei ausgeschlossen). Gänzlich verboten ist es den Pfarrern, die Stipendien an auswärtige Diözesanpriester oder Missionsanstalten, Herausgeber von Zeitschriften zu senden (päpstl. Dekret, 11. Mai 1904). Für Laien hat selbstverständlich dieses Verbot keine Gültigkeit und können sich diese bei Auswärtsendung auch der Vermittlung des Priesters bedienen A. P.

X. (Klosterpfarre oder Säkularpfarre?) In Linz entstand eine Streitfrage wegen Zahlung der Wohnungsmiete für die Seelsorger der St. Josef-Pfarre. Die Stadtgemeinde steht auf dem Standpunkte, daß die St. Josef-Pfarre eine Pfarre des Karmeliten-Konventes sei und nur durch einseitige Verfügung der kirchlichen Behörde die in der Folge bestellten, weltgeistlichen Seelsorger angewiesen werden, außerhalb des Klosters zu wohnen. Es habe daher das Kloster die Mietkosten zu tragen, eventuell der Religionsfond auf Grund des Verhaltens der staatlichen Behörden, nicht aber die Konkurrenz. Der V.-G.-H. wies aber die Beschwerde laut Erkenntnis vom 29. Dezember 1908, Z. 12453, als unbegründet ab. Das Baunormale für Oberösterreich vom 3. Juli 1807 handelt allerdings nur von der Herstellung und Erhaltung der Pfarrgebäude, aber bei dem Mangel anderweitiger positiver Vorschriften müssen die im Baunormale enthaltenen Konkurrenz-Bestimmungen auch auf den vorliegenden Fall angewendet werden. Der Karmeliten-Konvent könnte hier nur dann in Betracht kommen, wenn die St. Josef-Pfarre dem Kloster inkorporiert, also eine Klosterpfarre wäre oder wenn ein spezieller Verpflichtungstitel zur Wohnungsbestreitung ihm auferlegt wäre. Laut Hofkanzleidekret vom 31. Dezember 1802 hat als Klosterpfarre jene zu gelten, bei welcher das Kloster selbst als Träger der pfarrlichen Jurisdiktionsrechte anzusehen ist, daß ein Konventuale vom Ordensoberen zum Vikar bestellt und mit der Führung der Pfarrgeschäfte betraut wird. Nach dem Hofdekrete vom 6. März 1784 wurde die Kirche der Karmeliten zur Pfarrkirche bestimmt und einem Domherrn die Stelle eines Pfarrers übertragen. Die aus den Konventualen beigegebenen Hilfspriester hatten die Seelsorgsgeschäfte nicht im Namen des Klosters, sondern als Delegierte des die Pfarre leitenden Domherrn zu führen; es kann daraus kein Inkorporationsverhältnis geschlossen werden. Mit Allerhöchster Entschliessung vom 2. April 1832 wurde anbefohlen, daß in Zukunft eine Vereinigung von Kanonikaten mit Kuratpfriinden nicht mehr stattzufinden habe. Durch die Lösung dieses Verbandes war eine neue Regelung nötig und endeten die Verhandlungen damit, daß die Administration der Pfarre dem Karmeliten-Prior gegen eine aus dem Religionsfonde bewilligte Remuneration übertragen wurde und dem Konvente auch in Zukunft die Pfarre zur Versorgung überlassen werde, wenn er den Erwartungen entspreche. Durch letztere Bedingung hat sich die Staatsverwaltung den Widerruf ihrer Bestimmung vorbehalten. Der Ministerial-Erlaß vom 25. Juni 1856 ordnete nun Erhebungen zur Klarstellung der bisherigen Rechtsverhältnisse und über die künftige Gestaltung der Pfarreinrichtung in Linz an, worin keine Anerkennung, wie die Beschwerde meint, zu finden ist, daß die Pfarre bisher als Regularpfarre gegolten hat.

Aus dem Gefagten erhellt, daß der Karmeliten-Konvent eine Verpflichtung zur Wohnungsbestreitung der Seelsorger der Säkularpfarre nicht habe. Einen Privat-Rechtstitel für eine solche Bestreitung führt die Gemeinde selbst nicht an. Es ist richtig, daß die Gemeinde für Wohnungsbedürfnisse bisher nichts gezahlt hat, weil früher für die Unterkunft der Seelsorger nicht zu sorgen war. Im Jahre 1855 beantragte der Diözesanbischof, da vom Apostolischen Visitator die äußere Seelsorge den Karmeliten mit der strengen Observanz unvereinbar erklärt wurde, die Uebertragung der Pfarrgeschäfte an Weltpriester. Seit dem Jahre 1858 wurde nun mit Zustimmung des Staates die Seelsorge von Weltpriestern besorgt und wurden ihnen die Bezüge, und zwar auch die Wohnungsentschädigung aus dem Religionsfond angewiesen. Der der Allerhöchsten Bewilligung vom Jahre 1832 beigelegte Vorbehalt, so lange der Orden den Erwartungen entspricht, kann nicht anders gedeutet werden, als daß die Staats-Verwaltung nach ihrem Ermeßsen das Recht hat, die Zustimmung zur Besorgung der Pfarrgeschäfte durch den Orden, gegebenenfalls (1856) wieder zurückzuziehen. Schließlich wurde noch darauf hingewiesen, daß in dem Umstande, daß der Religionsfond bisher tatsächlich die Wohnungsentschädigung geleistet hat, noch kein Verzicht oder eine Verjährung zu Gunsten der Gemeinde bestehe, weil die Bestimmungen des a. b. G.-B. über die Erlöschung von Verpflichtungen durch Verjährung auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes keine Anwendung finden.

A. P.

XI. (Errichtung eines konfessionellen Friedhofes in einem anderen als dem Sterbeorte.) Die Bezirkshauptmannschaft in Linz erkannte über Einschreiten des bischöfl. Ordinariates zu Recht: Dem Bischof stehe als gesetzlichem Vertreter der katholischen Kirche das Recht zu, den geplanten konfessionellen Friedhof für die seiner kirchlichen Gewalt unterstehenden Katholiken von Linz in der Ortsgemeinde St. Peter zu errichten und denselben als die zum Sterbeorte Linz gehörige Begräbnisstätte für Katholiken zu bestimmen. Eine behördliche Bewilligung bedürfe der Bischof nur mit Bezug auf das Sanitätsgesetz vom 30. April 1870, worüber die Gemeinde St. Peter selbständig zu entscheiden habe. Der Gemeindeausschuß von St. Peter hat nun mit Beschluß vom 11. März 1907 sich für die Bewilligung vom sanitären Standpunkt aus entschieden. Die Bezirkshauptmannschaft als Oberaufsicht im Sanitätswesen fand nun gegen den Beschluß nichts einzuwenden, da das betreffende Grundstück für Begräbniszwecke vorzüglich geeignet erkannt wurde.

Die Stadtgemeinde Linz verfocht nun im Instanzenzuge die Rechtsanschauung, daß ihr die im Reichs-sanitätsgesetz den Gemeinden zukommenden Befugnisse einzuräumen und ihr ein Einfluß auf das Zustandekommen der Friedhofordnung, der Gebühren und Dienstesvorschriften für den Totengräber zu gewähren sei.

Die diesfalls eingebrachte Beschwerde wurde aber schließlich auch vom B.-G.-H. mit Erkenntnis vom 4. Dezember 1908, Z. 11.719, als unbegründet verworfen. Nach der Gemeindegesetzgebung ist die behördliche

Tätigkeit jeder Gemeinde auf ihr Gemeindegebiet beschränkt, innerhalb dessen Grenzen sie dieselbe sowohl im selbstständigen als übertragenen Wirkungsbereich entfaltet. Es wäre willkürlich, zu behaupten, daß der übertragene Wirkungsbereich der Gemeinde in Handhabung der Vorkehrungen über Begräbnisse nicht nach dem Gesichtspunkte der örtlichen Gemeindegrenzen, sondern nach anderen Merkmalen, etwa nach der Ortszugehörigkeit des Verstorbenen sich richten sollte, was, abgesehen von der praktischen Undurchführbarkeit, um so weniger angenommen werden kann, als die Ueberwachung der Begräbnisse, Leichenkammer im Grunde V des Reichs-sanitätsgesetzes ausdrücklich als Angelegenheit des selbstständigen Wirkungsbereiches an die örtlichen Gemeindegrenzen gebunden ist. Daß auch die Zuständigkeit der mit eigenem Statut versehenen Gemeinde Linz, als politische Behörde erster Instanz, über das Gemeindegebiet sich nicht ausdehnen kann, folgt auch aus § 4 des Gef. vom 19. Mai 1868. Der von der Beschwerde vertretene Grundsatz, daß sich ihre Tätigkeit auf alle öffentlichen Anstalten erstreckt, die den Bewohnern dieser Gemeinde dienen, ist nirgends ausgesprochen und kann auch aus dem Geiste des Gesetzes nicht gefolgert werden. Die Beschwerde führt die Ministerialverordnung vom 3. Mai 1874, betreffend die Ausstellung von Leichenpässen als Stütze für ihren Standpunkt an. Dies mit Unrecht; denn nach dieser Verordnung ist die politische Bewilligung zur Vornahme der Beerdigung nur dann erforderlich, wenn die Beerdigung auf einem andern Friedhof als dem zum Sterbeorte gehörigen vorgenommen werden soll; hier handelt es sich aber um eine zum Sterbeorte Linz gehörige Begräbnisstätte, mithin findet die genannte Verordnung hier keine Anwendung. Wenn die Beschwerde meint, daß ihr die Ueberwachung von der Staatsbehörde hätte übertragen werden müssen, auch wenn dazu kein gesetzlicher Anhaltspunkt vorhanden gewesen wäre, so ist zu bemerken, daß eine solche Uebertragung im Gesetze nicht vorgesehen ist und sie kein Recht hat, eine solche Verschiebung der Gemeindegemeinschaft zu verlangen.

A. P.

XII. (Kinder unter sieben Jahren können nicht konfessionslos gemacht werden.)

Anläßlich eines Falles, wo sich die Eltern konfessionslos erklärten, und auch ihre Kinder unter sieben Jahren als konfessionslos behandelt wissen wollten, hat der B.-G.-H. im Erkenntnis vom 22. Dezember 1908, Z. 12495, unter anderem sich in folgender Weise ausgesprochen: Nach § 2, Abs. 1, Gef. vom 25. Mai 1868, hat als Regel zu gelten, daß das Religionsbekenntnis eines Kindes so lange nicht geändert werden kann, bis es selbst aus eigener Wahl, das ist nach dem 14. Jahre, eine solche Veränderung vornehmen kann. Das Gesetz anerkennt nur drei Ausnahmen, in der Voraussetzung, daß es sich um Kinder unter sieben Jahren handelt, nämlich: a) den Fall gemischter Ehe, b) den Fall des Religionswechsels der Eltern, c) jenen der Legitimation eines Kindes. Zum Falle b wird bemerkt, daß unter „Religion, Religionsbekenntnis, Religionswechsel“ im Sinne des Gesetzes der bloß negative Begriff der Konfessionslosigkeit nicht subsumiert werden kann. Weiters wurde darauf hingewiesen, daß es sich bei diesen Gesetzesbestimmungen nur um

gesetzlich anerkannte Religionsbekenntnisse handeln kann, daß derartige Anordnungen über die Zugehörigkeit zu einem Religionsbekenntnisse den Bestand von Korporationsrechten voraussetzen, die von der staatlichen Anerkennung abhängen. Nach Art. 14 des Staatsgrundgesetzes ist die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit jedermann gewährt und kann niemand zu einer kirchlichen Handlung gezwungen werden, insofern er nicht der nach dem Gesetze hiezu berechtigten Gewalt eines anderen untersteht. Dieser Artikel kann aber zur Interpretierung von Zwangsvorschriften, als welcher sich Art. 2, al. 2, des Ges. vom 25. Mai 1868, darstellt, nicht herangezogen werden. A. P.

XIII. (Volkswallfahrten ins Heilige Land.) Es ist ein großes Verdienst des k. u. k. Generalmajors d. M., Heinrich v. Himmel, daß er diese Volkswallfahrten, in der Regel mit 500 Personen, in Oesterreich eingeführt und in ausgezeichnete Weise organisiert hat. Dem ersten Tiroler Pilgerzuge 1898 sind bereits 16 weitere nachgefolgt. Im Jahre 1910 sollen nun gar vier solche Pilgerfahrten mit 500 Personen stattfinden, nämlich von Oberösterreich, Ungarn, Mähren, Laibach (Slovenen). Der oberösterreichische Pilgerzug hat das erstemal in seinem Programm auch Galiläa (Berg Karmel, Nazareth) und wird diese erweiterte Tour gewiß auch ihre Nachahmung finden. Bei den Oberösterreichern sind die Preise für die erste Klasse mit 510, die zweite mit 450, die dritte mit 350 Kronen festgesetzt und dauert die Reise vom 5. bis 29. April. A. P.

XIV. (Entheiligung der Ehe.) Auf die verderblichen Folgen der Entchristlichung der Ehe, wie sie besonders in Frankreich zutage treten, weist das „Journal officiel“ in seinem Bericht über das 1. Halbjahr 1909 hin. Es fanden in dieser Zeit 6201 Heiraten weniger, aber 543 Scheidungen mehr statt als in der gleichen Periode des Vorjahres. Die Zahl der Geburten ist in der gleichen Zeit von 411.402 auf 398.710 herabgesunken; die Zahl der Sterbefälle hat um 25.019 zugenommen. Die Bevölkerung Frankreichs hat sich vom 1. Jänner bis 30. Juni 1909 um 28.203 Köpfe vermindert. Mögen diese schrecklichen Zahlen alle wahren Volksfreunde zu eifriger Tätigkeit für die Hochachtung und Heilighaltung der christlichen Ehe anregen und begeistern! A.

XV. (Veränderung der Taufformel.) Bei der ersten Taufe passiert einem jungen Priester ein kleines Malheur: Während er auf das Gießen des Taufwassers sehr acht gibt, ändert er unwillkürlich die Taufformel, indem er vor dem Worte filii die Worte in nomine wiederholt. Als ihm die Sache recht zum Bewußtsein kam, stellten sich Bedenken wegen der Gültigkeit der Taufe ein. Was sollte er tun?

Das einfachste ist, in einem Lehrbuche der Dogmatik über die sakramentale Form der Taufe nachzuschauen. Bei Pohle, Lehrbuch der Dogmatik III.³ S. 120 findet er eine ähnliche Formel, wie er sie angewendet hat, unter den zweifelhaft gültigen Formeln. Es ist aber dort auch eine Entscheidung des heiligen Offizium vom 13. Jänner 1902 zitiert, in der es heißt, daß die Form: ego te baptizo in nomine patris et in nomine filii et in nomine spiritus sancti an und für sich das Sakra-

ment nicht ungünstig mache, da diese Ausdruckweise nicht notwendig den Trithismus in sich schließe. An diesen häretischen Sinn hat der Priester nicht gedacht. Er wollte taufen nach dem Willen und im Sinne der heiligen katholischen Kirche, aus Unvorsichtigkeit, die entschuldbar ist, hat er ein Wort eingefügt, das die vorgeschriebene Formel nicht wesentlich verändert; die Taufe war gültig. Es ist klar, daß er bei den folgenden Taufen nicht bloß auf das Gießen des Wassers, sondern auch auf das richtige Aussprechen der Worte achten wird. F. A.

XVI. (Pflicht der Nächstenliebe.) Die „Köln. Volksz.“ vom 27. Oktober 1909 brachte folgendes zur Kenntnis ihrer Leser:

„Ein Bureaukratenstücklein. Durch den Heldenmut des Arbeiters Carsten Trulsen waren in Galehuns bei Tondern fünf Menschen dem sicheren Klammentode entrisen worden. Infolge der beim Rettungswerk erlittenen erheblichen Brandwunden für längere Zeit arbeitsunfähig geworden, kam T. bei der Behörde um eine Unterstützung ein, wurde jedoch, wie Nordschleswiger Blätter melden, mit jenem Besuch abgewiesen, weil er — keine Order gehabt, sich in das brennende Haus zu begeben. Uebrigens kann Trulsen noch von Glück sagen, daß er nicht gar noch — ein Strafmandat für seine Rettungstat erhalten hat. Tatsächlich erhielt vor einigen Jahren ein junger Mann in der Wiedingharde, der sich bei einem Brande hervorragend am Rettungswerk beteiligt hatte, ein solches, weil er sich in das brennende Haus begeben hatte, wozu er nach einer Polizeibestimmung nicht befugt war.“

Die Aufschrift, welche die Zeitung vorangefügt, besagt eigentlich viel zu wenig, man könnte eher reden von einer Bestrafung der Nächstenliebe. Gewöhnliche Menschen würden, wenn solche Entscheidungen der staatlichen Obrigkeit sich mehreren würden, einfach sagen: Da hört sich jede Betätigung der Nächstenliebe auf. Und die christliche Moral gibt ihnen Recht, wenn sie lehrt: Charitas non obligat sub gravi incommodo. Es ist denn doch eine Leistung großer Nächstenliebe, wenn jemand in ein brennendes Haus eindringt, um Menschen zu retten, eine Leistung, die von Anfang an mit so großer Verfahrde verbunden ist, daß eine heldenmütige Liebe dazu gehört, sie zu wagen. Und wenn der Retter Schaden erleidet an seinem Besitz, an Kleidung und Verdienst, ja sogar an der Gesundheit, so verlangt der gesunde Menschenverstand so gut wie das Naturrecht, daß ihm der erlittene Schaden nach Möglichkeit ersetzt werde; er kann dies verlangen vom Standpunkte der Liebe und Gerechtigkeit aus. Die staatlichen Gesetze bewilligen dem Finder einer verlorenen Sache für seine Mühewaltung einen entsprechenden Finderlohn. Das d. b. G., § 970, ivericht dem Finder das Recht zu, von dem Empfangsberechtigten den Ersatz der zur Verwahrung und Erhaltung der Sache erforderlichen Aufwendungen zu verlangen. Ähnlich gibt auch § 403 des d. b. G. dem Retter einer fremden Sache das Recht, den Ersatz seines Aufwandes und eine verhältnismäßige Belohnung zu fordern. Wenn nun schon bei Rettung beweglicher Sachen dem Retter seine Auslagen vergütet werden müssen, wenn er für seine Handlung im Interesse der Sachen der Mitmenschen

eine entsprechende Belohnung verlangen kann, soll ihm dann die Rettung von Menschen statt Lohn Schaden eintragen?

Wer soll dem Retter von Menschen den Lohn zahlen, den erlittenen Schaden ersetzen? Zunächst sind dazu diejenigen verpflichtet, zu deren Gunsten die Leistung unternommen wurde. Der Gerettete muß seinem Retter eine entsprechende Belohnung bezahlen. Bei größeren Unglücksfällen, oder, wenn der Gerettete arm und bedürftig ist, kann man von ihm die Schadloshaltung billigerweise nicht verlangen, da muß besonders zum Ersatz erlittenen wirklichen Schadens die Kommunität eintreten. Der Staat ist verpflichtet, für die Erhaltung der Existenz der Staatsmitglieder zu sorgen, die notwendigen zeitlichen Mittel dazu aufzuwenden. Das allgemeine Wohl verlangt es, daß es stets Männer im Staate gebe, die bei Unglücksfällen mutig das Schwerste wagen, deshalb wagen können, weil sie sicher sind, daß ihre Leistung im Interesse der Allgemeinheit von der Kommune auch anerkannt und entschädigt würde. Es ist ja wunderbar schön, wenn ein Mensch rein aus Liebe zu Gott und zum Nächsten sein Leben zu opfern bereit ist; doch diese heroische Liebe ist begreiflicherweise selten. Eine Liebestat verdient Lohn bei Gott, eine Liebestat hervorragender Art verdient aber auch Anerkennung und Lohn bei den Mitmenschen. Es ist recht und billig, daß der Staat einem Helden der Liebe mit Medaille oder Kreuzlein auszeichnet; es ist aber vor allem Pflicht des Staates, einen so edlen, opferwilligen Mann vor Schaden zu bewahren. F. A.

XVII. (Die deutschen Krematorien.) Im Juni d. J. fanden nach der „Flamme“ in den deutschen Krematorien 383 Einäscherungen gegen 318 im gleichen Monat des Vorjahres statt. Die Zahl verteilt sich auf die einzelnen Krematorien wie folgt:

	1909	1908		1909	1908
1. Bremen . . .	42	21	Uebertrag . . .	251	195
2. Chemnitz . . .	52	43	10. Karlsruhe . . .	18	14
3. Koburg . . .	20	10	11. Mainz . . .	29	26
4. Eisenach . . .	9	6	12. Mannheim . . .	18	18
5. Gotha . . .	45	47	13. Offenbach a. M. . .	19	12
6. Hamburg . . .	55	34	14. Pößneck . . .	5	—
7. Heidelberg . . .	6	11	15. Stuttgart . . .	19	30
8. Heilbronn . . .	7	4	16. Ulm . . .	16	24
9. Jena . . .	15	19	17. Zittau . . .	8	—

Fürtrag . 251 195 | Summe . 383 319
im Juni also ein Mehr von 64 = 20 v. H. Im ersten Halbjahr 1909 fanden insgesamt 2451 Einäscherungen statt, gegen 2089 im gleichen Zeitraume 1908, also ein Mehr von 17.3 Prozent. — Diese Zahlen beweisen, daß die Feuerbestattung nicht unerhebliche Fortschritte macht und daß die darauf abzielende Bewegung nicht unterschätzt werden darf.

(Germania.) Moisl.

XVIII. (Sexualehrklärung.) Besonnenere Pädagogen kommen nun doch allmählich zur Einsicht, daß diese heikelste aller Fragen nicht so

leicht hin zu lösen ist und daß hierbei die äußerste Vorsicht und Ueberlegung notwendig ist. So schreibt der badische Oberschuldirektor Doktor v. Sallwürf: „Es ist nicht zu bestreiten, daß eine eingehende Belehrung für junge Leute notwendig ist. Allein die Frage lautet: „Ist die Schule hiezu berufen? Stellen Sie sich einen Lehrer oder eine Lehrerin vor, die vor der Klasse einen Gegenstand erklären sollen, über den die Natur den doppelten Schleier des Geheimnisses und der Scham gebreitet hat. Der größte Teil der Klassen ist nicht so einheitlich gestaltet, daß nicht schon das eine oder das andere Kind tiefer in die Sache hineingeblickt hätte. Die Folgen eines solchen Unterrichts kann man sich leicht denken. Ich stehe deshalb von meinem pädagogischen Standpunkt der Forderung nach sexueller Aufklärung in der Schule durchaus ablehnend gegenüber.“ H. W.

Zeitschriftenchau.

Von Prof. Dr. Hartmann Strohsacker O. S. B. in Rom, S. Anselmo.

Laacher Stimmen, 4. Heft. Beißel gibt (361 ff.) eine kurze Beschreibung und Wertung des St. Markus-Domes zu Venedig, dessen Gesamteindruck trotz aller Stilverschiedenheiten im einzelnen doch ein prächtiger ist, und dadurch den einseitigen Puritanismus widerlegt. — Dressel, „Abwendung des Bligschadens durch wohlfeilere Bligableiter“, 376 ff. Nachweis, daß seit 50 Jahren die Bligefahr, zumal auf dem Lande, konstant zunimmt. (Schluß, 5. H., 495 ff.: Die zweckentsprechende Einrichtung eines Bligableiters nach den neueren wissenschaftlichen Erfahrungen; Vereinfachung und Verbilligung der Anlage.) — Beßmer, „Das zweite Gesicht“, Schluß, 389 ff. Die Schwierigkeit zu entscheiden, ob den Berichten über solche Gesichte nicht Erinnerungstäuschungen zu Grunde liegen. Ebenso ungünstig stellt sich die Frage dar, ob nicht der Seher selbst habituell oder im Momente des Schauens körperlich und seelisch sich in einem anormalen Zustande befunden hat, wodurch sich ganz auffallende Berichte natürlich erklären. Endlich steht in den weitaus meisten Fällen die tatsächliche Beziehung des Gesichtes zu einem wirklichen Ereignisse nicht fest. Somit handelt es sich meist um bloße Ahnungen, die zum Bilde gestaltet werden, auch ein Eingreifen Gottes darf nicht schlechthin ausgeschlossen, telepathische Wirkungen aber können nur in sehr beschränktem Maße angenommen werden; bisher das Tatsachenmaterial noch ganz unzureichend. — Kneller, „Der heilige Irenäus und die römische Kirche“, 402 ff. Prüfung neuer Deutungen der berühmten Stelle, besonders von Harnack, wodurch die Tragweite des Textes bedeutend abgeschwächt würde. Zusammenhang und Analyse ergeben die Unhaltbarkeit der Harnackschen Auffassung. — Wasmann, „Alte und neue Vorrichtungen Häckels über das Menschenproblem“, Schluß, 422 ff. Kritik der letzten Schrift Häckels: er gesteht jetzt endlich ein, daß die Affenabstammung des Menschen eine Hypothese sei, hält aber an seinen willkürlichen Gesetzen fest, ignoriert anerkannte wissenschaftliche Tatsachen, arbeitet mit rein erdichteten Vorfahren des Menschen, und sucht so in gewissenloser Weise das Publikum zu täuschen.

5. Heft (s. o.). Cathrein, „Die moderne Entwicklungslehre als Weltanschauung“, 479 ff. Charakteristik des radikalen agnostischen oder materia-

listisch-pantheistischen Evolutionismus; seine Konsequenzen: Degradierung des Menschen durch Leugnung der geistigen Seele, der persönlichen Unsterblichkeit, der Willensfreiheit, der übersinnlichen Erkenntnis, der Religion, der unwandelbaren Wahrheit, des Welt- und Menschheitszweckes. — H. Pesch, „Die katholische Charitas und ihre Gegner“, 511 ff. Im Anschlusse an das Werk von Fr. Schaub wird besprochen: Begriff und richtige Art des Almosens, das Verhältnis der Charitas zur Sozialpolitik, Bedeutung der Charitas für die menschliche Gesellschaft, ihre Stellung zur staatlichen Armenpflege. Widerlegung der Einwände gegen die katholische Charitas. — Reichmann, „Escobar und eine Mißhandlung durch Pascal“, 523 ff. Pascal hat Escobar als Ausbund der heuchlerischen laxen Jesuitenmoral dargestellt, und dabei kein Mittel der Verdrehung und Fälschung gescheut. Autor gibt an der Hand des Buches von Professor K. Weiß eine Darstellung von Escobars Leben und Werken, unter besonderer Beleuchtung der von Pascal gänzlich verzerrten Probabilismusfrage. — Zimmermann untersucht (539 ff.) die heute so vielgepriesene Phrase der „Lebensbejahung“ auf ihren Wert: es kommt auf das Leben an, das man lebt; das „Sichausleben“, wie es gemeinhin verstanden wird, ist unsittlich und unwahr; auch die „Lebenskunst“ der Modernen ist von sehr zweifelhaftem Werte. Nicht das Christentum ist „lebensfremd“, sondern gerade die moderne Ethik.

6. Heft. H. Pesch, „Streik und Lockout“, 1 ff. Die gewöhnlichen Ursachen und Anlässe zu Streik und Aussperrung; deren Wirkungen und Folgen für die Arbeiter, für die Unternehmer, für Staat und Gesellschaft. Prinzipielle Beurteilung: vom privatrechtlichen Standpunkte Streik und Aussperrung nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen sittlich erlaubt. (Schluß, 7. H., 142 ff.: Vom Standpunkte der öffentlichen Ordnung soll der Staat durch entsprechende Gesetze die Anlässe zu Arbeitsstreitigkeiten nach Möglichkeit beseitigen; doch kann dem Staate unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Recht zu eigentlich gesetzlicher Verhinderung von Streik und Aussperrung nicht schlechthin zugesprochen werden.) — Beßmer, „Telepathie“, 13 ff. Umgrenzung der bis heute hypothetischen Telepathie; die für deren Existenz sprechenden Erscheinungen: Gedankenübertragung, Hellsehen außer der Hypnose, Ergebnisse der Hypnose, das zweite Gesicht. (Schluß, 7. H., 155 ff.: Kritik: Bloß Ferngesehen und Gedankenübertragung sind als Tatsachen bezeugt, doch auch für sie ist die telepathische Erklärung nicht die einzig mögliche; außerdem ist der eigentliche Verlauf der Vorgänge noch nicht genügend festgestellt, ebenso wie auch die übrigens sehr eng umgrenzten Erscheinungen der Gedankenübertragung noch sehr wenig erforscht sind; die Hypothese von den psychophysischen Emanationen ist übereilt.) — Beißel, „Zur Geschichte der Gebetbücher“, 28 ff. Die frühmittelalterlichen Gebetbücher bieten durchwegs nur den Psalter, erst seit dem 13. Jahrh. auch außerliturgische Gebete; Beschreibung einiger uns erhaltener kostbarer Gebetbücher dieser Epoche. (Fortsetzung, 7. H., 169 ff.: Seit dem 13. Jahrh. kommen immer mehr die „Stundenbücher“, beginnend mit den Tagzeiten B. M. V., in Aufnahme; dieselben entwickeln sich dann seit dem 15. Jahrh. zu den „Seelengärtlein“, mit Sterbe- und Rosenkranzunterricht, Andachten zu den Heiligen, zum Leiden Christi, und vielfach übertriebenen oder erdichteten Ablassversprechungen. 8. H., 274 ff.:

Charakteristik der Horenbücher des 16. Jahrh.; die einsetzende kirchliche Zensur war sehr heilsam. Allmählich bereitet sich das heutige Gebetbuch vor. (Schluß, 9. H., 397: Charakteristik der verbreitetsten Gebetbücher seit dem 17. Jahrh., die viel Unterricht bieten und sich weniger an die Liturgie anschließen. Entwicklung durch die Periode der Aufklärung hindurch bis ins 19. Jahrh.) — Cathrein legt die Konsequenzen der monistischen Entwicklungslehre für die Ethik dar (42 ff.): Verwischung der Grenzen zwischen physischer und sittlicher Ordnung; Unmöglichkeit zu bestimmen, wer als unser Nebenmensch gelten soll; Zerstörung der ganzen sittlichen Ordnung durch Leugnung der Willensfreiheit und des Lebenszweckes. (Schluß, 7. H., 186 ff.: Unfähigkeit, die Einheit des sittlichen Bewusstseins der Menschen zu erklären; Vernichtung jeder wahren Gewissenspflicht; Zerstörung der Sanktion des Sittengesetzes; Vernichtung des Wertes des Lebens und der sittlichen Ordnung.) — Baumgartner gibt (56 ff.) ein Lebensbild des italienischen Dichters des Pessimismus, Giacomo Leopardi, samt Charakteristik seiner Werke.

7. Heft (i. o.). Baumgartner, „Die katholische Belletristik und die Moderne“, 121 ff. Scharfe Kritik der drei Beremundus-Broschüren, worin R. Muth die katholische Belletristik als inferior erklärt, die katholischen literarischen Werke herabsetzt, übertriebene, ungerechte und auch direkt unrichtige Urteile fällt: dadurch, wie durch die „Hochlands“-Romane mit ihrer bedenklichen Bevorzugung der „modernen“ Richtung wird der katholischen Belletristik nur geschadet.

8. Heft (i. o.). Zimmermann, „Die Beweiskraft des Gottesbedürfnisses“, 241 ff. Ist zu bejahen: die Beweiskraft liegt in der Wahrhaftigkeit und Zielsicherheit der Naturbedürfnisse, sowie in der sonst unvermeidlichen Konsequenz des Monismus. — Cathrein, „Christentum und Sozialismus“, 255 ff. Nachweis der absoluten Unervereinbarkeit der religiösen Anschauungen des Sozialismus mit den Lehren des Christentums; aber auch die wirtschaftlichen Ziele des Sozialismus sind in Widerspruch zur katholischen Lehre, und sind übrigens nicht trennbar von den atheïstischen und materialistischen Prinzipien der Sozialdemokratie. — Pfäff, „Ein parteiloses Wort über die Inquisition“, 290 ff. Besprechung des Wertes von Th. de Caizon über die französische Inquisition; der Autor ist zwar kein entschiedener Katholik, aber doch in der Hauptsache unabhängig und unparteiisch, er strebt nach einer wahrhaft geschichtsphilosophischen Auffassung. (Schluß, 9. H., 412 ff.: Nach de Caizon sind die Beweggründe zur Einführung der Inquisition durchaus billige gewesen, ja in der Entwicklung der christlichen Welt fast mit Notwendigkeit gegeben; die päpstliche Organisation des Institutes bedeutet juridisch einen großen Fortschritt; das Ziel der Inquisition war die Befehrung der Irrrenden.) — Müller schildert (303 ff.) im Anschlusse an Trecker die verschiedenen Zeitmesser oder Sonnenuhren der Vorzeit bis herauf ins 16. Jahrhundert.

9. Heft (i. o.). Baumgartner gibt (357 ff.) ein in allen wesentlichen Punkten zustimmendes Referat über M. v. Kraliks Schrift „Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart“, worin Muth und die „Modernisten“ unter den katholischen Literaten eine scharfe Zurückweisung erfahren. — Bruders skizziert (372 ff.) die Hauptentwicklungsmomente der Andacht zur

Person Jesu Christi bei den Kulturvölkern des Altertums und bei den germanischen Stämmen, die von der Andacht zum historischen Christus ausgehend, durch die Andacht zur Eucharistie hindurch in der Herz Jesu Andacht ihren harmonischen Abschluß findet. — Beßmer, „Der Kult der Entartung“, 383 ff. Autor wendet sich gegen den modernen Zug der Literatur, das Abnormale, Krankhafte, Perverse zu verherrlichen. Schilderung des Lebens und Wirkens von Paul Bartaine, der als typischer Alkoholiker an Trunksucht und Ausschweifung zu Grunde ging, aber trotzdem neuestens auch dem deutschen Volke nähergebracht werden soll.

Zeitschrift für katholische Theologie, 2. Hest. Hofmann, „Die Neuregelung der römischen Kurie durch Pius X. in seiner Konstitution *Sapienti consilio*“, 197 ff. Bedeutung des Aktes und dessen Notwendigkeit. Uebersichtliche Zusammenstellung der Hauptpunkte der Konstitution und ihres Inhaltes: Aufzählung, Zusammensetzung und Kompetenz der Kardinalskongregationen, der päpstlichen Gerichtsbehörden und der päpstlichen Ämter; das Dienstreglement. — Stufser unterzieht (232 ff.) die Behauptung Poschmanns einer Kritik, daß vor und bis Cyprian die weite Verbreitung der rigoristischen Bußpraxis eine feste Tradition hinsichtlich der Absolution der Gefallenen nicht aufkommen ließ; untersucht speziell auch den Begriff *Exomologesis* bei Cyprian. — Jansen, „Die Gottheit Christi bei den Synoptikern“, 248 ff. Es wird gezeigt, daß auch aus den Synoptikern allein die Gottheit Christi klar hervorgeht, wenn man berücksichtigt, daß der Heiland erst nach und nach sich als Gott bekennen durfte, daß er aber durch seine ganze Lehrtätigkeit sich als mit göttlichen Eigenschaften ausgerüstet ausgewiesen hat, daß endlich der Titel „Sohn Gottes“ in seiner Entwicklung im eigentlichsten Sinne zu verstehen ist. — Michael, „Deutsche Kunstgeschichte und deutsche Geschichte“, 273 ff. Teilweise ergänzende und berichtigende Ausführungen zu dem einschlägigen Artikel des Prof. Dehio betreffend die Aufgabe einer deutschen Kunstgeschichte. — Paulus, „Die Anfänge des Ablasses“, 281 ff. Untersuchung jener früheren Einrichtungen, durch welche die generell erteilten, seit dem 11. Jahrh. auftretenden Ablässe der heutigen Form vorbereitet worden sind: es sind dies die einzelnen eifrigen Büßern erteilten, mit der Zeit immer leichter erlangbaren Bußnachlässe, besonders aber die seit dem 7. Jahrh. aufkommen= den Reduktionen oder Redemtionen, welche, auch generell erteilt, allerdings nicht als Erlass, sondern als Umwandlung der Bußwerke zu betrachten sind, aber doch tatsächlich eine Ermäßigung der Buße bedeuten, sowie andererseits der Bußerlass eine Bußumwandlung in sich schloß; übrigens sind manche Ablässe geradezu eine generelle Bußermäßigung, die sich mit der praktischen Un= durchführbarkeit der alten strengen Bußbestimmungen von selbst ausdrängte.

3. Hest. 3. P. Boß, „Didache IX. X.“. 417 ff. Gegen Ermoni und Ladeuze wird nachgewiesen, daß die Gebete der beiden Kapitel eucharistisch (Messgebete) sind. — S. v. Grum (Grgimaylo, „Die philosophischen Voraussetzungen des Modernismus“, 438 ff. Es wird gezeigt, daß der Modernismus auf der im Gegensatz zur realistischen (scholastischen) Philosophie stehenden skeptizistischen (kritischen, kantischen) Philosophie beruht, nicht nur im allgemeinen (Dualismus zwischen Wissen und Glauben), sondern auch in den ein=

zelnen Grundgedanken (Agnostizismus, und daher Symbolismus und Evolutionismus). — Maurer, „Arbeitslohn und Honorar für sündhafte Handlungen“, 471 ff. Die Frage, ob der für sündhafte Handlungen bedungene Lohn nach gechehener Handlung ausbezahlt werden muß, ist unter Ablehnung der Begründe im Anschlusse an bedeutende ältere Moralisten zu bejahen: sittliche Gutheit und Geldeswert einer Handlung fallen keineswegs zusammen, äußere Handlungen werden überhaupt nicht durch ihr physisches Wesen, sondern durch die Umstände erlaubt oder unerlaubt. — Donat, „Der moderne Freiheitsbegriff und seine Weltanschauung“, 491 ff. Unter Freiheit (auch der Wissenschaft) kann bloß das Freisein von unberechtigten Schranken verstanden werden; die Frage ist somit, welche Schranken unberechtigt sind. Darlegung der christlichen Auffassung im Gegensatze zur modernen Forderung schrankenloser Autonomie, welche philosophisch auf der Weltanschauung der „Humanität“, d. h. des Menschen als eines absoluten diesseitigen Wesens, fußt, und sich namentlich durch die Deformation, das Freidenkertum und die französische Revolution herausgebildet hat.

Lübinger Quartalschrift, 3. Heft. Belfer, „Die Frauen in den neutestamentlichen Schriften“, 321 ff. Der Heiland erhob das Frauengeschlecht aus seiner unwürdigen Stellung durch seine Lehr- und Wundertätigkeit, durch die Ausdehnung seiner Erlösung auf die Frau, durch Schaffung einer der Frau gebührenden Stellung in der Familie, durch ihre Heranziehung zum christlichen Missionswerke; daher erscheinen auch in den apostolischen Schriften die Frauen im Vollbesitz der religiösen Rechte, und als wichtiger Faktor in der Ausbreitung des Evangeliums, ja selbst an der Abfassung der Heiligen Schriften sind Frauen in gewissem Grade beteiligt. — Zeller, „Die Zeit Commodians“, 352 ff. Schluß: Nachweis, daß Commodian ein Zeitgenosse Cyprians ist, sehr stark von Cyprian abhängig; er ist volkstümlicher Dichter; war weder Bischof, noch auch Kleriker, sondern Asket; wahrscheinlich Afrikaner und Schatzmeister der Kirche. — Buturas setzt (407 ff.) die Zusammenstellung der Ergebnisse fort, welche der für die griechische Catenenliteratur wichtige Münchener Codex IX. liefert. — Dreves verteidigt (436 ff.) gegen Blunne nochmals seine Ansicht, daß nach den bisher bekannten Quellen Gregor d. G. als Hymnendichter nicht erwiesen ist.

4. Heft. Sägmüller, „Der Tischtitel in der Diözese Rottenburg bis zum Jahre 1848“, 481 ff. Nach kirchlichem Rechte muß der Tischtitel unbedingt und allgemein lauten; in Württemberg gab seit 1808 der Staat aus dem geistlichen Interfalar-Fonds allen Priestern den Tischtitel, aber seit 1818 mit der Bedingung der unverschuldeten Amtsunfähigkeit und unter Vorbehalt der Ersatzpflicht; die Bischöfe sollten verschuldeterweise dienstunfähig gewordene Geistliche laisieren; dokumentarische Weichichte der hierüber in der Kammer in den 30er und 40er Jahren geführten Verhandlungen. — Stix, „Zu den Schriften des heiligen Hilarius“, 527 ff. Erklärende Uebersetzung schwieriger Stellen aus Hilarius, De Trinitate. — Weber, „Zum armenischen Text der *Ἐκδοκὴ* des heiligen Irenaeus“, 559 ff. Besprechung verschiedener im Armenischen entstellter Texte und Verbesserungsvorschläge. — W. Koch, Zur Methode der Apologetik“, 574 ff. Aufgabe der Apologetik: wissenschaftlich zu

beweisen, daß das kath. Christentum glaubwürdig und daher zur Annahme geeignet ist. Dieser Beweis kann nicht rein subjektivistisch, immanentistisch geführt werden, wenn auch die Methoden dieser Richtung etwas Wahres enthalten; sondern es ist zunächst objektiv-geschichtlich, aus den *facta divina* zu argumentieren; dieses Argument bedarf jedoch einer subjektiven, d. h. die Disposition zum Glauben erweckenden Ergänzung.

Revue Bénédictine, 2. Heft. Wilmart teilt (145 ff.) aus einer Veroneser Handschrift des 8. Jahrh. zwei Bruchstücke aus Isaias (22, 11—13 und 27, 11) und Jeremias (4, 3—4) mit, die einer älteren lateinischen Uebersetzung angehören. — Morin bietet (163 ff.) die Geschichte eines von N. Maurus und anderen Autoren des 9. Jahrh. erwähnten, bisher verloren geglaubten, fälschlich dem hl. Hieronymus zugeschriebenen pelagianischen Traktates des 5. Jahrh. „*De induratione cordis Pharaoni*“, welchen er nunmehr in sechs Handschriften aufgefunden hat. Inhalt, Hauptthesen, Stil und Eigenart der biblischen Zitation lassen schließen daß der Autor vielleicht Pelagius selbst oder ein dem römischen Kreise angehöriger Vorkämpfer der Häresie ist. — Ancel setzt (189 ff.) die quellenmäßige Darstellung des Prozesses gegen die Carafa fort: der Gang der Verteidigung; die vergeblichen Bemühungen der Angeklagten, Philipp II. zu einer Intervention zu veranlassen. Am 3. März 1561 läßt Pius IV. das Todesurteil über den Herzog von Paliano und seine beiden Mitschuldigen am Morde der Herzogin, sowie über den Kardinal Karl Carafa; das Urteil wurde in der nächsten Nacht vollzogen, die Verurteilten starben voll christlicher Ergebung. (Schluß, 3. Heft, 301 ff.: der Kardinal von Neapel wurde gegen Zahlung einer hohen Summe begnadigt. Der Nachlaß und die Rechte der Hingerichteten Carafa gingen an die Nissen Pius IV. über, doch ist der hl. Karl Borromeus vom Eigennutz freizusprechen. Pius V. zeigte sofort nach seiner Wahl Sympathie für die so schwer getroffene Familie Carafa, stellte ihr verschiedene Güter und Rechte zurück, und ordnete die Revision des Prozesses an, welche am 26. Sept. 1567 zum Freispruch und zur Rehabilitierung der Carafa führte. Beurteilung des so verschiedenen Standpunktes der beiden Päpste; die Bedeutung des ganzen Prozesses liegt in der endgültigen Beurteilung des politischen Nepotismus, wodurch die kirchliche Reform erst eigentlich möglich wurde.

3. Heft (f. o.). Morin berichtet (255 ff.) über einen bisher unedierten, in einem Kodex von Laon (8. Jahrh.) vorfindlichen Traktat über die Trinität; der Autor ist Sabellianer, seine Theologie ebenso wie seine Ausnutzung der Bibel und gewisser Apokryphen und seine Sprache, endlich ein Vergleich mit sicher priscillianistischen Schriften berechtigen zu dem Schlusse, daß der Autor wahrscheinlich Priscillian selbst ist. — Wilmart beschreibt und würdigt (281 ff.) die sieben Fragmente eines gregorianischen Missales, welche sich in einem Kodex von Monte Cassino finden und dem 7./8. Jahrh. angehören. — Denis publiziert und bespricht (325 ff.) eine Reihe von Dokumenten zur Geschichte des Jansenismus in der Mauriner Kongregation; die Stücke gehören den Jahren 1729 und 1730 an, und beleuchten die aufregenden Episoden, welche der erzwungenen Unterwerfung der Benediktiner von S. Germain-des-Près vorhergingen. — De Meester setzt (371 ff.) die Studie über die orthodoxe Theologie

fort: die Lehre von der göttl. Vorsehung, einschließlich der Natur des göttl. Vorherwissens und der Prädestination.

Katholik, 5. Heft. Sawicki, „das religiöse Erkennen nach moderner Auffassung“, 321 ff. Fortsetzung: Kritik dieser Auffassung: Nachweis, daß Religion ohne Gotteserkenntnis nicht entstehen und ohne Vernunftkenntnisse keine Gewißheit haben kann. (Schluß, 6. Heft, 419 ff.: Nachweis, daß theoretische Erkenntnis mit dem Wesen der Religion vereinbar und daß eine theoretische Gotteserkenntnis möglich ist.) Schleußner bietet (340 ff.) eine kritische Analyse des Werkes von Zahn „Einführung in die christliche Mystik“. — Beit, „Das Volksschulwesen in Kurmainz unter Erzbisch. Joh. Philipp von Schönborn, 1647—1673“, 349 ff. Quellenmäßige Darstellung der trostlosen Zustände, welche der Erzbischof in der Diözese vorfand; seine eifrige Tätigkeit zur Hebung des Schulwesens: Wiederherstellung der geistlichen Schulaufsicht, Maßnahmen zur Besezung der Lehrstellen, zur Kontrolle der Lehrpersonen; Mithilfe der Schüler Holzhausers, Schwierigkeiten seitens der indifferenten Bevölkerung. (Schluß, 6. Heft, 451 ff.: Gehaltsverhältnisse der Lehrer, Unterrichtsbetrieb, Einführung der eigentlichen Schulkatechese.) — García führt (363 ff.) in Ergänzung der Arbeit Morins weitere Momente vor, welche dafür sprechen, daß der verloren geglaubte *Libellus de remediis blasphemiae* des hl. Julian von Toledo identisch ist mit einem von Mai publizierten Traktate über das Schicksal der abgechiedenen Seelen (Migne 96).

6. Heft (i. o.) Pfäfflich, „Platos Einfluß auf die Theologie Justins“, 401 ff. Gegen Jeder wird der Beweis geführt, daß Justin unvermerkt aus Plato entlehnte Ideen in die christliche Lehre hineintrug und dadurch in Irrtümer geriet: die absolute Transzendenz Gottes, die Geburt des Logos aus der Natur bei der Weltbildung, daher Subordinationismus; die menschliche Seele von Gott belebt. Immerhin hält Justin am Glauben der Kirche fest. — Gyllmann untersucht (435 ff.) die Stellung einiger älterer Theologen zur Laienbeicht: Albert d. Gr. gibt deren Sakramentalität zu, doch erfolgt nach ihm keine Absolution durch die Schlüsselgewalt; eine eigentlich sakramentale Laienbeicht lehrt die *Glossa ordinaria*, dann auch die Kanonisten Sikard von Cremona und Huguccio; Spuren derselben Meinung finden sich auch sonst. Haensis ist entschiedener Gegner, S. Thomas und Bonaventura leugnen ebenfalls den sakramentalen Wert einer solchen Beicht. — Sipann bespricht (463 ff.) die neuesten katholischen Schriften von Keppler, Kehrler, Krapp, Förster, Weiß, die gegenüber dem Pessimismus unserer Zeit den echt christlichen Optimismus vertreten — 470 ff. wird die päpstliche Enzyklika zum Sankt Anselms Jubiläum besprochen.

7. Heft. Bellesheim würdigt (1 ff.) die Seligipredigungen des Jahres 1909, besonders jene der sel. Johanna d'Arc. — Schorsch bietet (21 ff.) eine Analyse und neue Erklärung der schwierigen Eucharistie-Stelle bei Tertullian, c. Marc. IV. 40. — Bierbaum, „Zur Methodik der Theologie des hl. Bonaventura“, 34 ff. Bonaventuras allgemeine Regeln für das Studium: Ordnung, Ausdauer, Freude, Prüfung der eigenen Fähigkeiten. Das Ziel des Studiums; das Verhalten gegenüber Kontroversfragen. Spezielle Regeln für das Studium der hl. Schrift und die Behandlung der Heiligenleben; speziell in letzterer Hinsicht ist die Vorsicht des Heiligen bemerkenswert. —

S. 52 ff.: Bericht über das neugegründete päpstliche Institut für biblische Studien. — Zimmermann beleuchtet (62 ff.) die dreibändige Selbstbiographie F. v. Schultes.

8. Heft. Bellesheim bespricht (81 ff.) die beiden Heiligensprechungen vom 20. Mai 1909; Schilderung des Lebens und Wirkens Jos. Oriols und des Kl. M. Hofbauer. — Anders tritt (99 ff.) im wesentlichen für die These Portalis ein, daß die berühmte *Summa Sententiarum* des 12. Jahrh. nicht Hugo v. S. Viktor zum Verfasser hat. — Schlenker gibt (117 ff.) ein kritisches Referat über mehrere neue Textausgaben und Uebersetzungen deutscher Mystiker. (Fortf. 9. Heft, 171 ff.) — Schmidkunz, „Religiöse Kunst“, 126 ff. Grundsätzliche Stellungnahme zur Aufgabe der religiösen Kunst gegenüber unökonomischen oder nicht echt religiösen Schöpfungen; Stand der religiösen Kunst in Vergangenheit und Gegenwart. — Roth beleuchtet (139 ff.) nach den Quellen den 1509 – 1513 zwischen Pfefferkorn einerseits, Neuchlin und der Mainzer theol. Fakultät anderseits geführten Streit betreffend die Verfolgung der jüdischen Bücher.

9. Heft. (f. o.) Heiner bespricht (161 ff.) die Notwendigkeit gediegener naturwissenschaftlicher Studien für die heutige Theologie, namentlich für die Apologetik. — Willmann, „Die Siebenzahl der Sakramente bei den Glossatoren des Gratianischen Dekrets“, 182 ff. Unter Richtigstellung Freisens wird eine Reihe der ältesten und bedeutendsten Kommentatoren Gratians vorgeführt, von welchen die meisten unsere sieben Sakramente aufzählen, aber auch manche unter Zugrundelegung eines weiteren Sakramentsbegriffes diese Zahl überschreiten. — Schmidt zieht (215 ff.) einen Vergleich zwischen den kirchlichen Zuständen Deutschlands, wie sie der Kölner eucharistische Kongress 1909 zeigte, und dem Stand von 1786, wo der päpstliche Legat B. Pacca am Rhein die schismatischen aufklärerischen Bestrebungen der Bischöfe von Mainz und Köln vorfand, von ihnen und dem Großteil des Klerus feindselig behandelt wurde, während man zugleich die bedenklichsten „Reformen“ im eucharistischen Kultus einführte. Ursachen des Umschwunges: die Tätigkeit ausgezeichnete Bischöfe im 19. Jahrh., die Aenderung in der sozialen und politischen Stellung der Hierarchie. — Margreth unterzieht (223 ff.) die religiöse Psychologie des Amerikaners W. James einer kritischen Prüfung: das System ruht auf falschen Grundlagen.

10. Heft. Lübeck, „Das angebliche Fortleben der Dioskuren in christlichen Legenden“, 241 ff. Nach der Behauptung moderner Philologen leben manche heidnische Gottheiten, in Heilige umgedichtet, in der christl. Legende fort; so besonders die Dioskuren. Untersuchung der neuesten einschlägigen Schrift von R. Jaïsle: es liegt nirgends ein stichhaltiger Beweis vor. — Mohlberg gibt (266 ff.) die Hauptresultate der wichtigen, im *Dictionnaire d'archéologie chrétienne* erschienenen Arbeit Wilmaris über das gallikanische Missale von Bobbio. — Heer, „Der Stammbaum Marias nach Lukas in seiner ursprünglichen Gestalt und Bedeutung“, 274 ff. Kurze Geschichte des Problems. Der schriftstellerische Zweck des Evangelisten bei Einfügung des Stammbaumes in cap. 3. ist die Erweisung Jesu als Sohnes Gottes im höchsten theol. Sinne, als des zweiten Adam und Hauptes des Menschen-

geschlechtes; diese echt paulinische Auffassung bezeugt Irenaeus, gestützt auf die Tradition, und dieselbe ist wohlbegründet. Ein Vergleich der ältesten Textzeugen und die Beachtung des altorientalischen Zählungsmodus ergibt, daß nur 72 Namen der Tafel urprünglich sind und der Name des hl. Joseph als des bloß putativen Vaters Christi nicht mitzuzählen ist; d. h. Lukas bietet im Gegensatz zu Matthaeus den Stammbaum Marias: so vor Irenaeus auch Justin und auch die beiden Talmude. — Dunkel berichtet (307 ff.) über die ziemlich gesicherte Entdeckung des biblischen „Bethania jenseits des Jordans“ durch P. Féderlin.

Aus der *Vita Cattolica* seien hervorgehoben die Artikel zur Seligsprechung der Jungfrau von Orleans (1. Mai-Heft, 257 ff.); über die *Sancti Anselm Enzyklika* (2. Mai-Heft, 385 ff.); über das jugendliche Verbrechen (eb. 438 ff.); über die beiden Heiligsprechungen des Jahres 1909 (1. Juni-Heft, 513 ff.); der Bericht über die Gründung und Einrichtung des biblischen Institutes (2. Juni-Heft, 641 ff.), die Studien über die Anfänge des gotischen Stiles (1. August-Heft, 313 ff.); über den Rückgang der Population unter den Kulturvölkern (2. August-Heft, 385 ff.; 2. September-Heft, 641 ff.); über die politische Lage der Katholiken Deutschlands (1. September-Heft, 566).

Rom, S. Anselm.

Prof. Dr. Hartmann Strohsacker O. S. B.

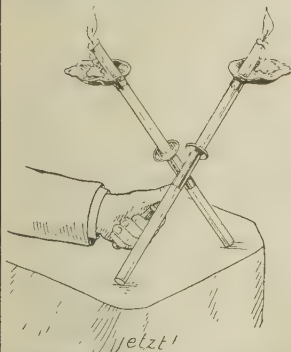
Empfehlenswerte Kalender für das Jahr 1910.

1. Kalender von Steinbrener in Winterberg:
 - a) **Zu Ehren der 12 heiligsten Herzen Jesu und Maria** für das liebe Volk. 28. Jahrgang. Preis 80 h.
 - b) **Die heilige Familie**, besonders für die Mitglieder des Vereines der heiligen Familie 23. Jahrg. Pr. 80 h.
 - c) **Feierabendkalender**, für die, welche am Nachmittag oder Abend ihres Lebens stehen, und für jedes Häuslein, das sein Kreuzlein hat. 22. Jahrg. Pr. 90 h.
 - d) **Großer Marienkalender**, 35. Jahrg. Pr. 80 h.
 - e) **Katholischer Kalender für Zeit und Ewigkeit**. 35. Jahrg. Pr. ggd. 1 K, brosch 90 h.
2. **Altöttinger Liebfrauen-Kalender**, Verlag der Antonius-Buchhandlung Steiner. 15. Jahrg. Pr. 40 Pf.
3. **Regensburger Marien-Kalender**. Druck und Verlag Pustet. 45. Jahrg. Pr. 60 h.
4. **Volkskalender für die österreichische Monarchie**. Verlag „Neue Zeitung“ in Wien. Pr. 60 h.
5. **Einsiedler-Kalender**, 70. Jahrg. Pr. 40 h und **Marien-Kalender**, 18. Jahrg. Pr. 60 h. Verlag Benziger in Einsiedeln.
6. **Papst-Kalender**, Verlag Bonifatiusdruckerei in Paderborn. 8. Jahrg. Pr. 50 Pf.
7. **Apostel-Kalender**, Verlag der Gesellschaft des göttlichen Seilandes. 25. Jahrg. Pr. 60 h.

Wer diese Kalender einmal kennt, der hat sie auch liebgewonnen. Die Erzählungen, welche sie enthalten, bieten eine angenehme und belehrende wie erbauliche Lektüre.

Inserate.

In jeder Kirche sollte der



St. Blasiuskerzenhalter mit Tropfenfänger. die
Sturmiuskerze mit ges. gesch. Schutzring und das
Rübsam'sche Löschhorn mit Luftdruck und Spulenführung
des Zündwachses
Verwendung finden.

Ausführliche Begründung in Prospekten, die gratis und franko versandt werden und die Sie im eigenen Interesse nach Durchsicht dieser Bekanntmachung gefl. verlangen wollen.

Der **St. Blasiuskerzenhalter** wird von bischöflichen Behörden empfohlen.

Vorzugs-Preise bei gleichzeitiger Bestellung von Wachskerzen

Carl Rübsam, Fulda 8, päpstl. Hoflieferant.
Alleiniger Fabrikant dieser 3 geschützten Gegenstände.

Wichtige Neuererscheinungen!

Das Opfer des neuen Bundes.

Befehrungen und Erwägungen über das Kreuzopfer und das Meßopfer. Von Joh. Bapt. Lohmann S. J., 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 261 S. kl. 8°. Brosch. M. 1.50 — gebd. M. 2 — = K 2.40.

Schröders Hilfsbuch zum katholischen Katechismus,

zunächst für das Bistum Paderborn. I. Teil, neu bearbeitet von J. Gründer, Agl. Seminardirektor. Vierte, vollst. umgearb. Aufl. 444 Seiten gr. 8°. Brosch. M. 4.— = K 4.80, gebd. M. 4.60 = K 5.52.

Die Geschichte des Rosenkranzes

unter Berücksichtigung der Rosenkranzgeheimnisse und der Marien-Stationen dargestellt von Rektor Jakob Hubert Schütz zu Eöln. 304 Seiten gr. 8°. Brosch. M. 6.— = K 7.20, gebd. M. 7.50 = K 9.—.

Die Bitten der Herz-Jesu-Stationen,

die Kindheit und Leidenszeit Jesu in zweiundvierzig Herz-Jesu-Predigten, sowie Aussprüche der Kirchenväter und die Bedeutung der Seitenwunde Jesu. Von Rektor Jakob Hubert Schütz. (Festschrift zum Eucharistischen Kongreß zu Eöln 1909.) 248 Seiten 8°. Brosch. M. 3.50 = K 4.20

Die Eölnner Bürger-Gesellschaft.

1608—1908. Von Prof. M. Müller Mit zahlreichen Illustrationen. 207 Seiten 8°. Brosch. M. 4.— = K 4.80.

Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

Zeitschrift für katholische Theologie.

XXXIII. Jahrgang.

== Jährlich 4 Hefte. Preis 6 K. ==

Inhalt des soeben erschienenen 4. Heftes:

Abhandlungen. S. Baumgartner, Der Kommunismus im Christentum S. 625
 F. Maurer, Arbeitslohn und Honorar für stündliche Handlungen (2. Art.) S. 646
 J. P. Bodt, Tibate IX. X (Eckhart) S. 667
 J. Donat, Frei vom Joch der Überwelt S. 693
Rezensionen. E. Commer, Die jüngste Phase des Schellstretes (H. Hurter) S. 721. — E. Rosa, l'Enciclica Pascendi e il Modernismo (F. Krus) S. 728.
 Corpus Scriptorum Eccl. Latin. LII (H. Bruders) S. 725. — L. Murillo, San Juan (D'Arch) S. 728.
 M. Jugie, Hist. du Canon de l'A. T. dans l'Eglise Grecque et l'Egl. Russe. — L. Dennefeld, Der älteste Kanon der antiochen. Schule (H. Bruders) S. 731. Mélanges de la Faculté Orientale Beyrouth III, 2 (G. Hlograss) S. 735. — G. Arendt, Aequiprobabilismus ab ultimo fundamento discussus (F. Franz) S. 739. — F. Schaub, Die katholische Caritas und ihre Gegner (H. Koch) S. 740. — A. v. Kostanecki, Arbeit und Armut (H. Koch) S. 743.
 J. Susta, Die röm. Kurie und das Konzil von Trient unter Pius IV (M. Kröb) S. 744. — H. Siebert, Beiträge zur vorref. Heiligen- u. Reliquienverehrung. — B. Pfleger, Martin Eifen-grein. — F. Kalt, Die Ehe am Ausgang


des Mittelalters. — F. Schmidlin, Die kirchl. Zustände in Deutschl. vor dem 30-jährigen Kriege (M. Kröb) S. 746. — U. Stutz, Der neueste Stand des deutschen Bischofswahlrechtes (J. Niederlad) S. 751. — M. Höbner, Geschichte des Bistums Limburg (M. Kröb) S. 767. — J. Marcuse, Die sex. Frage u. das Christentum. — Fr. B. Foerster, Sexualertht und Sexualpädagogik (F. Krus) S. 770. — J. Bedt, Über Arbeiterfessfrage I (H. Koch) S. 774.

Analekten. In welcher Sprache hat Christus seine Apostel unterwiesen? (G. Gietmann) S. 777. — Die Ausgrabungen in S. Crisogono. Ein neues Gebiet der Roma Sotteranea (P. Sinthern) S. 789. — „Sedes ubi prius sedet s. Petrus“ materielle Cathedra oder Lokalbezeichnung? (P. Sinthern) S. 792. — Bemerkungen zum 1. Buche Samuels (H. Wiesmann) S. 796. — Zur Palästinafunde (J. Linder) S. 803. — Zur Itala: Act 27, 2 in der Italafassung s. Eine sonderbare Ver-wechslung der beiden Simon (J. Denf) S. 801. — Zur neueren kirchenrechtlichen Literatur (M. Hofmann, M. Führich) S. 808. — Der Unionkongress in Belgrad (M. Koncar) S. 812.

Kleinere Mitteilungen S. 813
Register zu diesem Jahrgang S. 817
Literarischer Anzeiger Nr. 121 S. 29*

Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Freiheit der Wissenschaft Ein Gang durch das moderne Geistesleben

von Dr. Josef Donat S. J., Professor an der Universität Innsbruck. XII u. 494 Seiten. Preis: Broschiert K 4.80 = M. 4.08, in Leinwand-band K 5.80 = M. 4.95.  Ausführlicher Prospekt über das hoch-interessante Werk gratis und franko.

Antiquariats-Katalog Nr. 290.

Kathol. Theologie

enthaltend in 19 Abteilungen
 == 3827 Nummern ==
 liefert gratis und franko

Bayreuth, Seligsbergs Antiquariat.

Konrad Sickingers Sonn- und Festtagspredigten.

572 Seiten gr. 8°. M. 6. — = K 7.20, geb. M. 7. — = K 8.40. Verlag: Breer & Thiemann-Hamm (Westfalen).

Ulr. Moser (J. Meyerhoff), k. u. k. Hofbuchhändler, Graz.

Neuigkeiten unseres Verlages!

- Dominikus-Kalender für das Jahr 1910.** 21. Jahrg., herausgeg. von P. Reginald M. Schultes, O. P. 8°. (VIII, 184 S.) K —.70 = M. —.60
- Groner A., In Not und Gefahr.** Geschichtliche Erzählungen. Mit 5 Bildern. (Bd. XVII der „Erzählungen für Jugend und Volk“.) 8°. (196 S.) Geb. in Kaliko K 2.— = M. 1.80.
- Horaček Fr., Religiöse Vorträge für die reifere katholische Jugend, IV. Zyklus.** (Festreden u. Gelegenheitsansprachen, vorwiegend zum Gebrauche der Militargeistlichkeit.) Kl. 8°. (132 S.) K 2.— = M. 1.80.
- Madonnen-Blockkalender für 1910.** Mit Sinnsprüchen für jeden Tag. K 1.— = M. —.90.
- Riedl Dr. Joh., Ausgewählte leichtfaßliche Predigten, II. Band.** (Festtagspredigten.) 5. Aufl. 8°. (XII, 404 S.) K 4.— = M. 4.—.
- Roik P. Alois, Ein Sträußchen Vergißmeinnicht** zum Schmucke des Missionskreuzes. Erinnerungsblätter an die Tage der heiligen Mission. 24°. (32 S.) K —.20 = M. —.20.
- Seidl Joh., Praktisches Hilfsbuch zu Panholzers „Große Biblische Geschichte“, II. Band.** (Neues Testament.) K 5.40 = M. 4.50.
- I./II. Band, geb. in 2 Kalikobänden K 10.40 = M. 12.40; geb. in 1 Halb'ranzband K 11.50 = M. 9.50.
- Vreže Joh. B., Geheiligt werde dein Name!** Gebet- und Gesangbüchlein. (Ganz nach dem neuen Katechismus bearbeitet.) 3. vermehrte Aufl. 24°. (320 S.) Geb. in Kaliko, Rot-schnitt K 1.— = M. —.90; Leder, Goldschnitt K 1.60 = M. 1.40.

Im Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg

sind mit oberhirtlicher Druckgenehmigung soeben erschienen:

- Bona, J. (Ord. Cist.), De Sacrificio Missae Tractatus Asceticus,** continens praxim attente, devote et reverenter celebrandi. 224 pag., 32°, Mk. 0.60, in biegsamem Leinwandband Mk. 1.—.
- Ott, Gg., Vade mecum für Priester am Kranken- und Sterbebette.** 11., verbesserte Aufl. 384 Seiten. 8°. Mk. 1.60, in Leinwandband Mk. 2.20.
- Schober, G. (Congr. Ss. Redempt.), Caeremoniae Missarum Solemnium et Pontificalium** aliarumque Functionum ecclesiasticarum. Edit. II., revisa et aucta. 440 pag. 8°. Mk. 3.—, in Leinwandband Mk. 4.—.

1 Mk. = 1 Kr 20 h Ö. W. = 1 Fr. 25 cts.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder Verlag, Wien I., Wollzeile 33.

Sieben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Mathies, Dr. P. Baron de (Ansgar Albing), **Predigten und Ansprachen** zunächst für die Jugend gebildeter Stände. I.: Predigten vom ersten Adventsonntag bis zum Weissen Sonntag nebst elf Gelegenheitsreden. 8^o. (X u. 222) M. 2.50 = K 3.—; geb. in Leinw. M. 3.— = K 3.60.

Msgr. de Mathies hat sich in seinen unter dem Pseudonym Ansgar Albing herausgegebenen früheren Schriften als seinen Kenner der Psyche der gebildeten Jugend bewährt. Seine „Predigten und Ansprachen“ eignen sich auch als geistliche Lesung.

Meisler, M., S. J., Drei Grundlehren des geistlichen Lebens. 8^o. (X u. 172) M. 2.— = K 2.40; geb. in Leinw. M. 2.80 = K 3.36.

Das Schriftchen gibt die Quintessenz des geistlichen Lebens. Als die drei Grundlehren werden „Beten“, „Sich überwinden“, „Den göttlichen Heiland lieben“ in kurzen, nach Form und Inhalt höchst ansprechenden Kapiteln behandelt.

Reck, Dr. F. K., Direktor des Wilhelmstifts zu Tübingen, **Das Missale als Betrachtungsbuch.** Vorträge über die Messformularien. gr. 8^o. III: Das Commune Sanctorum. — Auswahl aus dem Proprium Sanctorum. (VIII u. 610) M. 7.— = K 8.40; geb. in Leinwand M. 8.20 = K 9.84.

Früher ist erschienen: I: Vom 1. Adventsonntag bis zum 6. Sonntag nach Ostern. M. 6.— = K 7.20; geb. M. 7.20 = K 8.64. II: Vom Pfingstsonntag bis zum 24. Sonntag nach Pfingsten. M. 4.60 = K 5.52; geb. M. 5.80 = K 6.96.

Ein weiterer Band wird die Ferialmessen und die nach dem Advent einfallenden Feste behandeln. „Ein nicht genug zu empfehlendes Buch.“
(„Germania“, Berlin 1909, Nr. 211.)

Rundschreiben Unseres Heiligsten Vaters Pius X., durch göttliche Vorsehung Papst. Autorisierte Ausgabe. (Lateinischer und deutscher Text.) Erste Sammlung. gr. 8^o. (IV u. 304) M. 4.— = K 4.80.

Enthält: Zum Regierungsantritt (4. Oktober 1903). Ueber die Jubelfeier der Verkündigung des Glaubensjahres der Unbefleckten Empfängnis Mariä (2. Februar 1904). Zum 1300jährigen Jubiläum des Heimganges Papst Gregors d. Gr. (12. März 1904). Ueber den religiösen Volksunterricht (15. April 1905). Ueber die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich (11. Februar 1906). Ueber das Studium der Heiligen Schrift in den theologischen Lehranstalten (27. März 1906). Ueber die Lehren der Modernisten (8. September 1907).

Stöhr, Dr. M., Handbuch der Pastoralmedizin mit besonderer Berücksichtigung der Hygiene. Fünfte, verbesserte

Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Kannamüller. (Theologische Bibliothek.) gr. 8^o. (XII u. 572) M. 7.50 = K 9.—; geb. in Halbfassian M. 10.— = K 12.—.

Als Vorzüge von Stöhrs Pastoralmedizin gelten: Reichhaltigkeit, sachliche Gediegenheit aufgebaut auf reicher Erfahrung, Beziehung der Hygiene, lebensvolle Darstellung und Berücksichtigung moderner Verhältnisse im Rahmen des Dogmas.

Wilms, P. S., O. Pr., Der religiöse Mensch im Urteil der Welt. 12^o. (X u. 176) M. 1.20 = K 1.44; geb. in Leinwand M. 1.70 = K 2.04.

„Ein beschränkter Geist“, „Ein furchtbarer Charakter“, „Ein weibischer Gefühlsmensch“ und andere von der Welt dem Religiösgesinnten gegebene Titulaturen untersucht der Verfasser auf ihre Berechtigung in flott geschriebener Sprache, anregend durch interessante Beispiele.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder Verlag, Wien I., Wollzeile 33.

Sieben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Ludw. v. Pastor, Geschichte der Päpste

seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet. gr. 8°

V. Band: Paul III. (1534—1549.) 1.—4. Aufl. M. 12.50 = K 15.—; geb. M. 14.50 = K 17.40.

L. v. Pastors Lebenswert, für den Geschichtsforscher unentbehrlich, hat auch in weiteren Kreisen der Gebildeten Eingang gefunden. Kein Freund der Kunst- und Kulturgeschichte wird Pastor, der auf Grund größtenteils neuen Quellennaterials abschließend die Zeit eines Nikolaus V., Pius I., Alexander VI., Julius II., Leo X. usw. behandelt, missen dürfen.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. Prospekt kostenfrei vom Verlag.

Bartmann, Dr. B., Professor der Theologie in Paderborn. **Christus ein Gegner**

des Marienkultus? Jesus und seine Mutter in den heiligen Evangelien. Gem. inverständlich dargestellt. gr. 8°. (VIII u. 184)

M. 3.— = K 3.60; geb. in Leinw. M. 3.80 = K 4.56.

Der Verfasser strebt eine objektive wissenschaftliche Lösung der Titelfrage an und findet eine feste Position gegen die protestantische Polemik, wie auch den wahren Grund der sittlichen Größe Marias, sowie die Berechtigung der katholischen Marienerehrung.

Cathrein, B., S. J., Die katholische Weltanschauung

in ihren Grundlinien mit besonderer Berücksichtigung der Moral. Ein apologetischer Wegweiser in den großen Lebensfragen für alle Gebildete.

Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. 8°. (XVI u. 578) M. 6.— = K 7.20; geb. in Leinw. M. 6.80 = K 8.16.

„Diese Klarheit, Wissenschaftlichkeit, Beherrschung des Stoffes, warmherzige Gesinnung, kräftige, edle Darstellung vereinigen sich hier aufs trefflichste. An Festigkeit und Sicherheit und innerer Schönheit erhebt sich dieses Werk z. B. weit über die Schriften eines Hilthy, der heute so viel gelesen und besprochen wird. . . .“ (Schweizer. Kirchenzeitung 1908, Nr. 14.)

Hergenröther, F. Kardinal, Handbuch der allgemeinen

Kirchengeschichte. Vierte Auflage, neu bearbeitet von Dr. F. P.

Kirsch. Vollenendet in 3 Bänden. gr. 8°.

I.: Die Kirche der antiken Kulturwelt. M. 10.— = K 12.—; geb. M. 12.50 = K 15.—. II.: Die Kirche als Leiterin der abendländischen

Gesellschaft. M. 15.— = K 18.—; geb. M. 18.— = K 21.60. III.: Die

Kirche nach dem Zusammenbruch der religiösen Einheit im Abendland

und die Ausbreitung des Christentums in den außereuropäischen Welt-

teilen. M. 17.50 = K 21.—; geb. M. 20.50 = K 24.60.

„Das Werk gehört wegen seiner wahrhaft imponierenden Reichhaltigkeit zu jenen Nachschlagebüchern, welche nie versagen.“

(Theolog.-prakt. Monatschrift, Bassau 1907, Heft 12.)

Suonder, A., S. J., Der einheimische Klerus in den

Seidenländern. Mit 32 Abbildungen. (Missions-Bibliothek.) gr. 8°.

(X u. 312 S. u. 12 Tafeln.) M. 4.20 = K 5.04;

geb. in Leinw. M. 5.— = K 6.—.

Die Arbeit behandelt, auf eingehenden historischen Studien fußend, mit genauer Kenntnis der Sachlage eine der bedeutamsten Fragen des Missionswerkes.

Wolgarten, G., Pfarrer, Dreifacher Jahrgang ganz kurzer

Homilien auf alle gebotenen, sowie die sonstigen wichtigen Festtage

des Kirchenjahres. Zweite Auflage. 8°. (VIII u. 218) M. 1.80 = K 2.16;

geb. in Leinwand M. 2.60 = K 3.12

Diese Homilien sind ganz kurz, aber gehaltvoll, stofflich zeitgemäß und packend.

Im Verlage von **Heinrich Kirsch** in **Wien**, I., Singerstraße 7,
sind jüngst erschienen:

Der zweite pädagogisch-katechetische Kurs der österr. Leo-Gesellschaft in Wien vom 16. bis 29. Februar 1908. Vollständiger Bericht. XXII u. 368 Seiten. Lex. 8°. Brosch. K 6.—.

Das Buch enthält den vollen Wortlaut aller gehaltenen Vorträge und ist für jeden Geistlichen, besonders aber für jeden Katecheten und Religions-Professor von grossem Werte.

Blätter für Kanzel-Beredsamkeit redigiert v. Minichthaler, Pfarrer in Piesting in Niederösterreich. XXX. Band. 1. Heft. Jährlich 10 Hefte. Preis pro Jahr K 7.50.

Beiträge hervorragender Mitarbeiter; der laufende 30. Band bringt u. a. Predigten von P. G. Diessel; diese Zeitschrift sollte jeder Prediger halten. Sie bietet für den geringen Preis sehr viel.

Klein Prof. W., Ansprachen an seine Schüler. 216 S. 8°. Brosch. K 2.80, mit Post K 3.—.

Für Katecheten und Religions-Professoren sehr verwendbar.

Krauss Dr. Ev., Aus unseren Tagen. 500 Zeitungsberichte für Redner und Schriftsteller. IV und 428 S. 8°. Brosch. K 3.60, gbd. K 4.80.

Das Buch stellt eine moderne Beispielsammlung dar, die jeder Geistliche bei Predigt und Katechese, bei Vereinsreden u. dgl. wird bestens verwenden können.

Reinhard Dr. Georg, Der alte und neue Glaube. Ein Beitrag zur Verteidigung des katholischen Christentums gegen seine modernen Gegner. 2. Aufl. XII u. 392 S. 8°. Brosch. K 6.—, gbd. K 8.—.

Eine für gebildete Katholiken geschriebene, durchaus moderne und brauchbare Apologie des katholischen Christentums; die erste Auflage war innerhalb Jahresfrist vergriffen. Glänzend besprochen in der gesamten katholischen Presse.

Schlöss Dr. H., k. k. Reg.-Rat, Propädeutik der Psychiatrie für Theologen und Pädagogen. Mit einem Vorwort von Dr. Heinr. Swoboda, Hausprälat Sr. päpstl. Heiligkeit, k. k. o. ö. Univ.-Prof. in Wien. VIII u. 128 S. 8°. Brosch. K 3.—, gbd. K 4.—.

Ein für Geistliche und Lehrer sehr bedeutendes Buch eines hervorragenden Fachmannes.

Seipel Dr. Ig., Beim eucharistischen Gott. Ein Zyklus homiletischer Vorträge. IV u. 142 S. 8°. Brosch. K 2.—, gbd. K 3.—.

Ein bereits in der Praxis erprobtes Buch, das allen Religions-Professoren zunächst sehr warm empfohlen werden kann.

Wolfsgruber Dr. Cölestin, Apocalyptische Predigten. VI u. 140 S. Lex. 8°. Mit den 16 Bildern zur Apokalypse von Albrecht Dürer. Brosch. K 3.—, gbd. K 4.—.

Ein Buch für jeden Prediger und für alle gebildeten Katholiken.

Wolfsgruber Dr. Cölestin, Kirchengeschichte Oesterreich-Ungarns. VI u. 216 S. Lex. 8°. Mit einer Tabelle und einer Kirchenkarte von Oesterreich-Ungarn. Brosch. K 4.80, gbd. K 6.—.

Eine Kirchengeschichte von Oesterreich-Ungarn hat es bis dato noch nicht gegeben; dieses Buch des hervorragenden Fachgelehrten findet daher überall grossen Beifall.

Zehetbauer Dr. Franz, Das Kirchenrecht bei Bonifatius, dem Apostel der Deutschen. VIII u. 140 S. gr. 8°. Brosch. K 3.—.